J. J. David

Gesammelte Werke 7

Essays

München und Leipzig · R. Piper & Co.


OTTO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG
:LEIPZIG:





J. J. David
Gesammelte Werke
Siebenter Band

J. J. David

Gesammelte Werke

Herausgegeben von
Ernst Heilborn und Erich Schmidt

Siebenter Band



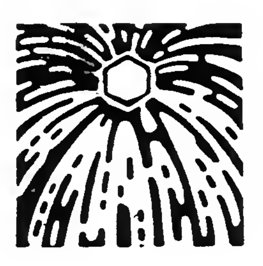
München und Leipzig
R. Piper u. Co.
1909



J. J. David

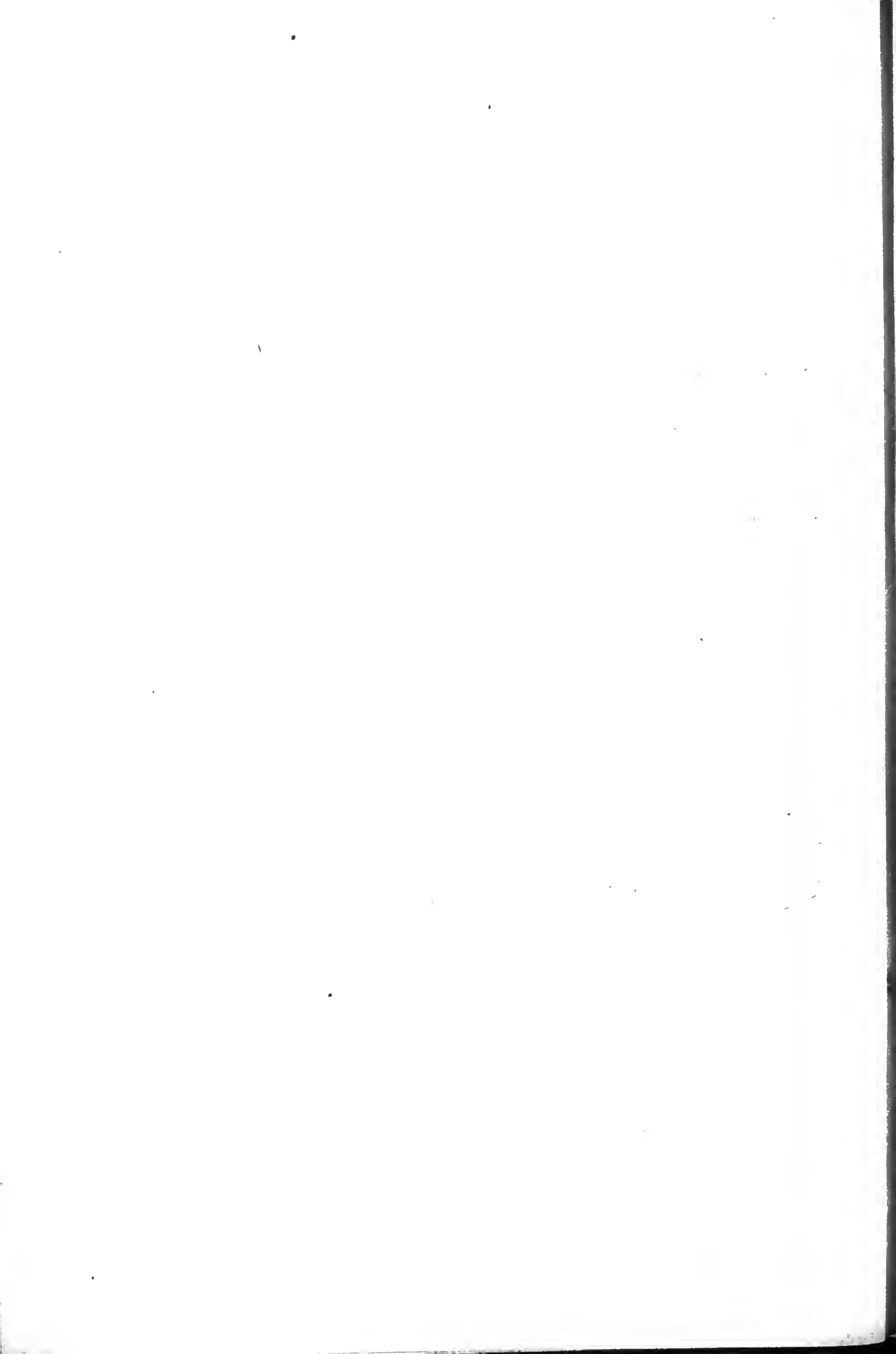
Essays

Mit einem Porträt



München und Leipzig
R. Piper u. Co.
1909

Inhalt:



Franz Grillparzer

Am 15. Januar 1891 sind es hundert Jahre her, daß uns Franz Grillparzer geboren wurde. Wien und Oesterreich rüsten sich, diesen Tag geziemend festlich zu begehen. Es steht nicht zu bezweifeln, daß auch seine weitere Heimat, daß Deutschland freudig teilnehmend dabei mittun wird. Denn gerade in jüngster Zeit hat er sich auch draußen eine immer größere Gemeinde zu eigen gemacht; wir haben es mit angesehen, wie selbst die Gestalten, die wir für allzu süddeutsch, für zu wienerisch hielten, im Reiche die Bretter beschritten und Leben wie Liebe gewannen. Das goldene Buch der Klassiker, das manche geschlossen glaubten, hat sich ihm geöffnet; und wenn ihn noch unlängst Rudolf Gottschall ein Talent zweiten Ranges nennen durfte, auf das obendrein er zuerst aufmerksam gemacht haben wollte, so ist heute eine solche Aeußerung unmöglich geworden, wie sehr auch dieser oder jener an Grillparzers Bedeutung und Größe herum zu nörgern versuche.

Der Sohn eines Wiener Anwalts, der aus guten Vermögensverhältnissen und angesehener Stellung durch die Ungunst und die Wirrnisse der Zeiten zu völliger Armut hinuntersank, hat er sehr früh den Kampf ums Dasein und die Mühsal des Erwerbes für sich und seine

Mutter, der er die leidenschaftliche Liebe zur Musik und wohl auch die ungemeine Erregbarkeit des Wesens dankte, auf sich nehmen müssen. Er hat ihn tapfer bestanden; aber wie hart er ihm wurde, dafür ist mehr als ein Beweis noch vorhanden. Keiner vielleicht so rührend, wie ein Brief der Mutter an seinen jüngeren Bruder Camillo, der damals die Seinen aus dem Konvikt, in dem er untergebracht war, über die Ferien aufsuchen wollte. Die Mutter rät ab; allerdings habe der Franz für sein Stück gerade dreihundert Gulden bekommen; aber er müsse sich dafür alles, vom Hemd an, schaffen, und so würde es ihnen schwer fallen, dem Gast auch nur die Kost bieten zu können, die er dort unentgeltlich erhalte. Das Stück, dessen hier gedacht wird, ist die „Sappho", und in solcher Not, daß sie nicht einmal eine eigene Wohnung hatten, waren Grillparzers Angehörige, nachdem sich „die Ahnfrau" längst alle Bühnen bis zur letzten Schmiere erobert hatte. Wer will ermessen, wie solche Verhältnisse auf den Dichter wirkten? Wie jenes frühere Erlebnis, als die gräfliche Familie, bei der er als Erzieher lebte, den schwer Kranken hilflos in einem fremden Lande, dessen Sprache er nicht kannte, in den Händen eines unwissenden Baders verließ? Wie jenes Furchtbare, der Tod der Mutter durch eigene Hand? Es hat sich viel Trauriges in seinem Leben gedrängt; er wurde eine glücklose Natur, er konnte nicht anders werden.

Dazu mischten sich in ihm die widerstreitendsten Eigenschaften in einer Weise, die vielleicht ihresgleichen nicht mehr hat. Er verfügt über einen Verstand von fast unheimlicher Klarheit und Schärfe; über ein

Wissen von großem Umfang in jeder Hinsicht. Aber diese Gelehrsamkeit ist völlig selbsterworben, also nicht frei von Einseitigkeiten und Härten. Jeder Autodidakt überschätzt das, was er weiß, und unterschätzt das Fehlende. Und neben diesem Verstande treibt eine gewaltige und unberechenbare Phantasie ihr dunkles Wesen. Sie läßt ihn abhängig werden von jeder Stimmung, in die er sich selbstquälerisch grübelnd vertieft; er wird wehrlos gegen sich selbst. Ein Beobachter von größter Hellsichtigkeit auch in Augenblicken, da es sonst eigentlich niemand mehr ist, kann er seinen Nächsten gegenüber beinahe grausam in seiner Aufrichtigkeit und Rücksichtslosigkeit werden, und war es nicht selten. Derselbe Mann ist doch wieder so wienerisch weich, daß er sich selbst Menschen nicht vom Halse schaffen kann, die ihm einfach widerwärtig sind. Das gehört freilich dem Vormärz fast typisch an; geradeso, wie seine Gewohnheit, jeder Uebellaune in giftigen Stachelreimen Luft zu machen. Sind sie aber fertig, dann werden sie fein säuberlich in ein Pult getan und dort sorgfältig verwahrt. Erst mit seinem Tode schwirren sie, behende Wespen, in die Welt; nicht alle freilich. Wer kann wissen, was jene Geheimpapiere noch beschließen, die sich im Besitze der Wiener Stadtbibliothek wohlgesiegelt befinden? Mag sein, daß aus ihnen dem Pathologen und dem Geschichtschreiber noch eine reiche Ernte wird.

Eine frühreife Sinnlichkeit läßt ihn in noch jungen Jahren Gefallen an schönen Frauen finden. Heftig begehrend, sieht er sich zeitig in Schuld verfangen. Ein reines Glück wird ihm überhaupt nicht zuteil; nicht

bei der Frau seines Freundes und Verwandten Paumgartner, nicht bei Marie Daffinger, die er geliebt, noch ehe sie die Gattin des ihm persönlich nahestehenden Malers geworden; ein Stachel ist in all diesen Verhältnissen, muß es ihrer Natur nach sein. Das Glück wird ihm aber auch dort nicht, wo er es zuletzt und am längsten suchte: bei Katharina Fröhlich, seiner ewigen Braut. Wer will entscheiden, was hier die Schuld trägt? Es mag sein, daß wirklich die Empfindung die beiden auseinanderhielt: zwei so ganze und in sich ruhende Naturen konnten nicht so viel von ihrer Eigenart abgeben, um völlig eins zu werden, wie es eine Ehe verlangt, mindestens eine, wie sie Grillparzer als Ziel des Wunsches vorschwebte. So deutet er's in seinem schönen Gedichte: „Jugenderinnerung im Grünen" in den Worten: „Ich war ein Ganzes und auch sie war ganz" und „Wir glühten, aber ach, wir schmolzen nicht". Allerdings ist es aber auch möglich, daß er ein andermal der Wahrheit näher kam, als er von einem Verhältnisse sprach, das er aus künstlerischer Freude an seiner Reinheit so lange rein erhielt, bis es sich nicht entwickeln noch lösen ließ. Gewiß ist eines: ein mäßiges Glück hätt' ihm nie genügt; das jauchzende und volle aber, das ihn hätte erfüllen sollen, blieb ihm versagt.

Leidenschaftlich begehrend aber war er auch in der Kunst. Wir können jetzt erst ermessen, wie bald er sich zum Drama hingezogen fühlte, an wie zahlreichen Stoffen er sich, allerdings tastend und ungelenk, versucht hat. In jähem Ruck macht er sich von diesen Kinderplänen frei; in einem Anlauf gewinnt er seinen

ersten Erfolg. Er arbeitet im Feuer; das glüht fast gespenstisch in der „Ahnfrau"; es steigt in schöner Lohe in der „Sappho" gerade gen Himmel. Wir können es an den Originalmanuskripten der Stadtbibliothek sehen, wie wenig er änderte und feilte. Aber dieses Feuer verflog — wieder echt wienerisch — nur zu leicht; während ihn in der Stimmung nicht einmal das Lärmen von Bäckerknechten störte, die unter seiner Stube rumorten, konnte ihn ein Wetterumschlag aus allen seinen Entwürfen hinausscheuchen. Dann will er verzweifeln und befürchtet ein gänzliches Versiegen des Bornes in sich. Erst spät, dann allerdings mit reichem Segen, wird er seiner widerhaarigen Begabung Meister, lernt mit dem Dämon in sich kämpfen, wie der Erzvater mit dem Engel gestritten. Aber er wäre unfähig gewesen, mit einem Stoffe zu ringen, wie Heinrich von Kleist es mit dem Riesenentwurfe des „Robert Guiscard" getan hat. Und so, mit seiner Stimmung, wechselt auch die Schätzung seines eigenen Wertes. Neben Worten voll schönen Selbstgefühls, das heute niemandem mehr übertrieben erscheinen wird, steht die kühle Selbstkritik über die Hero: „Wenn es gelang, war der Gewinn groß für die Poesie. Es gelang nicht"; oder, in bezug auf dieselbe Gestalt, der tiefschmerzliche Vers, der mir den Höhepunkt seiner Lyrik bezeichnet:

Was je den Menschen schwer gefallen,
Eins ist das Bitterste von allen:
Vermissen, was schon unser war;
Den Kranz verlieren aus dem Haar;
Nachdem man sterben sich gesehen,
Mit seiner eignen Leiche gehen.

Sonst ist nämlich seine Lyrik selten wirksam. Ihr

fehlt das Letzte, das Geheimnis, so schön seine Nachrufe — der wunderbare für Alma von Goethe zuvörderst — immer sein mögen. Auch mag ein schrullenhafter Zug mit Schuld tragen: er bewundert Uhland ausnehmend, kann wütend werden, wenn man etwa für Rückert einen gleichen Rang beansprucht, und will doch wieder hochmütig vom Volksliede nichts wissen, dem gerade dieser Dichter die besten seiner Töne abgelauscht. Auch der Autodidakt und der Beamte, der in Alt-Oesterreich beinahe ein Kastenmensch war, mögen zu dieser Unterschätzung des Volksmäßigen beigetragen haben.

Seine Zeit und seine Abstammung sind allenthalben wirksam bei ihm; manchmal sogar da, wo sie es eigentlich besser nicht wären. Auf die Wiener Volksbühne geht unter anderem die Freude am Märchenhaften zurück; wenn der spanische Einfluß bei ihm so stark ist, daß er die Werke der letzten Periode geradezu mit seinem Stempel prägt, so ist das auch nur bei einem Wiener möglich. Nicht umsonst standen die beiden Reiche, eines dem anderen ein Unheil, so lange in jedem Sinne in so naher Beziehung. Grillparzer ist immer ein Wiener: ob er nun ein Stück im Hinblick auf einen bestimmten Schauspieler schreibe — und wo hätte die Kunst Größeres geleistet, als einmal am Wiener Burgtheater? — ob er seine Wienerinnen gar allerliebst vermumme in griechischen oder sonst fremden Gewändern. Denn Hero so gut wie Melitta oder Rahel sind Wiener Kinder; allenthalben mag man hier Phaon oder Jason begegnen! und gar Leon und Edrita, das entzückendste Liebespaar, das er je geschaffen, sind an

der Donau zuständig in ihrem innersten Kerne. So gewähren denn seine Frauen leicht, was seine Männer so gern stürmisch begehren; sind heißblütig und doch wieder tüchtig und dem Erkorenen getreu. Das träumende Mädchen Hero erwacht vor Leanders Leidenschaft, das Weib aber überlebt den Tod des Geliebten nicht. Eine große Entwicklung ist in ihr fast über Nacht vorgegangen und mit seherischer Schärfe dargestellt; an Reichtum und innerer Wahrheit seiner Frauengestalten wüßt' ich überhaupt keinen Deutschen, dem Grillparzer weichen müßte. Denn selbst in der Familie, die durch die vorhin genannten Namen angedeutet ist, besteht eine unendliche Mannigfaltigkeit, hat jede ganz ihr eigenes Leben und Gesicht. Und etwa Kunigunde und Margarethe, die beiden Gegenspielerinnen im „Ottokar", Sappho und Medea oder Libussa und Esther, sie sind wieder ganz durchaus anders und doch echt. Man spürt immer, wie der Mann zu beobachten und dadurch, daß er sich selbst unablässig selbstquälerisch zergrübelte, auch zu deuten verstand. Ihm war die Wahrheit wirklich das Höchste; es ist bezeichnend, daß seine Esther an der Lüge zugrunde gehen sollte, mit der sie dem Könige entgegentrat. So mindestens nach einer Aeußerung gegen Auguste von Littrow; aber, wie im spätesten Alter, so ist dieser Haß der Verlogenheit schon in einer Jugendarbeit „Die Schreibfeder" das treibende Motiv. Da mag die „fabelhafte Rechtschaffenheit" des Vaters in seinem liebsten Sohne, dem er selbst manches Kleinliche, so sein Ungeschick in Beweisen der Liebe und der Verehrung, vererbt hat, fruchtbar nachgewirkt haben.

Aber nicht in dem, was bisher ausgeführt wurde, ruht Grillparzers eigentliche Größe, so bedeutsam es immer sei und so stolze Ruhmestitel es bedinge. Eher schon in einer Kunst, mit den einfachsten Mitteln die schönsten und reichsten Wirkungen zu erzielen, die nur durch eine Sprache von ungemeinem Wohllaut und glücklicher Sinnlichkeit, die sich jedem Gedanken willig zu Dienste gibt, begreiflich werden. Auch nicht in seiner Meisterschaft des Aufbaus, die so groß ist, daß der erste Akt des „König Ottokar" selbst nach Wilhelm Scherer, sonst keinem Freunde des Dichters, seinesgleichen nicht mehr hat in deutscher Sprache als Exposition betrachtet, noch auch in jener eigenen Begabung, die ihn das Zufällige symbolisch machen läßt, wie ihm das im „Goldenen Vließ" so trefflich geglückt ist. Das alles haben mehr oder minder andere auch gekonnt; er aber war mehr: er hat die historische Entwicklungstragödie der Deutschen geschaffen, die Schiller ohne allen Zweifel im „Wallenstein" und im „Demetrius" erstrebte. Das eine Mal hat er sein Ziel nicht erreicht, das andere Werk blieb Bruchstück. Hier nun setzte Grillparzer ein, und so erst wurde abgeschlossen, was die klassische Schule gewollt.

Diejenige seiner Tragödien, die den Typus der Entwickelung am klarsten darstellt, ist wohl „Das goldene Vließ". Der Charakter Medeens in all seinen Wandlungen verknüpft die Teile der Trilogie in eins, und nicht ein Uebergang wird flüchtig abgetan. Jedes äußere Erlebnis wirkt nach innen und fördert bestimmend; bis aus dem übermütigen, der Jagd frohen Mädchen voll herber Wahrhaftigkeit das verdüsterte und

von Ahnungen eines unentrinnbaren Unheils gepeinigte Geschöpf der „Argonauten“ erwachsen ist, das dann sicher zu schreckhafter Größe in der Rächerin ihrer Verwandten, der Kindesmörderin Medea emporgehoben wird. Nichts ist zufällig. Die Art, wie ihrer Amme Gora Erzählung vom traurigen Ende aller Genossen des frevelnden Zuges in der Brust des tiefgekränkten Weibes wurzelt und wuchert, bis es entschlossen ist, Jason die Buße aller zu bereiten, wie er die Sünden aller gehäuft, — ist mit das Höchste, was je einem Tragiker gelungen ist. Und auch diese Szene ist wieder nichts als die Vorbereitung eines Schlusses, der den Hörer bewegt und dennoch mit einem Rätsel entläßt. Aehnlich im „Ottokar“; es gehörte schon mehr als gemeine Kunst dazu, jene Entwickelung des herrischen Böhmerkönigs bis dahin begreiflich zu machen, wo er, der die Menschen zu Tausenden hingeworfen, um einen Einfall, um ein bloßes Nichts, sich daran erinnert, welches Wunder der Menschenleib ist, bis er am Vorabende seines Todes den Schlachtengott anfleht: „Geh als ein Gott der Gnade zu Gericht.“ Es mußten beiden Gestalten, der Kolcherin wie dem streitbaren Fürsten, ganze Welten versinken und wieder neue auftauchen, ehe sie zu solchen Entschlüssen oder zu so tiefer Einkehr gelangen konnten. Und wie endlos ist der Abstand zwischen dem Leon und der Edrita aus dem Anfang von „Weh dem, der lügt!“ und denen am Schlusse dieses Lustspiels, das auch erst langsam in seinem vollen, einzigen Werte erkannt wird und vielen — trotz Laube, der bei all seinen großen Verdiensten um die Wiederbelebung Grillparzers diesem Stück nicht gerecht werden konnte — für

sein Höchstes gilt, wie weit der Weg in sich, den Hero durchlaufen mußte und den zu durchmessen der Esther ohne allen Zweifel bevorgestanden hätte. Für seine reifsten Gestalten, die ausgenommen, die nach spanischem Muster sprunghaft angelegt sind, gilt das Wort des dunklen Heraklit von Ephesus: „Alles fließt"; alles bewegt sich nach unergründlichen Gesetzen in geheimnisvoller Bewegung einem bestimmten Ziele zu, das erreicht werden muß, mit jener Naturnotwendigkeit, die überhaupt die Geschicke der Menschen vorherbestimmt und sie mit geheimen Rätselworten, die bei jeder Entscheidung anklingen, uns in die Seele grub.

Mit dieser Art aber, seine Menschen vor uns leben und leiden zu lassen, hat Grillparzer wiederum zweierlei bewirkt; das eine ist mehr äußerlich, immerhin aber hochwichtig für ihn: er war der Erste, der eigentlich mit der herkömmlichen Einteilung der Charaktere nach Rollenfächern gänzlich gebrochen hat. Bei ihm kann man, will man nach der Schablone verfahren, oft die größten Fehler in der Besetzung eines Stückes begehen. Gehört Ottokar dem Heldenspieler? Kann sein, aber er muß ihm durchaus nicht zugeteilt werden. Die Hero der Naiven? Das hängt ganz von den Umständen ab. Einen Intriganten, etwa noch im Sinne Schillers, hat er nie gezeichnet; die Sonderung nach guten und schlechten Menschen, die aus der Kunst beseitigt zu haben sich die Realisten zum Verdienste anrechnen, ist bei ihm schon gänzlich durchgeführt. Und wenn Medea durchaus von der Heroine dargestellt wird, so ist das ein Fehler; es ist unmöglich oder wird doch nur sehr selten gelingen, so eine Vorstellung von dem zu geben, was der Dichter

wollte: nur bei reifster Kunst, die noch dazu über die reichsten Mittel verfügt. Grillparzer sucht den ganzen Menschen in seinem ganzen Umkreis zu packen und auszudeuten, soweit dies nach der zeitlichen Beschränkung möglich ist, die ein Theaterabend notwendig bedingt. Es gibt nun allerdings einseitige Menschen; in dem Sinn aber, wie sie unsere Stückefabrikanten vorzuführen lieben, gehören sie im Leben zu den größten Seltenheiten. Und so ist denn ein innerlich einfacher Charakter bei Grillparzer kaum zu finden; wie er unendlich reich und vielseitig war, so sind es die Menschen, die er, selbst Schöpfer, nach seinem Ebenbilde, nach dem Urbild in sich schafft. Und wie uns das Leben selbst heute diesen morgen jenen Zug eines Mannes vor Augen stellt, sodaß der Eindruck seines Wesens beständig wechselt und wir uns eigentlich erst nach langer Bekanntschaft, vielleicht gar nie, Rechenschaft über das geben können, was für diesen unseren Freund bezeichnend ist und wohin wir ihn somit tun sollen, so geht es uns mit seinen Gestalten. Allmählich und in lauter kleinen Zügen offenbaren sie sich uns; und doch wird er nie Miniaturmaler, weil die Bühne das durchaus nicht leidet. Am Ende stehen sie vor uns und sind uns in tiefster Seele lieb geworden, aber einschachteln können wir sie nicht. Ganz rund und plastisch sehen wir sie, aber sagen: sie sind so oder so, das können wir wieder nicht, oder doch nur mühsam und auf dem Wege der Analyse. Hierin liegt eines der vornehmsten Kunstgeheimnisse Grillparzers; erreichbar nur einem Menschen, der hart gegen sich in der Selbstbeobachtung und — es fehlt nicht an Beweisen dafür, unter Umständen fast grausam gegen andere

sein konnte. Bei aller fast kindlichen Gutmütigkeit. Nur ein solcher konnte die rätselvolle und des Bestaunens würdige Gestalt Rudolfs II., der „von seinem Vater Tatkraft nicht geerbt“ und vielleicht mehr noch an diesem Bewußtsein zugrunde geht, als an allem anderen, glaubhaft machen mit all ihrer Schrullenhaftigkeit, die dann jählings ins Großartige sich emporhebt; nur ein solcher konnte jene Naturlaute behorchen und festhalten, die gerade in diesem Drama so erschütternd angeschlagen werden. Ist doch die ganze große Szene mit Ferdinand von Steiermark eine Reihe von solchen. Oh, die Kenner und die Feinschmecker wissen wohl, was sie an diesem Alchemisten haben, der jeder geheimen Kunst bewußt ist, mit der man an das Herz des Menschen rührt und der noch niemanden aus seinem Banne entlassen hat, der sich jemals in sein Zauberreich begeben hat. Es hat sich auch noch keiner fortgewünscht.

Aber, so unerschöpflich sein innerer Reichtum immer sein möge, er allein konnte unmöglich genügen, Grillparzers Erscheinung völlig aufzuklären. Dazu gehört noch, daß man berücksichtigt, mit wie rastlosem Fleiße er schuf. Der Gedanke, die Empfängnis war rasch; darnach aber begannen in den Jahren, in denen er nicht mehr stoßweise produzierte, die umfänglichsten Quellenstudien. Wir wissen heute, was er alles für seine Stücke aufzeichnete, aus alten Berichten auszog; allenthalben aber findet er neue Anregungen, ein Keim drängt und bedrängt den anderen. Es ist schwindelnd, was von Planen und Vorsätzen schon ans Tageslicht gezogen ist; überall ist schon der dramatische Kern angedeutet, um den sich das Ganze dann aufbauen sollte,

vielfältig kann man sich sogar eine ungefähre Vorstellung machen, wie er sich die Handelnden dachte. So trägt er sich geraume Zeit mit einem Spartakus; mag sein, daß sich der vielumworbene und spröde Thraker ihm endlich ergeben hätte. Die großen Schatten der „letzten Römer“, des Marius und des glücklichen Sulla, gedachte er mit starker Beschwörung ans Licht zu rufen; der glückliche, liebenswürdig-leichtfertige und doch wieder kraftvolle Heinrich IV. von Frankreich beschäftigte ihn. Keine Frage der Zeit bleibt unbeachtet; einmal, in seinem vielgenannten und noch mehr mißdeuteten Zuruf an Radetzky, trifft er ihr Losungswort und — wir müssen es heute gestehen — mit prophetischer Sicherheit das Richtige; wiederholt irrt er sich in seiner Schätzung der Ereignisse. Auf mehr als einem Gebiete der Forschung ist er tätig; ein reiches Material bringt er zur Geschichte des spanischen Dramas zusammen. Alles interessiert ihn, alles sucht er sich zu eigen zu machen. Seine Sprüche in Prosa bestehen neben Goethe; und in zwei Prosawerken hat er uns ein so kostbares Vermächtnis übermacht, daß er allein um ihretwillen nimmermehr aus der Geschichte der deutschen Literatur weggedacht werden kann. Es wäre traurig, würde seine Autobiographie oder der „Arme Spielmann“ jemals vergessen.

An das erste Werk, ein Fragment, das bald abreißt, aber manche spätere Ergänzung hat, knüpft sich übrigens abermals eine höchst bezeichnende Geschichte. Man hatte ihn zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften gemacht und er war nicht übel Willens, seinen Dank dafür in einigen saftigen Grobheiten zu erstatten. Das

Konzept dazu kennen wir; es wurde nicht ausgeführt, sondern im Pult beigesetzt. Die Autobiographie aber wurde für dieselbe Akademie der Wissenschaften geschrieben, die eine solche von ihren Angehörigen fordert. Ueberreicht wurde auch sie nicht, und so konnte man erst nach des Dichters Tod Einblick in sein Leben gewinnen, wie es ihm selber erschien; ermessen lernen, wie er, sonst gedankentief wie einer, dazu kam, das Sichbegnügen im kleinen Kreise als höchste Weisheit anzupreisen. Er selber hat diese Kunst freilich nie üben können ... Aber neben dem heiligen Augustinus, neben Rousseau und Goethe verdient dieses Bekenntnis voll rückhaltloser Ehrlichkeit gegen sich und alle Welt seinen Ehrenplatz.

Und nun, der Schlußstein seiner Werke: der „Arme Spielmann". Da liegt Magie drin; oder wie könnte sonst diese dürftige Geschichte des armen Hofratssohnes, der leider unbegabt war, ohne daß ihm sein Vater diesen Fehler in seinem Stolz und seiner Hoffart verzeihen konnte, so erschüttern und rühren? Es geschieht ja nichts darin, als daß ein dürftiger Mensch um sein bißchen Armut betrogen wird; daß er nach seiner ungeschickten Art liebt, ohne die Gegenliebe, die er findet, nutzen oder auch nur deuten zu können. Daß er endlich ohne Gehör und ohne Begabung ein Bettelmusikant wird und nun — in Wien, gar im Wien des tollen, nun längst im Herrn entschlafenen Brigitta-Kirchtages! — bemüht ist, seinen Gönnern ordentliche Musik, klassische oder doch mindestens gute Musik für ihr Geld zu bieten, anstatt sie durch Gassenhauer oder fesche Walzer zu „unordentlichen Ergötzlichkeiten" aufzumuntern. Wie

rührt er in seinem Heim bei den Gärtnersleuten, wo ein Strich sein Gebiet, sein Teil des Zimmers, das er mit Handwerksburschen gemeinsam bewohnt, von dem wüsten Wesen der anderen scheidet; wie ergreift sein „Phantasieren", anderen eine Marter, ihm ein Genuß! Eine ewige Verklärung umfließt den kümmerlichen Gesellen, dessen Name uns nicht einmal mitgeteilt wird; wir begreifen, wenn er mit jähem Ruck ins dürftig Heldenhafte hinaufwächst. Niemandem, vielleicht Rudolf II. ausgenommen, hat Grillparzer soviel Eigenstes mitgegeben, wie dem armen Spielmann, dem er selbst seine Meinung über Musik in den Mund legt; aber keine Analyse gibt auch nur eine Vorstellung von dem Zauber dieser Erzählung, die man erst würdigen lernt, vergleicht man sie mit dem, was sonst im Wien jener Tage auf diesem Gebiete geleistet wurde; von der Vornehmheit der Sprache, der Bestimmtheit des lokalen Tones. Noch hat kein moderner Realist etwas geleistet, was nur von fern mit dem „Milieu" des Hofrathauses, in dem der Held erwächst, des Greislerladens, wo er seine Barbara findet, verglichen werden könnte. Und man kann unmöglich aussprechen, wodurch diese Geschichte so unsäglich ergreift; nicht eine Wirkung ist hier abzugucken oder abzulernen. Auf dem Gebiete des Dramas ein Vollender, ist Grillparzer hier ein Neuerer; der Wiener Roman, mit allen Forderungen der jungen Schule an solch ein Werk, liegt hier fertig vor, und zwar in so großer Vollendung, daß man zweifeln muß, ob all dem leidenschaftlichen Bemühen unserer Tage etwas gelingen werde, wie es höchster Kunstverstand und genaueste Kenntnis des Stoffes anscheinend mühe-

los geschaffen haben. Am nächsten gekommen ist ihm noch Ferdinand von Saar, überhaupt sein Jünger, mit der „Marianne“. In Saar und in Weilen, die ihm beide auch im Leben nahe standen, wirkte er nach. Der erstere, der echteste Dichter, den wir zurzeit in Oesterreich haben, konnte noch keinen Bühnenerfolg erringen, wie denn seine besten Werke noch keine Aufführung erlebten; Weilen, mit einem glücklichen Sinne fürs Wirksame begabt und in reiferen Jahren von Halm zu Grillparzer abfallend, ward oft, niemals für die Dauer, auf die Bretter gebracht. Der eine lebt noch schaffend, des anderen Angedenken wird mindestens denen nie sterben, die den edeln Mann kannten und ihm also zu danken hatten. Vielleicht bringt Grillparzers Gedenktag für Ferdinand von Saars Saliertragödie „Heinrich IV.“ endlich den Ruf zum Leben, des sie solange entbehren mußte.

Im Wiener Volksgarten erhebt sich seit etwa zwei Jahren Grillparzers Denkmal. Die Hauptgestalten seiner Werke sind in schönen Reliefs im halben Bogen hinter der sitzenden Gestalt des Dichters angeordnet. Er trägt kein glückliches Gesicht; mürrisch und grämelnd sieht er in die grüne Baumwelt mit ihren geputzten Spaziergängern. Mancher stieß sich daran; mir ist dies Bildnis wert. Denn es war kein Seliger, den sie hier gefeiert haben; die zweifache Verschuldung gegen sich, gegen andere und die herbste Pein der Vereinsamung durch eigene Schuld fraßen an ihm. Er spielte nicht behaglich mit seinem Leid, bei bitterer Anklage gegen sich selbst. Aber der Boden Wiens, so kunstgesegnet, hat noch keinen Größeren geboren als ihn, noch

niemanden so mit seinem ganzen Wesen begabt. Was in Oesterreich der Dichtung oder nur ihrem Genusse noch zu leben fähig ist, blickt zu ihm verehrend auf. Uns aber ist er vorbildlich.

Henrik Ibsen

Er war lange krank gewesen. Mit Anteil verfolgte man die Nachricht über sein Ergehen, den Kampf eines Starken mit dem Stärksten, sein langsames Erlöschen; vernahm man von der allgemeinen und scheuen Bewunderung, mit der sein Volk den Heimgekehrten umgab.

Nun haben sie ihn mit fürstlichen Ehren zu Grabe geleitet. Das durften, das mußten sie. Denn er hat den Namen seiner Heimat zuerst literarisch zu Ehren gebracht. Mit ehernem Willen hat er sich, den Größten aller Zeiten darin gleich, bei lebendigem Leibe den Eingang in die Weltliteratur erzwungen, und er wird ihn wohl auch für alle Folge behaupten.

Der Kampf, den er zu bestehen hatte, war hart und endlos lang. Es gehörte unerhörte Zähigkeit, der Glaube des Missionars an seine Sendung und an die Stimme, die sie ihm verkündigt, ein gehämmerter Fanatismus dazu, darin nicht zu verzagen. Denn es ist ja schon sehr lange her, daß man seine Stimme, heiser vor Eifer manchmal, zuerst auf deutschen Bühnen vernommen hat; und es mußten Jahre um Jahre vergehen, ehe man der ganzen Bedeutung dessen inne ward, was sie mit so vielem und so finsterem Nachdruck zu verkündigen hatte.

Es mußte dafür ein neues Geschlecht mit neuen Forderungen, neuen Wünschen, mit neuen Blicken ins Leben geboren und groß werden. Ein immerhin wunderlicher Anblick: die Stimme, die zu Hause ohne rechten Widerhall zuerst verklungen war, ganz nach Prophetenart, erregte Deutschland. Denn hier schlug sein Ruhm Wurzeln; die Anregungen, die er selber sonder allen Zweifel von hier aus empfangen hat, hat er reichlich und mit geziemendem Zins erstattet. Er mußte fast bis zur Schwelle des Greisenalters gerückt sein, um volles Verständnis zu finden; das graue Haar gesträubt, mit dem flatternden, grimmigen Bart einer Wildkatze, eines Luchses etwa, schritt er der andrängenden Jugend voran, ein reisiger und streitbarer Kampfgenoß und Nothelfer.

Er hat Schule gemacht. Nicht nur bei uns zu Lande; allenthalben, auch bei Völkern, deren eigenste und innerste Begabung ihm und seiner Art durchaus widersprechen, sind seine Spuren zu verfolgen, und, nach der Heldensage Irans, wie die Stapfen Rustems in seiner vollen Kraft, sind sie auch dem härtesten und widerstrebendsten Boden so tief eingeprägt, daß man sie nimmer wird tilgen können. Man denke an den Einfluß, den er sich in romanischen Landen, die wahrhaftig seit Urzeiten andere Kunstbegriffe hegen, zu gewinnen verstand. Das sind richtige Wikingerfahrten gewesen, an sich glänzend und verblüffend, aber schwerlich darnach angetan, neues Land für die Dauer in Besitz zu nehmen und zu behaupten.

Es ist in seiner Strenge, in seiner Geschlossenheit und Folgerichtigkeit etwas, das zur Folge zwingt. Man

ahnt in ihm ein System; das heißt etwas, das mit dem Verstand begriffen werden, das man sich zueignen kann, um es hernach gleichfalls zu üben. So gewinnt er Nachahmer, aus denen die Jünger sich entwickeln, die mit seinen Mitteln, mit den Künsten seiner Kunst, aber mit eigenem Geist zu arbeiten verstehen. So hat denn unsre Zeit in ihrer Kunstübung von zweien die stärksten Anregungen empfangen, die zueinander trotz mancher Wechselwirkung im schroffsten Gegensatz stehen, die in vielem allen Begriffen widersprechen, die man sonst von der Art ihrer Wirksamkeit gehegt: vom Dichter, der ein Methodiker war, und bei dem der Verstand fast unbedingt gebot; vom Denker, der in sich Verzückungen aufrief, der in geheimnisvollen Sätzen seine neue Weisheit verkündigte, der nicht einen einzigen Versuch machte, zusammenzufassen, was in ihm aufgewachsen war, zur Einheit zu kommen und zu führen. Eine Antithese, die gebucht sein muß: Henrik Ibsen, der jedem Schwung mißtraut, wo man sonst immer Flügel rauschen gehört; Friedrich Nietzsche, der mit Fittichen dort über alle Klüfte und Sprünge des Lebens fortreißen möchte, wo man sonst bedacht Brücken gebaut, und erst nachdem man nach Kräften gut gegründet, sicher und vorsichtig Schritt vor Schritt gesetzt.

Am Lebenswerk Ibsens, das so reich und gebietend vor uns steht, daß keinerlei Erwägung ihm und seiner Bedeutung etwas abbrechen kann, hat der Verstand das Beste, immer aber und gewiß das Letzte getan. Es ist nie und nirgends, soweit ich urteilen kann, die Ekstase am Werk gewesen; der Rausch, der uns anweht, einmal befremdet, wieder einmal auch den Nüchternen befällt,

hat über ihn nie etwas vermocht. Er gefällt sich in Geheimnissen, hüllt sich in Dunkelheiten; aber nur, wenn es ihm so behagt, wenn er für seine Zwecke der Anziehungskraft bedarf, welche Mysterien immer auf viele üben. Denn es erscheint als ein Vorzug, ihrer und ihrer Weihen teilhaftig geworden zu sein, sich den Wissenden zugesellt zu haben. Fast so wie Richard Wagner hat er erst eine Art Geheimbund um sich zu versammeln gewußt, der in voller Hingebung und allerorten um ihn, seine Zwecke und seine Anerkennung sich mühte, bis nach endlosen Fehden und Bemühungen seine Saat noch, wider die Regel, zur rechten Zeit aufging, um ihm zur Scheuer gefahren zu werden. Er schied die Geister; schon darin liegt eine gewisse Organisation, ohne die denn auch solche Erfolge nicht gut zu denken sind; es haben sich Heerlager gebildet, die wider ihn im Namen der berühmten, heiligen, durch ihn bedrohten Ideale das Panier aufwarfen, oder die sich unter seine Fahne stellten; hüben wie drüben manch reisiger und rüstiger Klopffechter, der mehr sich und seine Gewandtheit in den Waffen zeigen wollte, als daß es ihm um den ganzen Streit eben sonderlicher Ernst gewesen wäre.

Es hat sich aber manch einer von ihm abgestoßen gefühlt, an dessen Fähigkeit, Kunstwerte zu begreifen und nach Gebühr einzuschätzen, sonst sicherlich nicht der mindeste Zweifel gestattet ist; und so haben schlechte Propheten sich mit wohlfeilem Mut über Männer hermachen dürfen, denen zu dienen sie noch allzu gering gewesen wären. Er ist im Grund eben gar zu unliebenswürdig und unbiegsam. Es ist kein Lächeln in seinem Werk, keine Anmut in seinem Tun. Er übt

Suggestion; wer sich ihr entziehen kann, den dürfen wird darum nicht schelten; wer sich dagegen wehrt, dem können wir's nicht verargen. Es ist aber auch die große Kühle in ihm, die befremdet und durchfröstelt; es weht durch ihn nur zu oft, selbst, wo man sich's garnicht erwarten sollte, von jener Gletscherluft, in der einer seiner frühesten Helden, bezeichnend genug Brand geheißen, sein Ende findet. Bei ihm wie bei Hebbel kommt gern der Augenblick, da man stutzt, da man die Reflexion am Werk spürt statt der Intuition — Gedankenarbeit für den innigen Herzschlag — und sich versucht fühlt, die Richtigkeit dessen zu überprüfen, was man eben vor sich gesehen oder von der Bühne herab verkündigen gehört hat. Es stimmt hernach immer; aber die Unmittelbarkeit des Eindruckes ist denn doch, wo nicht zerstört, mindestens gelöst; man muß sich mühsam wieder in ihr zurecht suchen, und ein gut Teil Frische und Freudigkeit ist dahin. Er ist so garnicht naiv, daß man es den Naiven durchaus nicht verargen kann, wenn sie sich gegen ihn sperren, auch da, wo er nicht mit vollem Bewußtsein verblüffen und befremden will, was wohl öfter geschehen ist. Der sich gegen so vielen und allgemeinen Widerspruch durchsetzen mußte, weiß die stimulierende und stimmende Macht des Widerspruches sehr gut zu schätzen und ruft ihn wohl manchmal bewußt auf, damit er ihn nutze. Dem erfahrenen Steuermann ist eben jeder Wind recht, der ihn zum Hafen treibt.

Man hat ihn den Magus aus Norden genannt. Eher gebührt ihm der Titel gewiß, als jenem Hamann, dem man ihn zuerst verliehen, zu dessen in Rätselwor-

ten verschnörkelter Weisheit, die vielleicht schon den Zeitgenossen mehr imponierte als behagte oder gar einging, sich heute höchstens ein Neugieriger noch wendet, an ihr zu naschen. Er hat wirklich Wunder getan. Zu neuem, frischerem Leben hat er dem lendenlahmen Drama unserer Zeit verholfen, das irgendwohin, in St. Nimmersland etwa, stierte und nicht auf Erden gegründet war, nicht im Luftraum zu schweben vermochte. Dies Drama hat er mit einem entschiedenen Ruck dem Leben und allen seinen Fragen zugekehrt; gezeigt, daß es nichts oder fast nichts gibt, was sich nicht dramatisch behandeln ließe; Grenzlinien von Kunstformen verwischt, die für unverrückbar gegolten hatten, also nicht so ganz von der Natur selber eingesetzt gewesen sein können, als man uns einreden gewollt. Es stimmt komisch, wenn man nach ihm immer noch mit gewissen Kategorien arbeiten und darnach a priori diesen Stoff dem Epos oder einen anderen dem Drama zuweisen will; nach ihm, der gern mit rein epischen Mitteln seine stärksten Bühnenwirkungen zu gewinnen weiß. Es ist dabei nur natürlich, daß zurzeit manches von dem nur ihm allein eignet, was er erobert hat, daß also seine Nachahmer schmählich mit Dingen scheitern, die er ganz sicher hat und mühelos übt. Es hat ein wirklich reicher Geist eben auch in der Technik immer seine persönlichen Kniffe und Liebhabereien. Er hat weiter die reicheren und freieren Geister wiederum dem Theater zugewendet. Das hat sich freilich bis zu einem Grad entwickelt, der nun beinahe eine Gefahr bedeutet. Wenn man nach einer langen Pause neuerdings ernsthaft mit Fragen der Bühne sich beschäftigen konnte, so beginnt das

mit ihm und durch ihn. Dies sind Ansprüche genug auf hohen Ruhm. Doch in allen seinen Wundern und Taten fehlt ihm eines, eben das, was einer der gewaltigsten Lyriker aller Zeiten, übrigens auch ein Mann, der gewaltig wettern konnte, der heilige Paulus, das Größeste von allem nannte: die Liebe gebricht ihm durchaus. Und so mahnt er nicht an den Heiland, der mild und tröstlich sein „Steh auf und wandle!" über den Kranken haucht, er erinnert an den Moses der Haderwasser, der mit seinem Wander- und Führerstecken zornig gegen die Felsenwand schlug, die ihm nicht härter erschien als der Geist der Kinder Israels. Was tut's? Das Volk trank vom Wasser und erquickte sich, ohne daß bis nun die übeln Folgen eingetreten wären, von denen die Bibel weiß und auch diesmal die ganz Gelehrten sabalderten: sie weissagten doch den Tod des „wahren" Dramas.

Fehlt ihm also die Liebe, die man sogar bei der Schaffung seiner Gestalten in erstaunlich geringem Grad beteiligt fühlt, so hat er dafür den Zorn und den Eifer jener Prädikanten, die Gottes Lohe in sich entbrannt fühlten, die für das, was ihnen die Reinigung der Schrift war, freiwillige Verbannung, Scheidung von ihren Liebsten auf sich nahmen, die rastlos durch die Lande und von Stadt zu Stadt zogen, um zu verkünden, was ihnen die Wahrheit und das alleinige Heil, der Weg und das Leben erschien. Die auf dem Scheiterhaufen endigten, sangen noch heftig aus den Flammen ihre zornigen Psalmen; und es ist nicht selten geschehen, daß hernach mit Hölzern aus ihrem Brand die Häuser derer angesteckt wurden, welche sie um des Glaubens

willen gerichtet. Andere haben Nationen mit sich fort zu neuen Idealen hingerissen und im Bewußtsein der höchsten Gnade, die in ihnen lebendig wirke, sich den Mächtigsten der Erde gegenüber als ihnen gleich, ja als über sie hinausgestellt, zu behaupten gewußt; sie haben wirklich Kronen zur Erde geworfen und blanke Schwerter zerbrochen. Solchem Blut denkt man sich Ibsen gern entsprossen; durchaus spricht aus ihm der härtere alte Bund und nicht das milde neue Evangelium. Er ist zunächst, ja fast überwiegend Prediger. Ihm kommt es in erster Reihe darauf an, und er hat seine ungeheure Kraft vielleicht darum so ganz ausschließend der Bühne zugewendet, weil sie immer noch und allein unter allen literarischen Kunstformen die unmittelbarste Wirkung übt und gestattet. Nach Predigerweise hat die Form scheinbar mindere Bedeutung; was nicht hindert, daß manche Lässigkeit sehr wohl erwogen und aus dem bestimmtesten Bewußtsein aufgestellt sein kann. Darum wiederholt er sich manchmal zum Schein; es gibt Dinge, die man immer wieder sagen muß, ehe die Leute sie begreifen oder gar glauben oder endlich gar darnach tun. Und wenn er nicht müde wird und es nicht satt bekommt, davon zu reden, so darf es den anderen, denen, die's angeht, eben nicht zu viel werden, davon zu hören. Vermag er das so zu tun, daß sie ihm nicht aus der Kirche laufen, so handelt er nach dem besten Recht, dem des Stärkeren. Ibsen konnte das. Es ist das übrigens eine Kunstübung und eine Gewohnheit derer, die lang einsam gewesen sind, und denen es so das Wichtigste geworden ist, mit sich selber ins Reine zu kommen.

Der Fragen, die sich ernsten, gar ernsthaften Na-

turen so sehr aufdrängen, daß sie sich mit ihnen aus-einandersetzen müssen, werden immer wenigere sein, als die, zu denen eilfertige Jugend ihr hurtiges Sprüch-lein herplappern zu dürfen glaubt. Gewisse Probleme locken stets von neuem, wenn man sie erst ins Auge ge-faßt hat; sie beharren, während wir und damit unsere Stellung zu ihnen sich verändert hat. Die man ein-mal mit einem Ruck auszuschöpfen gesucht hat, erkennt man gemach nach ihrem ganzen Reichtum, nach all ihrer Fülle und der Weitläufigkeit ihrer Verzweigungen, denen man nun mühsam und mit nachdenklicher Ge-duld nachspüren muß. Findet man nur immer neue Formen, sie zu fassen, neue Motive, in denen man sie aufzeigen kann, dann ist die Rückkehr zu ihnen, so oft sie sich begebe, durchaus kein Zeichen von Armut, eher eines inneren Reichtums und eines rastlosen und recht-schaffenen Suchens, das nicht ermattet, ehe es nicht nach bestem Können und Verstehen mit einer wichtigen Ma-terie zu Ende geraten ist. Gerade bei Ibsen, der sonst in seinen Werken, darin durchaus und echter Drama-tiker, seine eigene Persönlichkeit fast ängstlich zu heh-len bemüht ist, hat derlei einen ganz eigenen, autobio-graphischen Reiz. Nebenbei bemerkt: es ist nicht viel weniger als grober Unfug, wenn, wie es da und dort geschehen ist, diese oder jene seiner Personen in der Ibsenmaske gespielt wird; mit ungefähr dem gleichen Recht könnte man so ziemlich allen Figuren — natür-lich nur den Männern! — aller seiner Stücke etwas von seinem Aeußeren leihen. Also ein Problem, von dem er kaum mehr losgekommen ist, nachdem es ihm zuerst wichtig geworden war, ist der Abschied der Jugend vom

Manne und der Verlust ihrer Kraft. In der „Wildente" meint man schon die Frage berührt; es ist doch sehr wahrscheinlich, daß wir uns Hjalmar impotent in die Ehe getreten zu denken haben, so daß Hedwigs merkwürdiges und klinisch bekanntlich sehr anfechtbares, ererbtes Augenleiden nur Bestätigung eines geheimen Zweifels in sich und an sich wäre. In „Rosmersholm" erfüllt das alle Hintergründe der von geheimnisvollen Zwielichtern umflossenen Handlung und vollendet Rebekka Wests Geschick; man empfindet es in der „Frau vom Meere"; in „Hedda Gabler"; in „Klein Eyolf"; und im „Baumeister Solneß", dem sich die Jugend noch einmal zeigt, ohne daß er aber mehr die Kraft besäße, sie zu halten und an sich zu schmieden, die anders so gerne bei ihm bliebe, — ist das das einzige, treibende Motiv. Einen großen Teil seiner Gesamtproduktion, darunter neben Werken seiner abnehmenden Kraft zwei seiner reinsten und vollendetsten Dichtungen, hat er daran gewendet, und man hat nicht das Gefühl, als wär' er innerlich vollauf damit fertig geworden. Es ist ja doch der herbste Verzicht, den das Leben über einen verhängt; denn die Hoffnung, über sich hinaus zu bestehen und sich zu behaupten, ist damit abgetan. So berührt sich das Spiritualistische immer wieder mit der Sinnlichkeit.

Er hat, wie jeder, dem durchzugreifen vergönnt sein soll, seine wärmsten Verehrerinnen und seine heftigsten Bekennerinnen unter den Frauen gehabt. Das ist noch immer so, wenn man will, ein Restchen Mittelalter: sie verteilen in letzter Linie die Kränze. Nun meinten sie sich und ihr Wesen von ihm tiefer verstanden, als

einem vor ihm geraten sei; er habe Differenzierungen und neue Schwingungen in ihren Seelen aufgespürt, die allen entgangen waren. Und sicherlich, er hat manchen scharfen und neuen Blick in tiefe Gründe getan; Veränderungen erkannt und richtig gedeutet, die sich eben erst vorbereiteten und die durchaus dem Wandel des Verhältnisses zwischen beiden Geschlechtern entspringen, den wir durcherleben, ohne zu wissen, zu welchem Ende er führen soll. Was der Physiker längst weiß und nach seinen Gesetzen aufzuhellen bemüht ist, daß jeder Wandel des Druckes auch einen Wandel in den Dingen bedeutet, auf denen er gelastet, das hat Ibsen als gültig für das Seelenleben empfunden und mit erstaunlichem Scharfsinn aufgespürt. Ganz besonders „Nora“ entfachte eine Bewegung, die das Stück weit über die Bedeutung hinaushob, die ihm an sich vielleicht zugekommen wäre; es gehört nun schon beinahe mehr in die Geschichte der Kultur, da die Mode weit minder vergänglich ist, als in die der Dichtung. Die ganze Lüge der meisten Ehen, auch derer, die sich mit einem Schimmer von Poesie und von Glück noch zu umgeben wissen, ist aufgedeckt worden; und die Forderung, es müsse anstelle der Vereinigung, wie sie bisher meist geübt und begriffen wurde, eine wirkliche, innere Gemeinschaft treten und geschaffen sein, kann nicht mehr unterdrückt werden, seit sie einmal erhoben ward und in vielen Gemütern immer und rastlos nachwirkt. Es ist damit der Mauerfraß in eine Kapelle gekommen, die man nach Bestimmung und Widmung einem einzigen und nicht zu ändernden Zweck ganz besonders erkoren vermeinte. Sollen nun nicht die Mauern selbst Scha-

den leiden, so wird man allen Verputz von ihnen reißen, und sie mit neuem Schmuck einem neuen, höheren und gereinigten Kultus widmen müssen. Man hat ihn gerade um dieses Werk grimmig verhöhnt, ihn von der Gegenseite, die freilich an alberngenialischer Verranntheit nicht zu überbieten ist, dafür einen Feministen gescholten. Darum wird Nora bei allen Bedenken, die der Schluß, den der Verstand und der Glaube ans Notwendige und Logische mehr ausgezirkelt hat, als vielleicht gut ist, immer und allenthalben wecken muß, doch von allen seinen Stücken, am meisten gegeben; und nach der Frau Robert Helmers griff und wird noch lange jede Schauspielerin greifen, die in sich die Gabe glaubt, das moderne Weib darzustellen. Ganz ist meinem Empfinden nach die Rolle noch keiner einzigen geglückt.

Er hat erkannt und ausgesprochen, daß ein Fatum über uns ist, kaum minder erbarmungslos und starr, als das, vor dem die Griechen ihre Götter erzittern ließen und das Knie bogen. Dies ist das Gesetz der Vererbung. Er hat sich oft mit ihm auseinandergesetzt; am gräßlichsten wohl in den „Gespenstern", deren volle Wirkung doch kaum zu ertragen ist. Hier vermag keine Kunst der Bühne zu verklären oder versöhnlich zu wirken; hier soll, hier darf sie's aber auch nicht. Den Determinismus aber, der an sich stark und für die Zukunft wohl noch in steigendem Grad sich in der Dichtung aussprechen wird, an Ibsen, überhaupt an irgend eine bestimmte Person anknüpfen zu wollen, ist ein Unsinn. Den muß sich jeder als eigene Weltanschauung entdecken, dem der Gang der Dinge nicht ganz verhohlen bleibt, der davor nicht völlig verzagen, der sich mit dem

Leben auch nur abfinden können will. Wer aber hegte noch groß Hoffnung, weiter zu gelangen? Wir sind wieder einmal und mit Fug demütig geworden. So vieles unsere Kraft vermöge und vollbracht habe, vor allem Entscheidenden versagt sie, und wir stoßen uns desto schmerzlicher an unsichtbaren Schranken, je freieren und kühneren Aufschwung wir genommen. Die Rebellen, die nach manchem leidenschaftlichen, verlorenen Sturmlauf ihren Frieden mit den gebietenden Gewalten machten, halten ihn hernach am unverbrüchlichsten, mißtrauen zumeist jeder neuen, heftigen Bewegung und werden die getreuesten Hüter, die unbedingtesten Bekenner des Bestehenden.

Ibsen erkennt aber auch die Nebel, die durch den hellsten Tag ziehen. Wir wandern eine schmale Straße; auf ihr allein liegt alles Licht, und zur Seite gähnen Abgründe, in denen sich sogar der Blick schaudernd verliert und die von alten Geheimnissen erfüllt sind. Es ist ein Zug zu Mysterien in Ibsen, wie gerade bei den schärfsten Denkern, wenn sie sich vor dem sehen, was sie nicht ergründen können. Das merkt man nun sehr stark an der „Wildente"; das rauscht mit verwirrendem Flügelschlag durch die schwere und dumpfe Luft, welche die Stuben der Rosmer durchzieht. Die weißen Rosse jagen dem Hügel vorüber, auf dem der Rosmer adliges Haus erhöht steht. In dem Augenblick aber, da Rebekka, die Fremde, mit der unseligen, nach ihren Begriffen und ihrem Verstand nicht zu stillenden Leidenschaft für den letzten Rosmer ihrer ansichtig wird, ist sie reif geworden, daß sie ihr Geschick erfülle. Innerlich eins sind wir erst mit denen, mit deren Augen wir

nicht nur in die Welt, auch in die von dunklen Gestaltungen sich drängende Zwischenwelt blicken; und die geistige Vereinigung an sich muß nicht nur im eigensten Wortsinn unfruchtbar bleiben, sie genügt auch sonst nicht. „Rosmerholm“ ist wohl das tiefste seiner Werke; es gehört nämlich zu jenen seltenen Dichtungen, die jedem reden, jedem aber in einer anderen, in seiner eigenen Sprache; bei denen eine Erkenntnis der letzten Absichten kaum möglich, weil jede Auffassung mit gutem Grund behauptet, ja gestützt werden kann. Es verwirrt und bereichert dennoch in hohem Maße; es hat die Stimmung eines nordischen Wintertages, der sich zögernd, unlustig zu einem unfrohen Niedergang neigt, da Fackeln des Abends in rätselhafter Weise entbrennen, wenn die Sonne längst hinter Wolken niedergegangen ist.

Es ist seiner Stimmungskunst gedacht worden. Sie ist groß, merkwürdig, und ihr muß alles dienen. Da wird einmal die Vorgeschichte gern für seine Zwecke genützt. Er läßt sie, Wolken gleich, die sich langsam zusammenschieben und Sonne und Licht verdrängen, tief und massig auf die Begebenheiten selbst drücken. Immer bedingen sie die Handlung, die leicht nichts ist, als die Konsequenz, wohl gar die Katastrophe daraus; sie lasten auf uns; immer schwerer, immer schwüler wird die Luft, in der seine Geschöpfe atmen sollen; wir empfinden, wie es nah und näher gewittert, bis der eine gelle Schlag erfolgt, der bei ihm nur zu gerne jener kalte Schlag ist, der tötet und nicht zündet, oder bis eine mühsame Ausheiterung, eine zweifelhafte Helle eintritt. Er vermag, wenn er es für notwendig

hält, Abwesende mit allen Gebärden aufzurufen und in seine Handlung zu verflechten; wir hören den ruhelosen, schleichenden Wolfstritt eines, den innere Unrast über den Köpfen derer umtreibt, die von ihm sprechen. Und solchen Künsten dient denn auch sein Dialog trefflich. Er spinnt sich zäh und träg dahin; die Worte von tieferer Bedeutung sind sehr selten, wie sie denn auch in der Wirklichkeit selten genug und dennoch immer von neuem im Gespräch aufblitzen; und dann werden sie auch noch nicht gleich nach ihrem ganzen Sinn begriffen, aber mit Widerhaken dringen sie uns zur Seele und haften in ihr und verwirren sie und schwären darin fest. Er weiß, wie stockend sich im wirklichen Leben alles bereitet, dessen Strom nun einmal zähflüssig und darum unentrinnlich ist. Er wagt es auch auf die Langeweile; er weiß, ein wie starker Helfer für seine Zwecke unter Umständen jene Ungeduld ist, die am letzten Nerv zupft, um ihn schmerzhaft bloßzulegen, und den geahnten Ausgang nicht mehr erwarten kann. Darum verschmäht er jeden Schmuck der Rede; es ist kaum ein Bild in ihr, und das oft genannte „Dichterische" kennt sie kaum und will es nie. Aber sie ist stahlblank geschliffen; und in den Lässigkeiten scheint oft mehr bewußte Kunst zu stecken, als in ganzen Gärten von Blumen, freilich meist papieren raschelnden, mit denen andere uns überschütten möchten. Nur kommt in jedem Leben beinahe der Augenblick, da es sich zu einem letzten Notschrei zusammenrafft. Den überhört Ibsen meist. Oder vermag er ihn wirklich nicht? Das Elementare ist ja niemals seine Sache.

Er hat in Hjalmar Ekdal eine der größten und

überzeugendsten Gestalten auf die Beine gestellt. Hjalmar und Größe? Doch wohl. Aber so ganz neu und voraussetzungslos ist auch Hjalmar nicht. Er ist im Grund die Weiterentwicklung und die höchste, vollkommenste Durchbildung einer Gestalt, die schon mehr denn ein Jahrhundert durch die Literatur wanderte. Schwankende, willensschwache Männer, bedingt von jeder Stimmung, unfähig zu irgend einer Tat, von der sie doch immer reden, im letzten, entscheidenden Augenblick gelähmt durch die dunkle Einsicht, wie wenig sie eigentlich zum Handeln taugen. Solche Züge tragen schon Goethes Helden von Weislingen ab, und sie blicken durch das Visier von Jasons Helm, ja, der Argonaut so gut wie Ottokar haben schon jenen Zug zum Brutalen, der ebenso wie eine ganz bestimmte Art von Liebenswürdigkeit zum Wesen solcher Naturen gehört. Was aber dort kaum noch mit Linien umrissen war, das hat Ibsen zu einer ganz unvergleichlichen Lebendigkeit gestaltet. Es ist ganz direkt ein Schrecken, wie man ihn in der Sage beim Anblick des Doppelgängers um sich atmen fühlt, der bei seinem Anblick in der Brust eines jeden sich heben muß, dem nicht alle Selbsterkenntnis versagt blieb. Es gibt keinen modernen Menschen, der nicht in schlimmen Stunden der Einkehr ein Stückchen vom Hjalmar in sich wirksam empfände, sich ihm nicht mit Beklemmung verwandt wüßte. Ihm ist die Lüge Bedürfnis; er kann nicht klar sehen, weil ihn das Opfer kosten würde, die zu bringen seine Sache nicht ist, und er hat mit seiner Gegenwehr gegen die Erkenntnis ganz recht, die man ihm aufdrängen will. Wem frommt sie denn? Kein Schicksal ist schwer ge-

nung, ihn zu zermalmen, und wenn es stählerne Hohl-kugeln platt drücken könnte, wie ein Blatt Papier, so kann es hier nichts mehr tun, als die Luft aus diesem geblähten Gummiball verdrängen. Ein kurzes, klägliches Gequietsch, und er schwillt wieder auf. Eine Tragik im eigentlichen, alten Sinn und Begriff ist hier nicht möglich. In einen Stein kann man mit dem Stichel graben, im Sand verweht der erste Windstoß alle Zeichen. Was sich mit Hjalmar begeben kann, vollendet sich. Er hat doch das einzige Geschöpf, das an ihm mit gläubiger Hingebung hing, für immer von sich gestoßen und in die ewige Nacht getrieben, die ihr nicht so schrecklich sein konnte, wie andern, denen nicht gleich der armen Hedwig so nahe schon die zeitliche Nacht drohte. Er hat sich selber um seinen besten und eigensten Besitz bringen müssen; das Schlimmste, was Hjalmar Ekdal befahren konnte.

Es wäre überhaupt der Art zu gedenken, wie Henrik Ibsen seine Menschen zu bilden scheint. Gerade bei ihm ist immer eine primäre Gestalt zu erkennen und zu bestimmen. Ihr ist er irgend einmal begegnet, hat sie nach Künstlerart vielleicht sehr lange in sich herumgetragen und an ihr unbewußt gemoldet und gebosselt; hat Züge, die er als notwendig zur ganzen, lebendigen Wirkung verspürte, zu denen gesellt, die er einmal beobachtet; bis er nicht nur die Figur, sondern auch die Möglichkeit, sie in Bewegung zu setzen und nach ihren eigenen Anlagen wirken zu lassen, in greifenden Händen hielt. Sie bleibt nun der Mittelpunkt und zugleich der Ausgangspunkt. Die Figuren, die er zum Gegenspiel braucht, werden gern durch Abspaltung ge-

wonnen: sie empfangen Fähigkeiten, die jener ersten fehlen; oder fremde, feindliche Gesinnungen, je nach der Wucht des Konfliktes, den er für notwendig hält und durchführen möchte. Eine Art Echo auf innere Stimmen. Sie alle zusammen bilden jene eigentümliche Harmonie, die feinere Sinne gerade bei ihm vernehmen, den man so gern für unharmonisch und der Dissonanzen voll ausschreit. Allerdings ist seine Methode durchaus unkünstlerisch. Nach der kurzen Tätigkeit der Phantasie beginnt eine lange und umständliche Arbeit des Verstandes. Fast rechnerisch müssen die Abstände ausgemessen und eingeteilt sein; die Möglichkeiten sind zu erwägen und auszusparen, je nach dem Raum, den ihnen die Oekonomie der Handlung und die Beziehung zur Hauptfigur gestatten wird. So haben wir immer und überall neben dem Ueberzeugenden, an dessen Dasein gar kein Zweifel möglich ist, das Ausgeklügelte, das nicht blutwarm noch blutecht wirkt. Das stört selbst in seinen aufrichtigsten Werken; es drängen sich Schatten zu Gestaltungen, und je mehr man sich vom Zentrum entfernt, desto blässer wird das Licht, desto frostiger weht es um die Grenzen. Das merkt denn auch, wer sonst wenig Bescheid weiß um künstlerisches Vermögen und Schaffen; mit daraus fließt, was man Ibsens Objektivität nennt und was anders weder zu denken, noch zu begreifen wäre. Darum aber kann er den höchsten Respekt wecken; eine innige Herzlichkeit kaum.

Um dieses einzusehen und zu begreifen, sind die „Kronprätendenten“ höchst wichtig und lehrreich. Man betrachte einmal die beiden Gruppen um Hakon und um Skule daraufhin, und man wird selbst den Gang

der Begebenheiten dadurch in einer fremden Weise bedingt wie gelenkt sehen. Durchaus aber nicht in dem selbstverständlichen Sinn, nach welchem im Drama alles aus den Charakteren fließen und entfaltet sein muß. Es ist das Wort „selbstverständlich" überhaupt fast nirgends auf die Kunst Ibsens anzuwenden. Ueberall merkt man seinen erbarmungslosen und geradlinigen Willen am Werk; er kennt die holde Zwecklosigkeit nicht, oder er erkennt sie nicht an. Er will lehren: zu neuen Erkenntnissen führen, bessern. Und wenn jenes dritte Reich, von dem er sich die Versöhnung aller Widersprüche hofft, worin er die Menschheit sich entwickeln sieht, wirklich das der Schönheit ist, dann wär' das mehr als nur eigen, es wäre tragisch. Aehnlich wäre das, wie wenn in der Sage des Morgenlandes der hörnene Iskender, dem alle Reiche schon zu Füßen liegen, mit dem Knauf seines Schwertes an die Pforte des Paradieses pocht. Das ihm die ganze Welt unterworfen, — hier ist es ohnmächtig.

An dichterischem Vermögen werden sich in unserer Zeit einzelne, wenige freilich, ihm an die Seite stellen dürfen; ihn vielleicht gar überragen. Es darf Tolstoi, Prediger gleich ihm, seinem Volke, um das er sich rastlos müht, auf das er unmittelbar wirken möchte, sogar teurer sein, als Henrik Ibsen den Norwegern. Er hat die Liebe und kündigt sie den Russen. An allgemeiner, dauernder Bedeutung aber wird sich niemand dem Zornigen vergleichen können, der nun zu hadern aufgehört. Er wird nicht mehr Rüge erheben gegen Torheiten, gegen Lüge, gegen Gewalten über uns.

Hohen Wuchses, gewinnt er seine ganz besondere

Bedeutung durch die Zeit, in die ihn das Schicksal wirkend gestellt hat. Er kam um die Wende. Die Geister, des Alten übersättigt, kehrten sich suchend nach Neuem. Alle Grade fast der Skala hatten sie durchlaufen, ehe sich viele von ihnen nach Norden einstellten, der Aura borealis zu, die so düster und dennoch die Nächte brechend am Horizont aufgeglommen war. Nach seiner Position, seiner Gesinnung, seinem immer neuen Ankämpfen gegen Bestehendes erinnert er an die Enzyklopädisten, die der großen französischen Umwälzung voranschritten. Nur andere Waffen gebraucht er; aber auch ihm gerät manch ein Pamphlet zum Drama. Er ist nun einmal kein Ironiker; ihm wird nichts leicht. Das ist ein Mangel, und es zeugt von einem Fortschritt. Es ist nicht leicht, mit einem so verteufelt ernsten Menschen zu leben, an dem man nicht vorüber kann, mit dem man sich über so viele Fragen auseinandersetzen muß. Aber eine ernsthafte Zeit glaubt an sich, an ihre Fähigkeit zur Verjüngung und Umkehr; sie kann genesen, wenn der Spott nur zu leicht wie der vergiftete Dolch wirkt und Wunden schlägt, die schmerzen, selbst wenn sie sich geschlossen haben.

Es ist mancher Liebeheiltrank und manches schlimme Gebräu zubereitet worden in der Hexenküche des weiland Apothekerlehrlings. Schon hat sich der Uebereifer derer gelegt, die alles gleich köstlich und gleich heilsam empfanden, oder es mindestens der Welt dafür aufreden wollten. Die Zeit wird manches ausschütten. Anderes aber für immer verwahren. Als der Streit um ihn verstummte und er hinter sein Werk zurücktrat, das genugsam bewehrt war, begriff man schon, wie mächtig,

unzerstörlich und aus dem Tiefsten gemauert es eigentlich sei. Ein Außenwerk mag fallen, der Kern selbst besteht für immerdar. Umfänglicher und systematischer denn einer, hat er vollendet, was zu vollbringen ihm vorbestimmt war. Er hat sich die seltenste Achtung erzwungen, die auch vor den Werken seines Alters, die sichtlich einer nachlassenden Kraft entsprangen, mit jedem Bedenken zögerte und zurückhielt. Lieber fast mißtraute man dem eigenen Urteil, als ihm. Und es fand sich ja auch immer etwas, das lohnte: ein Gedanke von eigentümlicher Größe, ein Bild von fremder, herber, duftloser Schönheit; eine Figur, der man nachsinnen mußte. Bei ihm schimmerte durch ein Gewand von gewollter Dürftigkeit gern edelstes Gestein: andere übergülden ihre Lümpchen und verbrämen sie mit Lappen von ungehöriger Kostbarkeit.

Und dennoch, es scheint nun einmal unserer Zeit nicht vergönnt, auf dem Gebiete der Kunst Persönlichkeiten zu reifen, die man hingegeben, mit ganzer Liebe umfassen kann. So wird denn nun, bei Ibsens Hintritt, viel Trauer bezeugt werden; und man wird ehrlich wissen, daß die Kunst verarmt ist und nicht leicht und nicht rasch etwas nachwachsen kann, was sich an allgemeiner Geltung und an Höhenmaß ihm vergleichen dürfte. Aber der Boden, auf den er hinsank, mag stärker schüttern, als die Seelen, an welche die Kunde seines Todes schlägt. Es war uns Oesterreichern weher zumute, da Anzengruber vor der Zeit uns genommen ward; und nicht nur darum, weil sein Lebenskampf so viel härter, sein Lebensgewinn so viel geringer gewesen war, weil man diesen unsern Eigensten also immer wie-

der um die Früchte seiner Siege geprellt hatte. Persönlich verarmt wird sich nun niemand fühlen. Man erinnert sich, was Grillparzer vermerkt, als man ihn mit der Todesnachricht Beethovens heimsucht: „Ich habe Beethoven eigentlich geliebt“ . . . Und vorher: „Da tat es einen starken Fall in meinem Innern, die Tränen stürzten uns aus den Augen.“ Wird nun einer in der Welt ein solches Empfinden buchen können? Wieder gedenkt man des Paulinischen Wortes, und es gewinnt eine neue und eine herbere Bedeutung: die Liebe aber ist das Dritte und das Größte . . .

Leo Tolstoi

Er ist zunächst durch seine Wunderlichkeiten zu allgemeinem Ruhme gelangt. Verwundert vernahm man die Märe von dem Grafen, der, im Besitz eines fürstlichen Reichtums und eines historischen Namens, den Wert der Handarbeit nicht nur pries, sondern, was immerhin anstrengender ist, auch tätig bekundete; der in der Rückkehr zur Lebensführung des armen, vielverhöhnten russischen Bauern, des Muschik, das alleinige Heil für sein von vielen Gebresten heimgesuchtes Vaterland sah. Und man vergaß im Horchen beinahe das Lesen; vergaß über dem apostolischen Sonderling, dem Verkünder neuer Lehren beinahe den großen Dichter, der Leo Tolstoi gewesen, ehe er der Einsiedler von Jasnaja Poljana aus einer notwendigen und leicht erklärlichen Wandlung seines inneren Wesens ward.

Aufsehen erregt hat Tolstoi zunächst im Westen, wie die Russen das ganze übrige Europa nennen, mit seinem großen Roman „Anna Karenina". Turgenjew, damals auf dem Gipfel seines Ruhmes ebenso über Gebühr gefeiert, als nun, nach sehr kurzer Zeit, unbilliger Vergessenheit übergeben, erkannte alsbald die überlegenen Gaben seines Landsmannes. Anna Karenina ist verheiratet; nicht eben unglücklich, aber ohne Befriedigung

ihrer höheren seelischen Bedürfnisse lebt sie neben ihrem nüchternen und trockenen Amtsmenschen von Gatten. Da tritt das Geschick in ihr Leben. Sie gibt sich dem Geliebten hin, erst gegen das Gesetz, um später nach allem Rechte mit ihm verbunden zu werden. Dann geht sie zugrunde und stirbt eines traurigen Todes. Man muß Tolstoi nicht für den Philister nehmen, daß er sie wegen ihres Ehebruches also endigen lasse. Aber auch ihrer zweiten Ehe fehlt jenes höhere, rein geistige Band, das allein Mann und Weib dauernd verknüpft, das die Beziehungen zwischen ihnen aus der Sphäre des Bedürfnisses hinaushebt in eine reinere und unumwölkte Höhe. Hier schon ist seine Schärfe der Beobachtung erstaunlich. Er kennt das Frauenherz in seinen verborgensten Gründen und legt es mit unheimlicher Sicherheit bloß. Aber — ein weicher Mollton klingt immer in seinen Schilderungen mit, wie in den slavischen Volksliedern. Der russische Realismus ist elegisch, wenn der französische etwas von jauchzender Brutalität an sich hat.

Weit über „Anna Karenina" stellen sie in Rußland selbst seinen zweiten großen Roman „Krieg und Frieden". Mit Recht. Die Geschichte von „Anna Karenina" mußte nicht eben ein Russe schreiben; den Roman von Napoleons Einfall ins Zarenreich konnte nur Tolstoi dichten. Es ist eine verwirrende Fülle von Gestalten. Der Leser hat Mühe, sie auseinander zu halten; um so mehr muß er die Schärfe der Anschauung bewundern, die sie alle zu schaffen und mit den kleinsten Einzelzügen zu beleben wußte. Er sieht nichts Großes in jenem Kriege. Die Hofgesellschaft ist elend und lie-

derlich, die Verwaltung verderbt; man unterhält sich weiter, man spinnt Zettelungen, während über Polen her das schwerste Unwetter näher droht. Er sieht keinen Helden. Napoleon? Das ist ein grandioser Hanswurst, der sich an seinen eigenen Phrasen berauscht, den in der Schlacht eine Art Bluttaumel überkommt, worin er Befehle erteilt, nur um etwas zu tun. Befehle, die ausgeführt werden oder auch nicht, die aber mit dem Ausgange des Treffens nicht das Mindeste zu tun haben. Sein Gegner Kutusow? Das ist ein Simpel. Mit einer einzigen Idee: „Sie — die Franzosen nämlich — sollen mir noch Pferdefleisch fressen wie die Türken". Seine eigene Umgebung spottet seiner, des unbehilflichen Mannes, der mit kurzem Atem und schnaufend auf seinem schweren Schlachtgaul sitzt und die Dinge im Grunde gehen läßt, wie sie aus innerer Notwendigkeit gehen müssen. Er spürt das Schreiten des Schicksals und fällt ihm nicht in den Arm; Napoleon möchte es meistern und wird von einer gelassenen Handbewegung des übermächtigen Geschickes hinweggefegt. Es liegt eine großartige Ironie darin, daß der glänzendste Kriegsheld aller Weltgeschichte vor diesem Kutusow erliegen muß, vor diesem Greise, der nichts ist, nur eins mit seinem Volk und mit der Natur seiner Heimat; gläubig, beschränkt, einem einzigen Gedanken hingegeben und ihm mit unheimlicher Zähigkeit zustrebend. Der Purpur der Helden wird ihnen von der Schulter gezerrt, und man sieht ihre ganze jammervolle Blöße; ihr blitzender Degen zerbricht; die Janitscharenmusik, die das Pfeifen der Kugeln übergellen soll, schweigt, und man hört das schreckliche Stöhnen und

Verröcheln. Der Pulverdampf verzieht sich über dem traurigen Zucken und kläglichen Sterben. Niemand hat noch gleich Tolstoi den Tod auf dem Schlachtfelde geschildert; niemand so die letzte Gloriole vom Haupte des Krieges gerissen, wie er.

Einheitlicher als „Krieg und Frieden", das immerhin eine ziemliche Anstrengung erfordert, ist „Hinter Festungswällen", künstlerisch das weitaus höchste seiner Werke, und somit vergleichsweise wenig bekannt. Es sind Episoden aus dem Leben einer belagerten Stadt, Sebastopols, das Totleben angesichts eines übermächtigen Feindes aus einem offenen Hafen wie über Nacht in eine schier unbezwingliche Feste umgezaubert. Bezeichnend genug: der Name des berühmten Verteidigers wird kaum, höchstens sehr beiläufig genannt. Auch hier treibt Tolstoi Psychologie der Masse. Zunächst geht es ganz gemütlich in der bedrohten Feste zu. Man spielt, man horcht der Militärmusik; selbst im Kriege bewahrt man alle Standesvorurteile. Höchstens wirft man vom Strand einen flüchtigen Blick nach dem anderen Ende der Bucht. Dort steht „Er", der Feind, und manchmal steigen weiße Wölkchen aus seinen Batterien. Und „Er" rückt Monat für Monat näher. In dunklen Nächten fliegen die Bomben unzählig und leuchtend gen Himmel, als wollten sie oben mit den stillen ewigen Sternen Zwiesprache halten. Immer noch denkt man eigentlich nur an Avancement und Georgskreuze. Jeder dieser Tapferen trägt in sich die stete Angst, er könnte sich in der Stunde der Gefahr wie ein Feigling erweisen, und stirbt dann, wenn seine Zeit kommt, mit aller Ruhe. Die Schrecken steigern sich stündlich.

Sie wachsen ins Unerträgliche in der Bastion des Entsetzens, die dem Feinde zunächst liegt. Und endlich, nach einem unerhörten Brüllen des schweren Geschützes, ein Todesschweigen. Das ist der Sturm — die französische Fahne weht auf dem Malako, dem beherrschenden Hügel der Stadt. In geschlossenen Massen ziehen die Russen ab; hinter ihnen ein Krachen gesprengter Festungswerke, um sie die dunkle Nacht, in ihren Seelen aber ein dumpfer Groll und ein Gefühl unverbrauchterKraft, die sich schon den zahlenden Tag wird zu sichern wissen. Hier ist wirkliche Größe, die von ihrer eigenen Bedeutung nichts zu ahnen scheint; ein Gefühl der Unbesiegbarkeit der Nation, das etwas Erschreckendes für die ganze übrige Welt hat. Noch hat kein siegreicher Krieg in allen Zeiten — sieht man von Homer ab — ein größeres Kunstwerk geboren, als es hier Tolstoi nach dem unglücklichen Kampf um die Krim seinem Volke geschenkt hat. Er glaubt an seine Zukunft, wenn man es nur sich selber, seiner eigenen Entwicklung, seinen natürlichen Instinkten überlassen will.

Weil er aber daran glaubt, so möcht' er es erziehen. So entstehen seine „Volksbücher". Sie sind höchst merkwürdig. Nun sucht er ihnen die Elementarbegriffe, sagen wir der Physik, klar zu legen, und tut dies in einer Sprache, so simpel, ungeschmückt und platt, daß man niemals den gewaltigen Sprachmeister seiner großen Werke dahinter suchen würde, wenn nicht zu solcher Verleugnung aller Kunst wiederum die höchste und reifste Kunst gehörte. Er erzählt ihnen Geschichten aus ihrer Vergangenheit; wie Timofei Jermak mit wenigen Getreuen auszog, und dem Väterchen Zar das unermes-

sene Gebiet von Sibirien zu Füßen legte; oder von den Kämpfen um den Kaukasus. Und zwischendurch stehen Legenden von einer unglaublichen Melancholie und einer erschreckenden Tiefe. So „Der Täufling", der eine Tat der Uebereilung begangen. Sie hat die schrecklichsten Folgen; denn kein Mensch kann ermessen, was alles aus seinem Tun entspringen kann. Es sind Seelen dadurch verloren gegangen; und nun muß er büßen, Dinge verrichten, die unmöglich erscheinen, ehe er erlöst wird und in den Frieden Gottes eingehen kann; die Furcht vor dem Tode sogar, dieses ewige Zagen der Kreatur vor dem Vernichter, muß er überwinden, sein Leben hinwerfen für das des scheinbar verderbtesten Menschen. Man ahnt danach, wie eigentümlich der russische Gottesbegriff sein muß. Wie lebendig er aber sei, zeigt „Der Gast". Ein armer Flickschuster, der in einem Kellerloche in St. Petersburg haust und nach den Schuhen die Vorübergehenden erkennt. Er ist still, gottesfürchtig und liest in der Bibel mit der einen großen Sehnsucht im Herzen: einmal möcht' er seines Heilandes ansichtig werden, der doch noch leibhaftig auf Erden wandeln muß. Eine innere Stimme verheißt ihm Erfüllung. Und nun bereitet er alles aufs beste für den hohen Tag und das hohe Fest. Mancher spricht bei ihm vor, aufs beste empfangen und nach Mitteln geehrt. Der Heiland aber ist nicht darunter, und es kommt eine große Traurigkeit über den Frommen. Da erklingt es wieder in ihm: in allen den Gestalten der Dürftigen, die er gelabt und für ein Weilchen vor dem Wintersturme behaust, war der Heiland bei ihm gewesen. Dies ist mehr als Uhde.

Aus Tolstois Glauben an sein Volk aber fließt seine Liebe dafür; und beides vereinigt, erweckt die letzte Sehnsucht — er will eins werden mit ihm. Nimmt man dazu, daß der Russe der geborene Sektierer ist, daß jeder seinen eigenen Weg sucht, um sich seinem Erlöser zu nähern, daß sich dabei aber jeder mit allen Kräften ans ewige Heil klammert, so versteht man, warum der Dichter einzig in einer stillen Gläubigkeit das Heil für eine irrende und in sich zerfahrene Gesellschaft sieht. Höhere Gesittung ist ein Unglück; denn sie birgt den Zweifel. Die Kunst ist das Verderben; denn sie, zunächst die Musik, wirkt auf die Sinne, die der Feind und nur in einem Leben rastloser Tätigkeit besiegbar sind. So entsteht die „Kreuzersonate“, bei der man unwillkürlich an die Skopzen, „die sich um des Himmelreiches willen verschneiden“, gemahnt wird. Anstelle der kämpfenden Vereinigung der Geschlechter muß etwas Neues, Höheres, über die Sinnlust, über den Trieb hinauswachsend, kommen. Es muß, und erlesenen Geistern fühlbar, kündigt es sich schon an. Hier liegt ohne Zweifel eine der Anregungen vor, aus denen Gerhart Hauptmanns „Einsame Menschen“ flossen, und auch in Max Halbes „Mutter Erde“ spürt man etwas von Tolstois Evangelium.

Er hat nicht den furchtbaren Tiefblick Dostojewskis, dem sich in epileptischen Zuckungen und Verzückungen Geheimnisse offenbarten, die vordem niemand geschaut. Er ist mehr der Meister des Details, synthetischer, wo Dostojewski sein Objekt aufreißt mit unwiderstehlichem Griffe. Beide — Dostojewski in den „Brüdern Karamasow“, die überhaupt der Schlüssel

zu Rußland und seinem Geiste sind — glauben nicht, es könnte dem Volke anderswoher als aus sich selber das Heil kommen. Das sollte denen zu denken geben, die mit stets bereiten Mittelchen die Schäden dieses ungeheuren Konglomerats heilen wollen, das sich Rußland nennt und kaum noch ein Organismus ist. Sie hoffen auf das Licht aus Osten. Dostojewski zweifelnd, ja verzweifelnd, ein Ankläger von erschütternder Wucht der Beredsamkeit, der kaum mehr ans Gute und höchstens noch an die Möglichkeit eines Wunders glaubt. Tolstoi aber ersehnt sein Erscheinen und er, der die grandiose „Macht der Finsternis" geschrieben, möchte das neue und den Augen seines nachtgewöhnten Volkes gemäße Licht heraufführen helfen. Dostojewski ist der Städter. Tolstoi aber lebt auf dem Lande seit vielen Jahren. In dieser braunen russischen Steppe, mit ihren unabsehbaren Weiten, ihren trägen und traurigen Flüssen. Sie ist eine einschläfernde Unendlichkeit. Sie begrünt sich zu ihrer Zeit, dies Grünen welkt wieder zu seiner Zeit, und der Schnee überblänkt und verhüllt alles. Man spürt nichts vom Leben, nur das Walten der ewigen Gesetze und dessen, der sie aufgestellt hat und verfestigt für immerdar. Und es kommt eine Sehnsucht nach Ruhe und Vereinigung mit der Natur in die Seele: Menschenwerk und Menschentum erscheinen überflüssig, wo nicht gar störend, in dieser großen und feierlichen Monotonie.

Emil Zola

Er ist von uns gegangen, noch inmitten größerer Pläne von Arbeiten, denen er eine unmittelbare Wirkung auf sein Volk wünschte. Denn mit Ibsen und Tolstoi, mit denen man ihn nun wieder vielfältig zusammenstellen und vergleichen wird, hatte Zola einen lehrhaften Zug gemeinsam, der ganz besonders in seinen letzten Werken so sehr zutage tritt, daß er sie schädigt.

Daß man aber dieser beiden bei der Kunde seines jähen Todes gedenkt, beweist, wie groß seine Wirksamkeit gewesen sein muß. Von allen dreien hat unsere Zeit gelernt; sie waren mächtige Anreger für jeden, der die Sprache erfassen wollte, in der man wirkt.

Gerade ihm war es keineswegs leicht geworden. Aus sehr kümmerlichen Anfängen, in denen er ohne den unerschütterlichen Glauben an seine Sendung hätte untergehen müssen, hat er sich zu Reichtum, Geltung, einer fast fürstlichen Stellung heraufgehoben.

Man rügte sein Französisch. Er hat sich in der Tat nicht immer an die Gesetze der Akademie gehalten, oft genug ihr geheiligtes Wörterbuch und ihr siebenfältig benedeites Regelverzeichnis mit einem entschiedenen Ruck zur Seite geschoben. Ihm erschien diese

polierte Sprache schon allzu geglättet. Es verlangte ihn nach kräftigeren Farben, als sie der allzu abgegriffene und gesiebte Wortschatz der Akademiker gewährt. Er griff unbekümmert nach Provinzialismen, aus der Gosse von Paris langte er herbe, übel duftende, aber starke Wendungen des Argot.

Er ist eigentlich in seiner Kunst keineswegs ein Neuer. Aber ein Erneuerer ist er. Mit Balzac, wenn man nicht schon den verwegenen Lacher Rabelais in diese Reihe stellen will, beginnt der Reigen der großen Wirklichkeitsschilderer, in Flaubert hat sie einen Gipfel, und Zola schließt sie vorläufig ab. Er strebt nach seinem eigenen Wort die „wahrhaftige Wahrheit" und sonst nichts an.

Er hat entscheidende Anregungen nicht nur von diesen seinen großen Vorgängern empfangen, es war höchst wichtig für ihn, daß seine Zeit mit der von Darwins unermeßlicher Wirksamkeit zusammenfiel. Darwinistisch ist der eine Grundgedanke seines, trotz der „Vier Evangelien", die ja nun nicht vollendet werden, Lebenswerkes, der „Rougon-Macquart". Allenthalben ist er bestrebt, den Einfluß der Vererbung in den Geschicken dieser Familie unter dem zweiten Kaiserreich aufzuzeigen.

Es ist diesem Roman bekanntlich ein eigenes Geschick verhängt gewesen. Aus der unmittelbarsten Wirklichkeit heraus ist er begonnen worden. Immer weiter aber rückten während der sehr langsamen und mühsamen Arbeit die Ereignisse der Lebenden. So kam es, daß die letzten Teile, ganz besonders „Die Niederlage", einen ganz neuen Reiz gewannen. Was als Chronik,

aus dem Tage heraus geschrieben, hätte wirken sollen, war zur Historie geworden. Ein Glück vielleicht gerade für diesen Roman, der anders wohl schmerzliche Erinnerungen aufgeweckt, die nationalen Leidenschaften zu unsanft aufgerüttelt hätte.

Es ist eine große Gelassenheit in Emil Zola, denn noch jung an Jahren steckt er sich sein Arbeitsfeld aus und bestellt es dann ruhig und sonder Hast. Dazu stimmt denn auch, daß er der festen Ueberzeugung war, es lasse sich mit Fleiß alles zwingen. Jeder Tag hat sein Pensum von hundert Druckzeilen, das gemächlich aufgearbeitet wird.

Es ist keinerlei Gefallsucht in ihm. Er fragt durchaus nicht darnach, was den Lesern behagen möge. Er schielt nicht; er blickt vor sich mit dem Auge eines, der sein Ziel erfaßt hat und es nun durchaus nicht mehr aus der Sehweite verlieren will. Er kennt keine Seitensprünge, und jener Zierat, mit dem eben die Franzosen sonst gern ihre Erfindungen umhüllen, kommt bei ihm kaum vor. Vielleicht darum und wegen seiner Freude an der Mundart, die sonst der Pariser gar nicht genug verachten kann, haben sie ihn unfranzösisch gescholten.

Er hat die Leidenschaftslosigkeit des Geschichtschreibers, der seine Quellen vor sich ausbreitet und nichts vorbringt, was er nicht daraus belegen zu können vermeint. Er sammelt unermüdet unsägliches Material. Der in der Tat sehr anfechtbare Satz Otto Ludwigs, es sei nunmehr alles schon so genau beschrieben, daß man bei keiner Art Schilderung mehr in Verlegenheit kommen könne, besteht für ihn nicht. Allenthalben stellt

er sich vor die Geschehnisse und die Gegenden, soweit er es vermag, und mustert sie auf die Eindrücke hin, die sie auf ihn machen. Also klingt er niemals an. Denn die Begebenheiten sind bei ihm wirklich durch ein Temperament oder eine Natur vielmehr gesehen und empfangen, ehe sie wiedergegeben werden, wie er selber es vom Romancier gefordert.

Und kein Anatom kann angesichts der Leiche ruhiger seinen Befund auslegen, als er es tut. Darin lag sein Erschreckendes zu Beginn, der Eindruck einer unerhörten Kälte, selbst der Schamlosigkeit, den er auf bängliche Gemüter übte. Denn die Regungen, die er im Leser wachrufen wollte, unterdrückte er zuvor in sich selbst mit einer großen Härte. Nirgends ist bei ihm jener weiche und in uns so sehr nachzitternde Mollton der großen Slaven. Alles klingt in Dur, aufreizend, gewaltsam. Regungen, die andere gern verhüllen, daß man sie mehr im Dunkeln anschleichen fühlt, als ihr Nahen wirklich sieht, reißt er mit brutaler Faust in all ihrer armen Nacktheit in den grellen Tag, in jenes volle Licht, das er von jedem Künstler fordert. Der Kampf darum ist doch auch der wesentliche Inhalt seines großen Künstlerromans, dem bis jetzt keiner der Nachahmer auch nur in die Nähe gekommen ist.

Er erkennt wieder, womit noch jede wahre Kunst angehoben hat, wie wunderlich und aus den streitendsten Elementen diese arme Kreatur Mensch zusammengesetzt ist. Alle Möglichkeiten zur Memme können in der Seele eines schlafen, der sonst den Eindruck eines Helden macht. Es gibt Dinge, die uns alle in gleicher Weise überraschen und vor denen jede Maske fällt. Es

ist natürlich nach seiner ganzen Richtung, daß er derlei mit besonderer Vorliebe aufsucht. Jedes Menschengeschick ist wichtig und kann unter Umständen Begebenheiten versinnlichen, welche die breiteste Allgemeinheit angehen. So wird der Stoff vollkommen nebensächlich. Die Geschehnisse müssen mit innerster Notwendigkeit aus den Charakteren fließen. Die ganze Welt gehört mit diesem Satze dem modernen Epiker, und er kann schwerlich mehr in Verlegenheit kommen. Höchstens, daß ihn die Ueberfülle der Eindrücke bedrängt und ihm darüber jene Unbefangenheit verloren geht, ohne die ein Schaffen nicht mehr zu denken ist. Es liegt darin tatsächlich für den Nachstrebenden die Gefahr, daß er sich zu sehr an die Außenwelt verliere, um Wichtiges und Nebensächliches zu scheiden. Ist die Beobachtung alles, so liegt der Trugschluß nahe, alles Gesehene sei in der nämlichen Weise wichtig und der Aufzeichnung wert, während die eigentliche Arbeit des Künstlers mit der reinlichen Scheidung des Belanglosen vom Bedeutenden und Bezeichnenden beginnt. Zola selber hat es hierin oftmals versehen.

Um aber einen Menschen zu begreifen, genügt es noch keineswegs, ihn so vor sich zu sehen, daß man sich und anderen von jeder seiner Bewegungen und Lebensgewohnheiten Rechenschaft geben könnte. Die bequemste und sicherste Charakteristik durch Schlagworte, mit denen die Bühne heute noch gern arbeitet, ist unbrauchbar. Man müßte eigentlich die Eltern kennen, denen er entstammt. Die Luft müßte man untersuchen, die er eingeatmet und die sein ganzes Wesen mitbestimmt hat, denn in ihr schlummern Keime, die hernach in der wun-

derlichsten Weise aufgehen mögen. Von jedem seiner Gespielen empfängt er etwas, wie er jedem etwas mitgibt. Eine höchst lebendige Wechselwirkung der ganzen Umgebung auf das, was in ihr atmet und sich entwickelt. An die Stelle der Herbarbetrachtung, die denn doch meist nach muffigem Heu riecht, tritt das Studium der lebendigen Pflanze an dem Orte, wo sie erwachsen und bodenständig ist. Dieses nennt man das Studium des Milieus, der Gesamtbedingungen. Neben der Vererbung ist es das zweite, moderne Fatum, das unsere Weisen viel zu früh aus der Weltordnung beseitigen wollten. Auch davor gibt es kein Entrinnen; es fällt uns immer wieder hinterrücks an, so gut wie der andere Fluch der Vererbung, mit dessen Walten sich unsere Erziehungslehre bis jetzt viel zu wenig beschäftigt hat; so guten Grund sie hätte, sich recht eingehend darum zu bekümmern.

Damit hängt denn auch seine Methode der Schilderung zusammen. Sie krempelt allerdings unsere Schulbegriffe gründlich um, und wir wissen nicht, ob Lessing übermäßig davon erbaut gewesen wäre. Denn mit dem „Laokoon“ und seinen Lehren ist sie durchaus nicht zu vereinbaren. Denn so wenig sich Zola irgend eine Einzelheit erspart in seinen Forschungen — es gibt nach Gewissenhaftigkeit und Umständlichkeit kein ander Wort dafür — so wenig sieht er ab, warum er seinem geschätzten Leser irgend etwas schenken sollte. Er bemerkt jeden Reflex jedes Blitzes im dunklen, nächtigen Wasser der Seine, die sacht und schiebend soviel Elend, Schande und Schuld aus dem leuchtenden Paris hinausschwemmt; jeden Schatten, den Krähenfittiche auf den

schwarzen Boden des Kohlengräbergebietes hinwerfen, wo keine Bäume gedeihen wollen. Und so wird er denn manchmal zum Verzagen eintönig. Folgt man ihm, so erwacht das Gefühl eines Kindes, das sich trost- und willenlos einen endlosen Weg von einem Stärkeren gezerrt sieht. Es nimmt seine Gelegenheit wahr und entwischt, vielleicht selbst mit einer gewissen Schadenfreude. Ein andermal aber ist der Druck seiner Hand unentrinnlich. Man folgt ihm willenlos. Seine feierliche Eintönigkeit bannt, und man erliegt dem Zauber seiner harten, doch rhythmischen Sprache, die scheinbar jeden Schimmer einer Kunst verschmäht, nichts sucht, nur das nächste und sinnlichste Wort, gleichviel woher es stamme und wie beleidigend es verwöhnten Ohren klinge, und es alsdann mit der gleichen Ruhe und Sicherheit hinsetzt, mit der der Maler sein Pünktchen Lokalfarbe auf die Leinwand legt.

Ich komme immer wieder zu anderen Künsten. Das macht, mir ist sein Malerroman so teuer. Es ist hier ausgesprochen, was jeder Schaffende empfindet: wie unsäglich mühevoll es ist, einen neuen Weg zu gehen, und sei er noch so klar bestimmt und erkannt. Ein Schatten mag das best und klarst Geschaute trüben und zerstören. Eine Erinnerung aus brandenden Jahren ins Gewöhnliche hinabziehen, was durchaus neu empfunden wie ersonnen war. Ein rastloses Ringen steht vor jedem Erfolg; es frißt die beste Kraft, sodaß die Voranschreitenden, die Bahnbrechenden sich nicht einmal dann des Sieges erfreuen können, würde er ihnen nach der Wahrscheinlichkeit und Erfahrung jemals zuteil. Aber nicht sie ernten, hinter ihnen kommen Ge-

wandtere und Behendere. Was neu war, verschmelzen sie geschickt mit dem Alten, Gewohnten, sodaß eine Art Neues entsteht, dem die Menge, urteilslos und unfähig, etwas wirklich Originales zu begreifen, zujauchzt. Die Claudes sterben, die Tagerolles gedeihen. Der den Weg gebrochen, dem reißen die Dornen die Kleider vom Leib, daß er sich seiner Nacktheit schämt und in Verzweiflung endet. Der sich kläglich hinter ihm hielt, pflückt reife und goldene Früchte. Dies ist die wahre und tiefe Tragik jedes Menschen, der völlig voraussetzungslos, ganz auf sich und seine eigensten Kunstbegriffe gestellt, sein „Werk" beginnen möchte. Die ihn liebten, werden von ihm abfallen oder mit ihm den bösen Weg beschreiten, da kein Stern leuchtet. Ein „Armer Teufel!" eben derer, die mit ihrem Pfunde wuchern, wird ihr Nachruf sein. Diese hohe, eigentümliche Tragik des modernen Künstlerlebens begriffen, sie mit einer unheimlichen und zweifellosen Sicherheit uns vor die Seele gestellt zu haben, wird immer einer der schönsten und stolzesten Ruhmestitel Emil Zolas sein und bleiben.

Nur noch einmal hat er einen höheren Flug erschwungen. Dies ist „Germinal", für mich nach Dostojewskis „Raskolnikow" der größte moderne Roman überhaupt. Man sieht da einmal, wie nahe genaueste Beobachtung dem Höchsten, dem innerlichen Schauen, kommen kann. Und es ist wieder ein tiefer Begriff vom modernen Fatum darin. Denn schlimmer als die Bergeslasten ob ihren Häuptern drückt der moderne Kapitalismus auf die Elenden, Enterbten des Grubenbezirkes. Aus ihnen werden fürstliche Renten herausgeschlagen. Aller Luxus, den sie in ihrer ewigen Nacht

nicht einmal sehen können, wird aus ihnen ausgespart. Sie erkennen die schlimmste Gefahr, in die der Raubbau ihr Leben bringt. Es gibt kaum ein Murren dawider, denn was möcht' es frommen? Man versucht eine Auflehnung. Sie endigt schmählich. Wer kann einen so ungleichen Kampf bestehen? Gewiß nicht ein Geschlecht, das entsittlicht ist: denn seine Weiber müssen sich preisgeben, nur um beim Krämer einen Kredit zu erbetteln, der trotzdem am Tage der Fälligkeit erbarmungslos eingetrieben wird; ein Geschlecht, dem man jede Scham mit der Hungerpeitsche aus dem Leibe getrieben, das in frühen Ausschweifungen und billigen Schnapsräuschen seine ganze Kraft vertan hat. Das Orgeln unterirdischer Wasser, ersinkender Gruben, das Dröhnen stürzender Stützbalken tönt durch dies ganze erschütternde Buch. Kein Wort eines wohlfeilen Mitleids, das hier trivial wirken müßte. Auch sie, die da sterben, vollenden nur ihr Geschick, das notwendig und prädestiniert — man muß Calvins Lieblingswort anziehen — war nach den Gesetzen der Vererbung und des Milieus, das vielleicht kommende Geschlechter verbessern mögen, die Erhebung Einzelner gewiß nicht wenden kann. Eine gewisse Wortkargheit in entscheidenden Szenen tut mächtige Wirkung. Er weiß zu schweigen, wie zu reden — wie eben ein echter Künstler. Denn selbst das Fallen des Vorhanges kann oftmals ein Effekt sein.

Er hat Symbole von mächtiger Größe. Ich erinnere hier an das Roß Trompette, das in der unterirdischen Welt erblindet ist und nur noch am Geruch neue Ankömmlinge erkennt, um sie wiehernd zu begrüßen; oder an jene schreckliche Bahnfahrt zu Ende der „Nieder-

lage“. Die nüchternsten Dinge gewinnen unter Umständen eine unheimliche Bedeutsamkeit; mit dem tollen und wahnwitzigen Lokomotivführer rast die ganze Gesellschaftsordnung des zweiten Kaiserreiches, ausgesogen und entnervt durch die Nanas, ihrem sichersten Untergang entgegen. Und weil ich Nana genannt habe — niemals hat Zola Freude am Unzüchtigen gehabt. Er ist niemals lüstern. Es kann nur niemand am Sexualen oder am Dirnenwesen vorübergehen, der unsere Zeit schildern möchte. Aber das reichste Talent wird vor der Mannigfaltigkeit der Aufgaben, die hier seiner harren, eher verzagen, als sich übernehmen. Denn noch ist eine Aufgabe nicht gelöst, und schon drängen andere, größere Probleme herzu und möchten erörtert sein.

Er war durchaus neidlos. Dem jungen Guy de Maupassant hat er nach seinem Erstling gern den Kranz gereicht.

Er hat mit mancher wohlfeilen Lüge aufgeräumt. Idyllen vom Leben des französischen Landmannes kann man nach „La Terre“ nicht mehr gut schreiben.

Er hat mächtig gewirkt. Allenthalben und in aller Welt merkt man die Spuren seiner Tätigkeit. Eines der eigentümlichsten Werke in deutscher Sprache, „Die Weber“, ist nicht gut ohne ihn zu denken. Es würde Hauptmanns große Tat nicht mindern, sollte er „Germinal“ gekannt haben.

Eine Sehnsucht nach Wahrheit war in ihm. Und dabei jener Schmerz nach Romantik, nach der holden Lüge des Lebens, die er selber so schmerzlich in Vielen zerstören mußte, wie in allen, die ohne holde Lüge durchs

Leben schreiten müssen. Auch er hätte gern seinen „Traum" geträumt.

Wir sind durch seinen Tod verarmt. Nicht so sehr vielleicht um das, was er uns noch hätte schenken mögen; aber um eine Gestalt, die nach allen Qualitäten kräftig und wirksam war, die man schwer missen wird. Es gibt nicht viele, die man mit ihm messen könnte, die so innerlich des Glaubens an sich und ihre Sendung voll sind. Und wieder kommen uns zwei, nur zwei zu Sinn: der Einsame von Christiania und der Prediger von Jasnaja Poljana.

Theodor Fontane

Wie an seinen Lieblingshelden, an Zieten, so ist auch an ihn der Tod „im Husch" herangetreten. Von keiner Krankheit hatte man zuvor gehört. Stark und aufrecht stand er an der Schwelle des achtzigsten Jahres, sodaß man bei ihm mit einer reichen Fülle von Tagen rechnen durfte. Und so rastlos und gesegnet tätig war er bis in seine letzte Stunde, daß man beinahe das Gefühl hat, dieser Greis sei unvollendet von uns genommen worden.

Er entstammt einer jener französischen Auswandererfamilien, die dem Staate, der den Glaubensflüchtlingen ein Heim geboten, diese Gastlichkeit so reich vergelten durfte. Sie haben in das schwere märkische Blut etwas von französischer Leichtigkeit und Beweglichkeit gebracht. Adelig hielten sie zusammen; ihre Besonderheiten behaupteten sie; ihre Muttersprache pflegten sie. Aber innigere und getreuere Bürger als sie, die sich ihm recht mit dem Herzen und in Dankbarkeit hingegeben hatten, besaß der Staat Preußens niemals. Man denke an die wundersame Schilderung, die Theodor Fontane von seinem Vater, dem Gascogner, mit all seiner Ruhmredigkeit und seinem Schwindelgeist entwirft. Sie ist wohl die größte Probe seiner Dichter-

kraft, deren bestes Geheimnis immer darin lag, auch das Verletzende mit Anmut und Zartheit vorzutragen.

Eine englische Reise, damals, zu Mitte des Jahrhunderts, noch ein fährliches und seltenes Unternehmen, vermittelte Fontane die ersten starken Eindrücke aus der Fremde. Ihren Spuren kann man in seinen Gedichten allenthalben begegnen. Die altenglischen Balladen, deren Wiederfindung die neue Blütezeit unserer Lyrik mit bestimmt hat, haben es ihm angetan. Er übertrug uns diesem Wunderhort rastlos und mit einer unendlichen Vollendung. Die blutige Sage vom Chevy-Forst, wo die fünfzehnhundert des Percy mit den zweitausend des Douglas stritten, bis beide Heere fast völlig aufgerieben waren, die Geschichte vom kleinen Musgrave, der bei seiner Lady schlief und dem der beleidigte Gatte das Schwert zuwarf, weil er keinen Unbewehrten töten wolle, hat er uns angeeignet. Den Douglas-Zorn rief er aus seinem Grabe. Geharnischt, rauh und gewaltig beschwor er die Zeiten der schottischen Maria Stuart, und da sein Interesse an jener Periode nun einmal geweckt war, so fand er, der Protestant, die Brücke zur Jakobiten-Bewegung, die mehr als ein Jahrhundert England mit gewaltsamen Zuckungen erfüllte. Er übertrug die Jakobitenlieder; ja wohl das Schönste, möchte man behaupten, hat er aus dem Bedürfnis eines Abschlusses und aus intimer Kenntnis der Volksseele dazu geschaffen. Es beginnt: „Die ihr euch Jakobiten nanntet" und ist eine Art Anrede an die geschlagene Partei der Stuarts. Derlei aber legt das Volk sonst immer einer einzelnen und bestimmten Person in den Mund. Die Menge klagt um einen Führer — man

denke an das erschütternde „Robert o Roon Irlands“, das uns Moritz Hartmann überliefert, personifiziert in einer Einzelnen, in o Roons Geliebter.

Ein vollkommenes Bild des blutigen Aufstandes, der nach manchen Erfolgen im Jahre 1746 endgiltig niedergeschlagen ward, entwerfen diese Lieder. Da ist zunächst die Musterung. Ein Meisterstück und ein Beweis, was Rhythmus für sich allein vermag.

Die Duncans kommen, die Donalds kommen,
Die Colins kommen, die Ronalds kommen.
Es kommen die Kenmures Sohn und Vater,
Lord Poster und Lord Derwentwater.
Und Jack und Tom und Bobby kommen
Und haben die blaue Blume genommen . . .

Sie kommen mit Pfeifen und Dudelsäcken
Und suchen das Volk mit den roten Röcken.
Bald werden die Schöße im Winde fliegen,
Bald werden die Whigs auf der Nase liegen,
Denn Jack und Tom und Bobby kommen
Und haben die blaue Blume genommen.

Man lese das Gedicht; aber man lese es laut. Und man hört das Marschtempo, die Trommel ruft, der Dudelsack quäkt, die Pfeife schrillt, und es jauchzen übermütige Rekruten, rauflustig und froh der Kraft, die zu ihrem Flachfeld aus dem Hochlande niedersteigen. Die unentschiedene Schlacht von Sherifmoor: „Wir sind gelaufen und sie sind gelaufen, gelaufen einzeln und in Haufen“ folgt; der Prätendent, „ein Hochlandsbursch vom Scheitel zur Zeh’“, kommt auf den Plan, und das Volk jauchzt ihm entgegen: „Oh, Char-

lie ist mein Liebling, mein Liebling, mein Liebling — Oh, Charlie ist mein Liebling, der junge Kavalier." Das Mädchen will Gais und Kuh dahingeben, sich ein Tartankleid kaufen und neben dem Geliebten schreiten. Sie müssen immer und überall ein passendes Kostüm haben, die Guten. Einzelne Erfolge: endlich die schwere Niederlage von Drunmossie-Moor; die schöne Maid von Inverneß klagt darum, und ein Vater seufzt: „Sieben Söhne gab ich dem Kavalier, sieben grüne Plätze sind blieben mir, ihrer Mutter Herz ist gebrochen vor Weh — König Jakob, daß ich dich wiedersäh." Die ungestüme Tapferkeit der Hochlandssöhne war verloren. Nichts bleibt, als Unterwerfung oder Tod denen, die nicht von der Sache der Stuarts weichen wollen:

Die ihr euch Jakobiten nanntet
Zu eigner und des Königs Ehr',
Die ihr euch Jakobiten nanntet,
Zu Thron und Stuart euch bekanntet
Und endlich doch den Rücken wandtet,
O tretet her.

Was kämpft ihr noch voll halben Zwanges
Ein leeres Wortgefecht „ums Recht"?
Entschlagt euch des gelehrten Dranges;
Ich sag': ein kurz Schwert und ein langes,
Ich sag': ein stark Herz und ein banges
Die machen Unrecht ach und — Recht.

Was schwankt ihr länger bang und schüchtern?
Der *findet* Gnade, der drum *wirbt*.
Was schwankt ihr länger bang und schüchtern?

Fügt euch den neuen Himmelslichtern
Und überlasset seinen Richtern
Den, der in Treuen lebt und stirbt.

Wunderschön. Aber kaum volksmäßig und gesungen. Mindestens sehr frei übertragen.

So wurde ihm der Volkston in innerster Seele vertraut. Er erkannte, daß im Bänkelsang wie die Wurzel so die Entartung der Ballade stecke. Und so schuf er denn seine eigenen Balladen in einem ganz neuen Ton, also daß man ihrer zwei als richtunggebend für eine neuere Entwicklung der Ballade ansprechen muß. Die Schilderung, die bei Bürger, bei Uhland und Goethe noch ein fast souveränes Element der Erzählung gewesen, tritt zurück und ist höchstens ein Stimmungsmittel. Eine Szene eines Dramas; so der berühmte und durch Löwes meisterhafte Komposition allbekannte Archibald Douglas. Der Monolog des heimkehrenden Verbannten, das Erscheinen des Königs; Rede und Gegenrede in lebendigster Entwickelung; der versöhnlich und menschlich rührende Schluß nach einem Augenblick der höchsten Spannung. Oder das Ganze ein reiner Monolog, liedmäßig und zusammenfassend ein ganzes Geschick, wie jenes „Lied des James Mammouth", das in seiner Art einzig ist und alles sagt, was man über die Stuarts sagen kann, mit der grandiosen Schlußwendung:

Das Leben geliebt und die Krone geküßt
Und den Frauen das Herz gegeben
Und den letzten Kuß auf das schwarze Gerüst —
Das ist ein Stuart-Leben.

Die Kunst, die er da erwarb, hat er alsdann auf

sein geliebtes Preußen angewendet. Er besang die Helden der friderizianischen Zeit. Seine Lieder sind sehr volkstümlich geworden, in allen Lesebüchern stehen sie, und es sind ganz vortreffliche darunter. Sicherlich war er bei ihnen mehr mit dem Herzen, als bei seinen schottischen Balladen, und dennoch hat er nicht jene Kraft, nicht das Ungestüm, wie wenn er seine fremden Stoffe meistert. Es ist häufig etwas Gewolltes, Lehrhaftes, selbst Schematisches darin, als hätte er diese Helden sich zu Objekten mehr erwählt, als daß sie sich an ihn herangedrängt hätten, nach ihrer Gestaltung heischend. Auch in der eigentlichen Lyrik liegt seine Stärke nicht, obwohl sich da eine der Perlen deutscher Dichtung überhaupt findet; das berühmte „Alles ohne Liebe" faßt das Los von Hunderttausenden in eindringlichster Weise zusammen. Wie wahr ist das! Und zugleich — ich werde das Wort noch öfter auf Fontanes Kunst anwenden müssen — wie zart! Und glänzend ist er, wenn er Bildchen aus dem Berliner Straßenleben festhält. Die umreißt er mit einer Sauberkeit, daß man sich an den anderen großen Schilderer der friderizianischen Periode, Adolf Menzel, erinnert fühlt. Beiden war ein ähnliches Schicksal — nicht zeitige Anerkennung, Frondienst ums Brot als Zeichner oder als Journalist. Beiden ist die gleiche Augenhaftigkeit gemein, nur knüpft Fontane nach Dichterweise gern an das Geschaute eine hübsche Wendung, wenn es Menzel nach seiner Art gelassen und für ewig hinstellt. Und beide sind tüchtige Menschen; der alte Fritz mag seine Freude gehabt haben, als ihm Fontane in dem reizenden Gedicht zu des Malers siebzigstem Geburtstag auf

der Schloßtreppe Sanssoucis von Menzel vorplauderte. Ueberhaupt hat Fontane seine Kunst gern in den Dienst der Gelegenheit gestellt. Festliche Anlässe liehen ihm festliche Worte. Und klug und spähend, nicht ohne berlinische Ironie schlendert er durch die Straßen seiner Großstadt.

An der Schwelle des Greisenalters stand er, als ihn der Trieb zur künstlerischen Gestaltung im großen Stil neuerdings mächtig überkam. Man hätte erwarten müssen, er werde nach einem englischen Stoffe greifen, vielleicht ein großes und glänzendes Gemälde der Stuart-Zeit aufrollen. Aber damit hatte er sich offenbar schon auseinandergesetzt. Das war immer mehr Spiel bei ihm gewesen. Eine andere Aufgabe lag klar vor ihm, und er griff darnach mit der gelassenen Zuversicht in das eigene Können und die eigene Lebensdauer, die ein Charakteristikum dieser zweiten großen Periode Preußens und seiner bedeutenden Männer ist.

Er kannte die Mark wie keiner. Ein Wanderer hatte er sie oftmals und nach ihren heimlichsten Winkeln durchstreift, mit dem Auge des Dichters, das den Dingen Eigentümliches und Bedeutendes abfrägt. Wo man Gottverlassenheit und Reizlosigkeit vor ihm gesehen, da erkannte er die schwermütige Schönheit der Havelseen, die schwarz und traurig im dunkelnden Schatten ihrer Föhren ruhen. Die Heimlichkeiten der kleinen märkischen Städte, worin sich ein so tüchtiges, rühriges und nüchternes Geschlecht tummelt, hatte er bespäht. Aus der Vergangenheit, die ihm vertraut war, schritt er bedacht zur Gegenwart. Nicht umsonst war er der Meister der Ballade. Da entstand die traurige Ge-

schichte von Grete Minde aus Tangermünde, die durch eine böse Stiefmutter erblos gemacht und ins Elend getrieben ward; eine Meisternovelle nach allen Qualitäten, erzählt in einer Chronikssprache, wie sie so geschmackvoll Wenige zu handhaben wissen. „Vor dem Sturm“ kam. Der Roman der Zeit vor der großen nationalen Erhebung gegen Napoleon. Hier tut Fontane zu viel. Er möchte Einblicke geben in jede geistige Strömung dieser Periode, freut sich nach romantischer Weise noch zu viel am Kunstgespräch und nach Berliner Art überhaupt an gebildeter Rede. Dadurch leidet das Ganze.

Inzwischen aber, wann immer er seine Stadt durchschritt, so gewahrte er Neues. Ein unbändiger Drang war in dieses Berlin gefahren. Es reckte sich mächtig. Wo man vordem durchs Grüne gegangen, standen nun endlose, graue Straßen, einförmig auch wenn sie nach Individualisierung strebten. Denn der Geist des Preußentums steuert nach der Uniform, und in diesem unbewußten Streben nach einer straffen Zusammenfassung und strengen Zucht aller Kräfte liegt ein Geheimnis aller seiner Erfolge. Er selber aber war der Zeuge dieses Umschwungs. Jede Wandlung in der Physiognomie der Stadt war ihm vertraut, wie etwa klugen Eltern kein neuer Charakterzug entgeht, der sich bei ihrem Kinde kündigt. Und er liebte sie, liebte sie mit der Innigkeit des Greises, der Sturm und Drang wieder zu verstehen beginnt, weil sie so ganz hinter ihm liegen. Der Zeuge der erstaunlichen Entwicklung wurde Berlins Schilderer.

So entstanden seine Berliner Romane, die bleiben

werden, wenn überhaupt Denkmäler einer großen Periode und einer großen Entfaltung vordem gebundener Kräfte bleiben. Ihre Fabel ist gleichgültig; meist ist sie so schlicht, daß sie recht nebensächlich erscheint. Hinter dem inneren Ergebnis tritt das Aeußere zurück. Er schildert etwa in „Irrungen, Wirrungen" eine Liebelei. Das Mädchen wird dem Mann immer werter, aber die Herstsonne der Erkenntnis, ein baldiges Scheiden sei geboten, leuchtet durch die Bäume, in deren Schatten sich das sozial ungleiche Liebespaar ergeht. Es gibt Kämpfe, Irrungen, Wirrungen, aber keine Katastrophe. Fontane hat nur zweimal tragisch geschlossen. Eine gewisse Scheu vor dem Tragischen und seinen Schauern lebt in seiner wie in Gottfried Kellers Seele. Dem letzten Zusammenstoß weicht er gerne aus. Man denke an „Ellernklipp". Vater und Sohn entbrennen in Liebe zum selben Mädchen, in einer Liebe, die bis zum Mord hinreißt. Ueber diesen Mord selbst wirft der Dichter einen Schleier. Er schädigt sein Werk dadurch, denn mit innerer Notwendigkeit trieb alles auf den Zusammenstoß zwischen Vater und Sohn als den Höhepunkt der Erzählung hin. Er jedoch biegt ab; seiner maßvollen Seele ist dieses Gräßliche ein Greuel.

Bewunderungswürdig ist seine Kenntnis des Details. Er muß seine Hintergründe nicht erst entwerfen. Das ist eine mühsame Arbeit, und sie nimmt nur zu leicht etwas vom Gewollten und Gemachten an. Sie stehen ihm vom Anbeginn fest. Und seine Menschen kennt er bis ins letzte Detail. Da ist King Etzel in „L'Adultera". Der Typus des reichen und soliden Börsianers der Zeit vor dem großen Aufschwung. Hilfs-

bereit, aber man muß für die Hilfe einen mehr oder minder schlechten Witz in Kauf nehmen. Unendlich taktlos; einer jener Menschen, die lärmen müssen, sollen sie an ihre eigene Fröhlichkeit glauben; die Taler klimpern hören, wenn ihnen der eigene Reichtum zum Bewußtsein kommen soll. Und dennoch, welche Güte in diesem Etzel! Oder die Krone seiner Figuren: Frau Jenny Treibel. Sie ist das Produkt einer ganz anderen Zeit. Noch ragt ihre Jugend in die romantische Vergangenheit, noch spielt sie mit ihrer Bildung und schminkt sich so allerhand Gefühle und Gefühlchen. Aber es ist ein ernstes Leben. Man ist reich geworden und weiß das zu schätzen, man ist wohl noch mit dem Sinn für das Höhere begabt und zeigt gerne, daß er einem nicht ganz abhanden gekommen ist, aber im Leben hat das eigentlich nichts zu sagen. Es gehört in die Putzstube der Seele und in ihre Feierstunden. Bewundernswürdig ist diese Gestalt; selbst die Ironie liegt in ihr, und der Dichter läßt sie nur vor uns wandeln, ohne auch nur mit einem Lächeln an Frau Jenny Treibels Wesenheit zu rühren. Immer wieder drängt sich uns bei Fontane der Gedanke an Menzel auf. Sie sind durchaus Realisten und objektiv. Höchstens in „Jenny Treibel" habe ich das Gefühl, ob in der Gestalt des Professors nicht etwas von Fontane selber stecke. So wenig im übrigen sonst Fontanes Begabung nach dem Drama hinzudrängen schien, die Art seiner Charakteristik ist durchaus dramatisch, hier lustspielmäßig.

Aus seinem Leben hat er mehrfach und erbaulich Bericht erstattet. Zu beichten hatte er eigentlich wenig. Eine helle Sonne liegt über seinen Schilderungen aus

der Jugendzeit. Düstere Begebenheiten, wirtschaftlicher Niedergang eines vordem reich begüterten Hauses, Sinken und Entfremdung eines begabten und liebenswürdigen Vaters brechen herein, ohne diese Frohnatur zu umdüstern. In ihm ist immer ein schönes Maß und eine Anmut. So bringt ihm das Jahr 1870/71 Bitternisse. Der Kriegsberichterstatter wird Gefangener und schwebt als der Späherei verdächtig selbst in Lebensgefahr. Mit welchem Humor erzählt er davon! Und so ist seiner Sprache immer Anmut, Wärme von innen heraus eigen. Sie kennt keine Schwierigkeit der Darstellung. Behaglich strömt sie hin, durchleuchtet und farbig. Man denkt an Goethe; verwandte Naturen haben eben immer auch verwandte Ausdrucksmittel. Wenn der Goethekult bei Heyse vielfach in der Gebärde steckt, so ist er bei Fontane ein Teil seiner selbst. Er selber vergleicht sich in einem allerliebsten Gedicht mit Fritz Katzfuß, dem dämeligen Kaufmannslehrling, der mit seinem Bändchen Goethe auf Leitern und zwischen Schränken herumsteigt.

Für die Jugend hatte er ein warmes Empfinden. Als die neue Bewegung anbrach, stellte er sich mit dem Rechte der Selbstverständlichkeit in ihre Reihen. Umlernen mußt er nicht, weil er nichts zu verlernen hatte. Die Tage der Jugend waren ihm vielfach in Fron und Tagesarbeit vergangen. Eben dadurch, wie das Glück seinen Lieblingen alles zum Guten kehrt, war er von Ungeschmack und Unart eines Manierierten bewahrt, war gewöhnt worden, sein helles und klares Auge nach außen hin zu kehren. Mit der Ruhe des Weisen, dem schon zu viel seines Tages verflossen war, als daß sich

Eile noch lohnen würde, griff er nach seinen Früchten: sie ließen sich langen, und der Abend brachte ihm eine reichere Ernte, als anderen die volle Helle.

Einmal bin ich ihm gegenüber gesessen. Mich däucht, es war ein altes Haus, worin er wohnte. Aber in Berlin sieht eigentlich jedes Haus alt aus, weil es immer noch ein neueres in der Nähe gibt. Eine Stube, die eng schien, so vollgekramt war sie; eine Uhr, die ängstlich tickte und mit hellem und flinkem Schlage lief. Er selbst angetan mit einer befremdenden Nettigkeit. Ein umgelegter Kragen, dazwischen die Binde, schwarz und schmal. Zu Hofe hätte der Mann gehen können jeden Augenblick, dachte man. Schlichtes, schlohweißes Haar; schneeweiß der hängende Schnurrbart. Kluge, warme Augen, von einem schönen Blau. Einer jener Menschen, denen alles Unsaubere ein Pein ist. Wir sprachen von Wien, wo sich eben damals eine Erkenntnis seines Wesens vorbereitete. Ich hatte eben ein Ungemach hinter mir. „Hagars Sohn" war von der Kritik übel gezaust worden und besonders Tante Voß lag mir grimmig in den Haaren — er hatte die „Vossische" den Tag, wohl den ersten in seinem Leben, noch nicht gelesen. Fiel ein Wort, das ihm behagte, so strich seine Hand kosend über die seines Gegenübers. Es läßt sich nicht sagen, wie weich, wie rührend diese Bewegung war. — Wieder soll ich nun nach Berlin. Ich hatte mich so auf das Haus in der Potsdamerstraße gefreut! Es ist mir nicht mehr vergönnt, diese hölzerne Stiege hinanzusteigen. Aber nach dem Fenster will ich sehen, und ich weiß, ich werde durch all den Straßenlärm aufhorchen, als hört' ich das Ticken von Fontanes Pendule.

In Heinrich v. Kleist fand das Preußentum seinen stärksten, in Menzel seinen schärfsten, in Fontane seinen liebenswertesten Ausdruck in diesem Jahrhundert. Das ist ein Dreiklang. Wer will bestimmen, welcher Ton der mächtigste sei? Sie gehören zusammen. Und mit Berlin ist Fontane und sein Lebenswerk geworden und verwachsen für immer.

Paul Heyse

In sehr jungen Jahren hatte sich Paul Heyse, der heute seinen siebzigsten Geburtstag feiert, seine ganz bestimmte Stellung in der Literatur der Gegenwart und ihrer Geschichte gemacht.

Er zählte noch nicht sechsundzwanzig Jahre, als 1855 sein erstes Novellenbuch erschien. Jene Geschichte war darunter, deren ungemeiner Erfolg ihm seither sein Leben lang nachging: „L'Arrabiata". Von Stund an galt er für den ersten deutschen Novellisten, fast für den Einzigen, den man überhaupt dichterisch ernst nehmen dürfe. Es hat lange gedauert, ehe auch nur der leiseste Zweifel an diesem seinem Rang laut wurde, ehe man dem Zürcher Gottfried Keller den Primat zusprach, den er heute wohl behauptet.

Begreiflich genug und begründet war diese so überraschende und so nachhaltige Wirkung. Einmal kam die Geschichte einer tiefen Sehnsucht eines jeden Deutschen entgegen: sie spielte in Italien. Und sie schilderte die Wahlheimat eines jeden Deutschen mit einer größeren Richtigkeit der Zeichnung, mit unvergleichlich lebendigeren und wahrhafteren Farben, als man es bis dahin von deutschen Novellisten gewohnt war. Die trugen nicht nur Spitzhut und Radmantel und Theaterdolch,

die Italiener, die Heyse schilderte; in ihren Adern rollte ein heißeres und ungestümeres Blut, als in uns Nordländern. Entschluß und Tat nahe beisammen, ein elementarisches Leben.

Wieder einmal empfand man den Zauber des Kolorits. Und eine durchaus dichterische Persönlichkeit war erschienen, deren Ueberlegenheit auch der Gegner empfand. An Lyrikern von Gaben fehlte es nicht, wie es daran in Deutschland niemals gemangelt hat, so wenig sich die Deutschen zum Bewußtsein gekommen sind, daß in dieser Dichtungsart ihr bester Reichtum und ihr stolzester Hort beschlossen liegt; beschlossen, denn es verlangt nur zu wenige, danach zu greifen. Immer noch sangen die melodischen Sturmvögel, welche die Bewegung von 1848 aufgescheucht, durch den grauenden Tag.

Die romantische Form der Erzählung, mit ihrer starken Subjektivität, mit ihrem Suchen nach feinen und heimeligen Stimmungen hatte sich ausgelebt. Im Volke fand sie niemals starken Widerhall. Das junge Deutschland dominierte und zerrte Fragen des Tages in die Dichtung. Man überspannte seine Kraft; man schrie, statt zu sprechen, gebärdete sich leidenschaftlich, nur um zu verhüllen, wie schrecklich nüchtern man empfand. Ehrbare Philister spielten mit heftigstem Bemühen die Tempelstürmer. Die Sprache begann zu verwildern; in unerträglicher Weise überwucherten die Fremdwörter, und es schien manchmal, als sei alles Bemühen um Reinigung und Bildung verloren gewesen. Und nun kam einer, der das konnte, was andere wollten: erzählen; und man hörte ihm gern, ja gefangen von seiner feinen Kunst zu.

Er meisterte die Sprache in einer ungemeinen Weise. Klar, ebenmäßig und schlank bauen sich seine Sätze. Es ist kein nervöses Hasten darin; gelassen, ohne jede Eile und dennoch knapp strömen sie ihrem vorgesteckten Ziele zu. Er ist niemals weitschweifig, noch geschwätzig, eine Fülle jener sinnlichen Wendungen, die unverlierbar im Gedächtnis haften, die ganz bestimmte und bleibende Vorstellungen wecken, blüht auf. Es ist wie ein Lustwandeln in einem wohlgehaltenen englischen Garten: Schattenwäldchen, spiegelnde Wasser, Beete mit Blumen, Plätze zu ruhigem Verweilen; alles schicklich, mit weisem Maß und just da angebracht, wo man es sich eben wünschen mag. Es ist Harmonie in dieser Sprache und ein geheimer Rhythmus, wie ihn nur der Prosaiker erschwingt, dem zuvor der Vers sein Geheimnis aufgetan. Und alles ist von einer schönen Durchsichtigkeit. Niemals wird Heyse verworren, noch verwickelt er sich in den klug geschlungenen Gliedern seiner Satzketten. Man begreift, daß früh der Vergleich mit dem größten Sprachmeister, mit Johann Wolfgang Goethe, laut und unablässig variiert ward. Beide zeigen dasselbe Streben nach dem schönen und notwendigen Ebenmaß.

Dazu kommt seine ungewöhnliche Meisterschaft der Technik. Nirgends spürt man etwas vom Ringen mit dem Stoff, das manchmal einen unsäglichen Reiz gewährt, häufiger aber durch das Gefühl der unzulänglichen Kraft stört, die sich an einer Aufgabe versucht. Er tut alles mit wirklicher Eleganz. Jede seiner Novellen ist rund und in sich abgeschlossen. Eine sinnreiche Fabel, die man leicht behält und der man mit Vergnügen

durch die bunten und geschmückten Irrwege folgt, bis sie der Dichter zu ihrem vorbestimmten Ziele führt. Er verlangt, es müsse sich der Inhalt jeder Erzählung in einem knappen und klaren Satz zusammenfassen lassen: er nennt das, nach einer der schönsten Erzählungen aus des Giovanni Boccaccio Decamerone, den Falken. Er griff eben auf die Form zurück, die der Novelle die Meister der Renaissance gegeben, als sie aus der ursprünglichen, rein auf die Neugierde und den Kitzel berechneten Anekdote, oder aus dem Wust von Abenteuern ein durchdachtes und wohlgeordnetes Ganzes machen lehrten, ein Kunstwerk, das im engsten Rahmen alle Ansprüche befriedigt, die man irgend daran stellen kann. Unentbehrlich ist dennoch der Appell an die Neugierde; denn sie zu wecken, ist das Geheimnis des Erzählers; sie zu befriedigen, seine Kunst. Hier, in der Technik, sind zahlreiche Arbeiten Heyses geradezu kanonisch, und sie sind vorbildlich für alle. Man muß eine Zeit bei ihm in die Schule gegangen sein, will man als Erzähler seiner Sache sicher werden. Es sei denn, man ziehe es vor, unter unsäglichen Mühen sich alles selber zu ersinnen, dessen man bedarf.

Er geht gerne vom Problem aus. Der Fall, den er demonstrieren will, ist ihm das Ursprüngliche, und danach formt er sich die Menschen, die ihn erhärten sollen. Trotzdem sind sie immer durchaus wahr und glaubhaft gehalten. Bei seinen Männern meint man fast immer zu empfinden, er habe ihnen etwas von seinem eigenen Wesen mitgegeben. Er liebt es, von einem Satz ausgehend, zu seinem Gegensatz zu gelangen, bis zur völligen Umkehr der Voraussetzungen. So entsteht

jenes Antithetische bei ihm, das oftmals nach Klügelei schmeckt. Eben nur schmeckt; denn ihm selber ist es vollkommen und künstlerisch ernst, und darauf allein kommt es an. Er aber macht niemals Zugeständnisse; niemals schielt er nach Gunst oder Beifall. Er hat ein feines Naturgefühl, nur ist es nicht von jener schmerzlichen, fast sentimentalischen Innigkeit, wie nun bei den Modernen. Er sieht sich mit gelassenen und offenen Augen um und schildert, was er so gewahr wird; auch in dieser Hinsicht ist etwas Goethesches in ihm. Den Gottesgarten Meran mit all seiner Schönheit hat eigentlich er für die Literatur entdeckt. Er scheut nicht vor der Tragik zurück; nur das Trostlose und das Niedrige stoßen ihn innerlich ab, der gerne mit leisen Schleiern das Schlimmste verhüllt, woran vorbeizugehen ihm nun einmal bestimmt ist. Innerstes Bedürfnis ist ihm vielleicht noch mehr als das Schöne das Anmutige, das Gefällige. Niemals und bei keiner Versuchung wird er geschmacklos: die Erregung des Künstlers ist ihm sicherlich nicht fremd, aber sie ist vollkommen bemeistert, ehe er auf den Plan tritt. Es ist niemals etwas Improvisiertes an seiner Art. Er schafft aus der höchsten Bildung, aus reinen Kunstbegriffen für die Gebildeten. Etwas Architektonisches ist in der Art, wie er baut und gestaltet.

Im Vergangenen ist er heimisch, wie in der Gegenwart. Er, sonst unermüdlich in der Untersuchung der Beziehungen beider Geschlechter, die ihm noch kein Kampf sind, konnte wohl einmal ein Männerbuch, wie sein Buch der Freundschaft, schreiben. So blieb ihm denn auf zwei Gebieten der Erfolg treu: dem Roman-

cier wie dem Novellisten horchte man immer mit Anteil. Nicht alles gefiel in gleicher Weise, und das ist bei einer solchen Fülle des Schaffens fast unmöglich. Aber man wußte, daß er niemals unter sich sank. Nur auf dem Gebiete, an das er seine meiste Mühe gesetzt, blieb ihm der rechte Erfolg aus: der Dramatiker, der so oft sein Glück versucht, konnte niemals durchgreifen. Das macht, er ist wohl zu klug für dieses Gebiet, das eher dem dreisten Drauflosgeher, der rohen Kraft Siege bringt, als dem klugen Fechter, und es ist ihm weit eher gegeben, zu erwärmen, als mitzureißen. Aber dies war der Schmerz seines Lebens, dem die Sterne sonst so hold schienen; und es sind in seinen Dramen dichterische Schönheiten zu Fülle gehäuft. So ist es denn nur zu billigen, daß an seinem Ehrentage das Burgtheater nach seinem tüchtigsten und mannhaftesten Stücke, dem wackeren „Hans Lange“ griff.

Er hat aus den Schächten der Novellistik manches vergessene Kleinod heraufgeholt. Durch Jahre erschien sein „Novellenschatz“, ein Hausbuch bester Art, gesammelt mit unerhörter Kenntnis des Vorrätigen und mit einem fast untrüglichen Geschmack. Es war ein Ritterschlag, da Platz gefunden zu haben, und noch Gottfried Keller und Marie Ebner haben das so empfunden. In fremden Literaturen ist er heimisch; mit dem feinsten Formensinn begabt, hat er auch da viel für seine Deutschen zu ernten gewußt. Ich erinnere nur an sein spanisches Liederbuch, an seine Uebertragungen aus dem Italienischen, denen in seiner Hand aller Duft der südlichen Sprache blieb, die ganze Sonne jener glücklicheren Gelände. Noch ganz vor kurzem hat er für das

stärkste lyrische Talent des gegenwärtigen Italien, die mächtige soziale Lyrikerin Ada Negri, seine ganze Kunst aufgeboten und ihr bei uns Heimatsrecht geschaffen. Denn mit Achtung hat man seine Stimme stets vernommen.

Niemals hat er sich etwas vergeben oder etwas abdingen lassen. Aber um die gerechte Schätzung, die späte Anerkennung Grillparzers im Reich hat er seine großen Verdienste. Zeitig begriff er die ganze Größe Anzengrubers und machte niemals ein Hehl aus seiner Verehrung. Es war sein Werk, daß man den großen, damals in seiner Heimat nicht nur nicht nach Gebühr gewürdigten, vielmehr zurückgedrängten Dramatiker zum Ritter des einzigen Ordens ernannte, dem zuzugehören einen Künstler erfreuen durfte, des bayrischen Maximilian-Ordens, dessen Mitglieder durch freie Wahl des Kapitels bestimmt wurden. Und als klerikale Einflüsse die Bestätigung des gehaßten Mannes hintertrieben, des Religionsfeindes, als man lieber eine Aenderung der Statuten einleitete, da verzichteten Heyse und Graf Schack auf die Zugehörigkeit zum Orden, ehe sie sich einem Willen fügten, der nicht mit ihren Gesinnungen zusammenfiel. Niemals auch hat Heyse ein Hehl daraus gemacht, wie wenig ihm jene Entwicklung be, hage, welche die deutsche Dichtung seit einem halben Menschenalter etwa genommen hat. Und dennch: der ungeheure Erfolg Hermann Sudermanns als Erzähler ist mit ein Werk des herzlichen Anteils, den „Frau Sorge" und „Katzensteg" Paul Heyse abgewannen und seiner Empfehlung.

So lange und so unauslöschlich umfloß Jugend

sein Haupt, daß man fast verwundert vernimmt, er sei zur Altersgrenze des Psalmisten gekommen. An seinen Werken wird man kaum einen Zug der Ermüdung, geschweige denn des Senilen gewahren. Er hat niemals gebraust, und also ist er auch kaum gealtert. Ein fertiger Mann, sicher aller Mittel seiner Kunst, war er von der ersten Zeile, die er veröffentlicht, bis jetzt; in seiner Art vortrefflich, eine historische Erscheinung, geaicht und geprobt in Jahren, da andere noch kaum wissen, was mit sich und ihren Kräften beginnen, oder wohin dringen, um sich durchzusetzen. Und so erklärt sich denn auch jene Abkehr der Geister von ihm, die sich in der letzten Zeit bemerklich machte. Er war wohl immer vortrefflich in seiner Art, doch eben das ermüdete. Man vergaß, daß bei ihm kaum von einer Entwicklung die Rede sein könne und verübelte ihm sein Beharren. Er aber konnte seine Kunstgesetze und die Art seiner Kunstübung nicht aufgeben, ohne die eigene Natur zu zerstören. So vermißte man denn freilich das eigentlich Reizvollste an ihm, die Entwicklung, und ward zornig, statt sich der Früchte zu freuen, die er in immer gleicher Vortrefflichkeit und fast gleicher Fülle Jahr für Jahr über die Mutter Erde ausstreute. Tapfer aber war er sein Leben lang. Er zuerst hat der Sexualität den gebührenden Rang in der deutschen Erzählungskunst erstritten. Und es ist nun wieder erfreulich, den streitbaren alten Herrn an der Spitze des Goethe-Bundes gegen die finsteren Gewalten voranschreiten zu sehen, die im Namen des Kampfes gegen Zuhälter auch der Kunst an den Kragen möchten.

Conrad Ferdinand Meyer

Fast überlange blieb die deutsche Schweiz in Bezug auf ihre Anteilnahme am geistigen, mindestens am schöngeistigen Leben die Schuldnerin des Stammlandes. Ohne jede Frucht hatten sich die Gewässer der noachidischen Sintflut verlaufen; was danach kam, war wohl nicht ganz belanglos, aber eine wirkliche und dauernde Bedeutung können doch die Geßner, Jeremias Gotthelf und Zschokke kaum beanspruchen, so großes Ansehen und so weitreichende Geltung sie auch in ihrer Zeit gewannen. Das ist nun anders geworden; in Heinrich Leuthold, der an den Ufern des Züricher Sees zu Hause war, gab uns das kleine Land einen der vollendetsten Künstler der Form, die wir in der Lyrik je besessen haben; dem gleichen Gau gehört Gottfried Keller an, dessen Name jedem Gebildeten teuer wie ehrwürdig ist; nahe an Zürich endlich sitzt auf dem ererbten Kilchberg Conrad Ferdinand Meyer, Kellers gerades Widerspiel und eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Dichtung unserer Tage. Das Hauptgewicht der Betätigung liegt auf dem Gebiete der Novelle, beide adeln die Kunstform der Erzählung, und beide tun das in grundverschiedener Weise.

Es leidet nämlich durchweg keinen Zweifel, daß

der Höhepunkt der erzählenden Prosadichtung fast immer mit dem Niedergange der Literatur zusammenfällt. Haben sich alte Kunstformen überlebt und ist niemand da, der sie mit neuem Leben anzufüllen vermöchte, dann gewinnt das ein selbständiges Sein und allgemein Anteil und Geltung, was minder beachtet würde, solange eine wirkliche Blüte der Poesie statthatte. Man wird auch nach der bequemen und mundgerechten Form langen, wenn ungeheure Ereignisse ihre unmittelbar und durch das Tatsächliche ergreifende Gestalt gewinnen. Zersetzung oder Gährung sind der eigenste Boden, auf dem die Erzählung erblühen kann, und der Novellist des Alltags ist nicht mehr als der Märchenerzähler des Abendlandes; was er hervorbringt, gleicht der zweiten Saat, mit der der Bauer seinen Acker nach dem Schnitt bestellt, um sie unterzupflügen, sobald sie recht frech und grün in Halme geschossen ist und die dennoch nicht ganz fruchtlos getrieben hatte: sie lockerte den Boden und machte ihn empfänglicher für die kommende Ernte. So fand Shakespeare seine Stoffe bei italienischen Fabulisten, so bereitet die kleinere Begabung überhaupt unbewußt die Wege für die größere, die hinter ihr kommt. Das Genie ist selbstherrlich und Vollender; es mag Brauchbares finden für seine stolzeren Flüge in dem, was heute uns noch ziemlich zwecklos erscheint.

Soll aber die Erzählung einen Wert erhalten, der über den Tag hinausreicht, dann muß eins von vieren statthaben: entweder der furchtbare sittliche Ernst, mit dem Russen und Skandinavier an ihre Arbeit gehen, die Ueberzeugung, das, was sie sagen, müsse gesagt werden zum Heile der Gesamtheit. Das wird fast nur dort ge-

schehen können, wo die Literatur noch jung, fast alles also noch neu ist. Oder aber ein reicher Born latenter Lyrik muß in ihr schlummern — das Stimmungselement überwiegt wie bei Eichendorff, bei Storm und bei Raabe. Oder eine tüchtige und ganze Persönlichkeit, die ja überhaupt das Maßgebende für die Bewertung eines Poeten ist, muß sich allenthalben bemerkbar machen und alles mit dem Stempel ihrer Eigenart prägen, wie es vornehmlich unser alter Meister Gottfried vermag. Endlich kann ein ausgesprochener und sehr großer Kunstverstand das Ganze ordnen und aufbauen — es ist dies das ausgesprochenste Kennzeichen C. F. Meyers.

An und für sich kam Meyer ungewöhnlich spät zur Kunst. In Jahren, da unsere Modernen in der Regel schon wieder abgehaust haben, als er um die Grenze der Vierziger war, erschien sein erstes Buch: „Huttens letzte Tage“, dem der Romanzenkranz „Engelberg“ ziemlich gleichzeitig sein mag. Das sind nicht mehr die Jahre des Suchens und Versuchens; da ist der Verstand in der Regel schon mächtig neben dem Herzen. Und so ist denn „Hutten“ schon die Probe eines durchaus gereiften Könnens; manche der Bilder, in denen dem kühnen Humanisten am Strande des einsamen Ufers der stillen Ufenau im Bodensee sein Ringen und Streben vorüberzieht, sind tief in der Empfindung und prächtig in der Farbe. Die Gegenüberstellung Loyolas und Huttens ist kühn und glücklich, wenngleich Prophezeihungen ins Nachhinein immer ihr Mißliches haben. Freilich, es wird immer Leute geben, die sich die mannhafte Gestalt Huttens lieber von Strauß her-

aufbeschwören lassen, die in seinen Dialogen stärker das Wehen seines Geistes verspüren als hier, wo sie vielleicht der Gleichklang der paarig gereimten Reime, die für die Dauer etwas klappernd Ermüdendes haben müssen, abstößt. Ihnen sei nicht widersprochen, aber sie wären ungerecht, vergäßen sie des vielen Herrlichen gerade in dieser Dichtung, die auch sonst mit den Schlüssel zu Meyers Wesen gibt: sie erweist, wie durchaus nach rückwärts gewandt seine Seele ist, wie ihm nur das Vergangene lebt, die Gegenwart gar nichts zu erzählen hat; sie bezeugt seine Sicherheit, mit der er eine bestimmte Figur aus ihrem eigenen Geiste heraus sprechen zu lassen imstande ist. Das eine ist wichtig für seine Richtung, das andere für seine Technik; beide aber klappen bei ihm wie bei sehr wenigen.

Im „Jürg Jenatsch", seiner ersten und bislang umfänglichsten Erzählung decken sie sich allerdings noch nicht völlig. Vielleicht darum nicht, weil der ungeheure Stoff für den ersten Blick jeder künstlerischen Behandlung einfach unzugänglich erscheint. Hier galt es, die greuelvollen Wirrnisse und Parteikämpfe darzustellen, denen Graubünden, in sich uneins, von Verrätern bedroht und nahe daran, ein Zankapfel sämtlicher hadernder Großmächte zu werden, in der Zeit des dreißigjährigen Krieges verfallen war. Das gelang, mit einer anschaulichen Klarheit sogar, um die der größte Historiker Meyer beneiden dürfte. Für die eigentlich doch nur lokal wichtigen Geschehnisse allgemeine Teilnahme zu erwecken, gelang dagegen dem Dichter nicht durchweg: wesentlich auf einer Gestalt, auf dem Pastor Jenatsch, den gewalttätiger Sinn und die Not der Zeiten aus

der Kutte springen und zum gewaltigen Kriegsmann werden lassen, haftet das Interesse. Man folgt seiner Laufbahn; man freut sich, wenn er im Begriffe scheint, das Bündenerland aus allen Fährlichkeiten zu retten; man trauert um den jähen Tod, den eine so bedeutsame Erscheinung bei einem Feste, das ihr zu Ehren bereitet wird, von der Hand der Geliebten findet, die zu erringen er kaum noch hoffen durfte. Man mag hier schon die Kraft bewundern, mit der Meyer bestimmte, farbige und scharfumrissene Bilder entwirft; wird besonders den Schluß, das mörderische Gelage von Chur, nicht leicht vergessen, wenn man es einmal in seiner unheimlichen Lebendigkeit, in seiner düstern Schwüle genossen hat; wird das großartig Versöhnende bestaunen, das den Gewaltigen von der Hand der Einzigen fallen läßt, die ihm ebenbürtig war an Charakter, und von der getötet zu werden ihm süß sein mußte. Aber noch stehen diese glanzvollen Bilder, diese Situationen, in die sich Meyer jeden Stoff zerlegt, zu vereinzelt; ihm sind erst die Ziele, nicht aber auch alle Pfade klar, die dahin führen. Auch steht er noch nicht so ganz über dem Stoffe, wie sonst; das Großartige mag ihn bestochen und mit fortgerissen haben. Und das ist bei ihm durchaus vom Uebel; er gehört zu denen, die dem Anschein nach nicht warm werden dürfen, die kühl und unerregt das Leidenschaftliche erzählen müssen, davon sie eben zu berichten haben. Meyer wird unter den deutschen Schriftstellern der Gegenwart wohl der objektivste sein, derjenige, der darum den großen historischen Stil, der sicher und still dahinflutet, am meisten zu eigen und in seiner Gewalt hat. Er ist durchaus

Stilist; das heißt des weiteren aber auch: er verfügt über eine Sprache voll Fülle, Eigenart und Kraft.

Sie ist nicht das, was man schön zu heißen gewohnt ist. Sie ist keineswegs flüssig, sie geht nicht leicht und gefällig ins Ohr. Aber sie ist charakteristisch im besten Sinne, nach strengen Gesetzen baut sie sich auf, mit sparsamen, doch dann ungemein glücklichen Figuren, mit kühnen, knapp angedeuteten und lebendigsten Vergleichen. Meyer wird nie breit, eher zu knapp; aufs genaueste mit der Art der Chroniken vertraut, ist er befähigt, jede Zeit in der ihr eigenen Mundart sprechen zu lassen. Er verfügt über Zeitfarbe und Lokalkolorit so unbeschränkt und vielseitig, wie meines Wissens niemand mehr neben ihm. Das allein ermöglicht ihm auch jene Art der Technik, deren bereits gedacht worden ist; des Aufbaues seiner Erzählungen nach ganz besonderen Stellungen, Maßen und Verhältnissen. Niemand entwickelt seine Stoffe so architektonisch und sicher, wie er. Man könnte von seinen besten Erzählungen einen Grundriß machen, der dem Kenner gar keinen unebenen Begriff davon beibrächte. Bei ihm ist eben alles abgewogen und berechnet — mag sein, ohne daß er selber sich Rechenschaft darüber geben kann. Man hat einmal mit dem Unbewußten in der Dichtung vielen Unfug getrieben; man treibt's jetzt gerade so mit seiner Verneinung. Es macht nicht alles, aber es ist auch nicht hinwegzudenken, aus der Arbeit des Dichters, will er diesen Namen mit Recht beanspruchen. Und wer „Die Hochzeit des Mönches" und den „Heiligen" geschrieben hat, der ist ein Poet.

Man darf in beiden Erzählungen den Höhepunkt von Meyers Schaffen sehen. Sie sind gleichzeitig in jeder Art für ihn bezeichnend. Es sind Rahmennovellen; die Handlung selbst wird nicht unmittelbar vorgetragen, sondern einem Dritten, der dabei irgend beteiligt ist, in den Mund gelegt. Das hat schon Boccaccio so gehalten: aus der feinen Empfindung heraus, daß es viel unmittelbarer wirkt, was ein Augenzeuge oder ein Mitlebender berichtet, als das, was irgend ein Gleichgültiger vorträgt. Ihre Vollendung aber hat die Kunstform erst bei Meyer gefunden. Er läßt immer eine ganz bestimmte Person sprechen. „Das Leiden eines Knaben", die tragische Geschichte des völlig unbegabten Sohnes eines ehrgeizigen Vaters, eines liebenswert-schwachsinnigen Kindes, das an einer Verletzung seines Ehrgefühls stirbt, ist Fagon, dem Leibarzte Ludwig XIV., in den Mund gelegt. Was auf den buckligen Zweifler, der durch sein Handwerk gewohnt ist, Leiden zu sehen, einen starken Eindruck machte, das muß auf andere gewiß aufs kräftigste wirken. „Plautus im Nonnenkloster" erzählt Poggio. Man kennt den Mann, den Verfasser der lüstern-freien Facetien — man weiß, die Erzählung von dem Mädchen das sie wider seinen Willen zur Nonne machen möchten, mag ernsthaft anklingen, kann aber nicht gut traurig enden. Fast mit der Einleitung ist somit der Grundton angeschlagen, der weiterhin fortklingen soll. Und was könnte Dante, der am Hofe Can Grandes della Scala die Geschichte Astorre Vicedominis, den sein Vater zwang, aus der geliebten Kutte zu springen und das jungfräuliche Weib seines Bruders heimzuführen, an-

ders berichten, als eine düster leidenvolle Geschichte?

Noch nie vielleicht hat man Größeres gewagt, als Dante reden zu lassen. Aber mit welcher Kunst versteht Meyer das durchzuführen! Nicht ein Wort, das des großen Florentiners unwert wäre: vom ersten Augenblick an, da der Höllendurchwanderer die gastliche Halle des Gewaltherrn von Verona betritt, bis zum Schluß ist alles aus einer Stimmung, aus einem Guſſe geschaffen. Man sieht die Gesellschaft um den Kamin — liebenswürdig und leichtfertig, lebenslustig, die ihm lauscht. Ein Bild drängt das andere; die festliche Hochzeitsbarke gleitet den Strom hernieder, auf der der ältere Vicedomini den Tod erleidet. Man sieht Astorre, der den entsetzlichsten Irrungen des Herzens anheimfällt, kaum er das schützende Kloster verlassen. Die gewaltige Gestalt des Römers Ezzelin, des getreuesten Dieners des großen Staufen Friedrichs II. steigt dem Lesenden auf — alles lebt; jede, auch die kleinste Nebenfigur ist mit liebevollster Sorgfalt ausgeführt und das Ganze erschüttert wie eine echte, in vielen und lebendigen Szenen ausgeführte Tragödie. An Sicherheit der Technik ist der „Mönch" nicht mehr zu überbieten; an Tiefe übertrifft ihn „Der Heilige".

Ein schlichter Mann, ein Bogner, den das Schicksal an den Hof Heinrichs II. von England und in die nächste Umgebung des Königs gebracht hat, erzählt einem Züricher Domherrn am Tage des heiligen Thomas von Becket das, was sich zwischen dem Herrscher und dem Heiligen begeben, solange der noch Kanzler des Königreiches gewesen. Wie Thomas der treueste Freund und der beste Berater des Fürsten war, bis

ihm der seine Tochter Grace, die er ferne dem Hofe und seiner Verderbnis hielt, in Schuld und danach gar in Tod getrieben; wie er seinem Herrn auch danach in Treuen diente, bis ihn der verblendet in den Dienst eines noch Gewaltigeren, in den der Kirche stellte. Wie dann in Beckets Seele der Gedanke keimt, in einer Zeit roher Gewalt und finsterer Unterdrückung des Besiegten ein Reich der Gerechtigkeit zu gründen, in dem auch der Unterworfene sein Recht finden möge. Denn Thomas ist von sarazenischem Blute, das es nun einmal nicht anders will, als einem Höheren, diesem aber gänzlich hingegeben zu dienen — erst dem normännischen Gewalthaber, dann Gott, aber beiden im vollsten und höchsten Sinne. Eine Reihe von Gemälden — es gibt kein anderes Wort dafür — entrollt hier Meyer. Der Kanzler, der zu Hofe reitet, als der vollendetste Weltmann, dann der Büßer, der barfuß, daß seine Zehen wie Elfenbein auf den Sandalen glänzen, zum Schlosse gepilgert kommt, eine große Schar Elender und Bedrückter hinter sich — beide sind gleich sicher und vor allem — denn gerade das ist in Deutschland selten — gleich farbig gezeichnet. Wenn dann Thomas die Hand aus dem Fenster des Königshauses streckt, und den demütigen und gequälten Haufen unten segnet, sodaß ein dankbares Gemurmel gen Himmel steigt, weil so lange aus den Fenstern ihres Fürstenschlosses kein Wort des Segens auf die Sachsen nieder geflossen war, oder wenn er Heinrich II. den Kuß des Friedens verweigert, nachdem ihn der aus Frankreich, wohin sich Thomas geflüchtet, hat heimholen lassen, so ersteht dem Lesenden alles: hier das Schloß mit seiner tollen Gesellschaft, dort die graue

Heide mit dem grauen Himmel, die ungeduldigen Normannen, die hoch zu Rosse den Verhandlungen folgen und dem Friede und Sühnung suchenden König ihr trutzig-ungeduldiges: „Finissez, finissez, seigneur roy" zurufen, endlich der merkwürdige Tod des Heiligen und seine furchtbare Rache noch aus dem Grabe heraus. Das Schicksal eines Einzigen ist in diesem Werke in bewunderungswürdiger Weise verknüpft und verkettet mit den Geschicken eines werdenden Reiches, einer aus mannigfacher Vermischung entstehenden Nation. Kleine Züge bringen die ganze Rechtlosigkeit einer verruchten und gesetzlosen Zeit zur Anschauung, sodaß man sagen kann: „Die Hochzeit des Mönches" und „Der Heilige" bedeuten mit die Höhen, welche der historischen Novelle überhaupt erklimmbar sein dürften, bedeuten sie schon darum, weil ihre Konflikte aus dem Geiste ferner Tage heraufbeschworen sind, weil ihre Menschen nicht etwa moderne Gliederpuppen in Harnisch und Talar vorstellen, weil sie Kinder ihrer Zeit und ihrer Verhältnisse sind.

Vielleicht darin ist mit die Hauptbedeutung Meyers zu suchen. Nur der fördert die Kunst, der ihre Uebung zugleich erschwert. Meyer hat Schule gemacht, wie es denn überhaupt nicht leicht ist für einen Werdenden oder am eigenen Wege irre Gewordenen, sich dem Einflusse dieser strengen und in sich geschlossenen Persönlichkeit zu entziehen. Man verfällt ihm leicht und wird nur in harten Kämpfen frei von ihm. Ihm gleichkommen aber vermag keiner der heutigen. Niemand neben ihm erweckt mehr jene Empfindung absoluter Sicherheit, unbedingtester Beherrschung jedes

kleinsten Zuges der Epoche, in der er sich eben bewegt, wie er. Er ist auch ungewöhnlich vielseitig, nicht bloß der Stoffwahl nach. Aus der Zeit Karls des Großen — „Die Richterin" — bis zum Ausgange des großen Krieges und zum Beginne des Rokoko ist ihm alles geläufig. Dazu verfügt er über echten und herzhaften Humor. Wer vermöcht' es, die Geschichte vom frommen Pastor, der ein leidenschaftlicher Freund von Schießwaffen ist, und sich nicht enthalten kann, mit einer Pistole, die er kaum zum Geschenk erhalten hat, so lange zu spielen, bis ein „Schuß von der Kanzel", auf der er gerade predigend steht, seiner seelenhirtlichen Tätigkeit ein jähes Ende bereitet und das Glück seiner Tochter und seines Vikars begründet, — wer könnte diese sonnige Historie ohne Lächeln lesen? Er hat viel Phantasie; ihm ist die Ausführung würdig neben, nicht über der Handlung, di eallenthalben wohl durchdacht und im richtigen Verhältnisse zum Umfange ist.

Das allein wäre ein Beweis und zwar ein vollgültiger dafür, daß Meyer nicht allein ein Meister der Technik ist. Aber wir haben noch einen besseren Beleg, wie innerlich und empfangen ihm seine Stoffe sind. Der steht in seinen Gedichten; die Stimmung, der Grundton fast jeder seiner Haupterzählungen ist hier lyrisch vorgedeutet und vorgesungen. Als Lyriker ist eben Meyer gleichfalls ganz eigen. Eine schwerflüssige Natur, sodaß mancher gar kein Verhältnis zu seinen Gedichten gewinnen kann. Wer es aber vermochte, der schätzt sie überaus. Hier verfügt er häufig über jene antike Schönheit, die vielsagend zu schweigen weiß. So in „Meduse", wo die Mörderin im Traume die Tage der un=

schuldigen und holdseligen Jugend wieder ersehnt, während Perseus schon zum Todesstreiche ausholt. Starke Leidenschaftlichkeit flammt im „Geh nicht, die Gott für mich erschuf!", eine Perle ist „Brautlied" und das herrliche „Liebesflämmchen". Die Mutter ermahnt das Mädchen, die Glocke der Ampel zu hüten — aber des Lichtes in seiner Seele gedenkt sie nicht. Sie weckt es — aber vor dem Licht im Busen ist's längst wach. Keines Lyrikers unwürdig ist: „Am Himmelstor". Der Dichter findet die Geliebte dort; sie wäscht sich die Füße:

> Ich frug: „Was badest du dich hier
> Mit tränennassen Wangen?"
> Du sprachst: „Weil ich im Staub mit dir,
> So tief im Staub gegangen."

Einem toten Knaben ruft er den herzlichsten Nachruf ins Grab. Er sieht, wie das Unsterbliche des Kindes dem Hügel entschwebt, verfolgt das ganze ruhmvolle Leben, das ihm beschieden gewesen wäre, grüßt die Kränze, die er gewonnen hätte. „Kränze, wenn du lebtest, dir beschieden, nicht errungne. Knabe, schlaf in Frieden." Im Walde, dem er sein Leid so oft zugetragen, weilt er und fühlt sich so eins mit der Natur, daß er ihm zurufen kann: „Jetzt rede du. Hast du mir nichts zu sagen?" Das große, schöne Leuchten seiner Heimat preist er, und das Bild der römischen Fontaine weiß er in edelster Einfachheit festzuhalten und nachzuschaffen. In Reichtum und Vielseitigkeit der Motive ist er schwer zu überbieten; er ist eben eine starke und völlige Natur, die sich auch im Verse auszusprechen weiß und immer ihrer Wirkung sicher ist.

Es ist Meyer nicht leicht worden, jene Beachtung zu finden, die er verdient. Das geht dem Tüchtigen in Deutschland in der Regel so. Und Tüchtigkeit und zuverlässiges Können sind wiederum die Hauptkriterien seiner Eigenart mit jenem hohen Ernst im Schaffen, dem die künstlerische Arbeit ein Heiliges ist. Er schlendert nicht, er läßt sich nicht gehen; er arbeitet nicht ums Brot, noch um den Gewinn. Seit etwa drei Jahren ist er verstummt — will's Gott, nicht für immer. Storm ist tot, Keller schweigt und ist mit Siechtum geplagt — verlören wir noch Meyer, wir wären ärmer, um vieles ärmer geworden. Es gibt ihrer so wenige, denen die Kunst ein Priestertum ist; wir sind recht arm geworden an Meistern und Wegeweisern. Und wie Arme überzählen wir oft das Geringe, das uns von großem Reichtum noch geblieben ist und möchten nichts davon missen . . .

Wilhelm Raabe

Unbedingte Objektivität in der Dichtung wird immer unerreichbar sein. Denn der Poet kann doch nichts darstellen, was er nicht innerlich erlebt oder beobachtet hat. Er mag so wahrhaft sein wollen, wie nur irgend ersinnlich: was er schildert und berichtet, wird auf dem Wege durch seine Seele mannigfache Wandlungen durchmachen, etwas von der Färbung annehmen müssen, die darin vorherrscht. Je stärker und eigenartiger sie nun ist, desto mehr werden jener Abweichungen sein: etwa wie das Licht selbst im feinsten Medium, in der Luft, seine Brechung und seine Ablenkung vom geraden Wege erfährt. Annähernd von edler objektiver Gerechtigkeit werden nur wenige Große sein, so viele es versuchen mögen.

Neben ihnen aber, neben den Objektiven und denen, die nach der strengen Gerechtigkeit ringen, haben auch sie ihr volles Recht und ihre Berechtigung, die im Vornherein erkennen, daß ihre Eigenart es nicht leidet, kühl und sachlich über den Dingen zu stehen. Sie, unter Umständen, sind die schwächeren Künstler, die stärkeren Naturen; nicht minder wahr, als jene, nur daß sie die Wahrheit geben, wie sie ihnen erscheint; nicht minder wirksam, wofern ihre Eigenart anders nur bedeutsam

genug ist, auch anderen den Eindruck zu vermitteln, den sie selbst von den Sachen erhalten, es auch anderen wichtig erscheinen zu lassen, wie sie über Ereignisse und Geschehnisse denken. Sie sind die Männer der gefesteten Weltanschauungen, die ihnen das Ruhende ist, von denen aus sie die Flucht der Tage und den Wandel der Begebenheiten prüfen und beurteilen: mit ihrer Weltanschauung halten sie nicht zurück, ganz im Gegensatz zu den Objektiven.

Von einem durchaus Subjektiven nun, von einem Manne von ganz absonderlicher Art handeln diese Zeilen. Sie sollen Wilhelm Raabes Eigenart nicht erschöpfen; dazu ist hier der Raum nicht einem Poeten gegenüber, der soviel hervorgebracht hat und dessen mißlungenste Arbeit — denn auch ihm ist nicht alles geraten — immer noch beachtens- wie bemerkenswert ist.

Von einem überzeugten Pessimisten; dem die Wirrsale dieser Welt unerträglich erscheinen mußten, hülfe nicht der Humor über sie hinweg; den das Leben nur der Verneinung wert bedünken dürfte, wäre nicht ein achselzuckendes Lächeln das beste Mittel, sich mit diesem wunderlichen Sein abzufinden. Vom besten deutschen Humoristen, den die Zeit hat und kennt, denn selbst Gottfried Kellers „Gerechte Kammmacher“, dies Kleinod, das man desto mehr bestaunt, je öfter man sich seines Glanzes erfreute, sind nicht frei von Schalkhaftigkeit, von Ironie, die nicht so unmittelbar im Geschilderten steht, wie der Humor. Sie hat die weitere Aussicht, der Humor aber spinnt sich in seinem Eckchen ein und behagt sich darin; sie ist absichtlich, wenn der

Humor gerade durch das Gelegentliche und Zufällige seine besten und stärksten Wirkungen erzielt.

Darüber nun, daß Raabe subjektiv im höchsten Grade ist, kann wohl kein Streit sein. Spräche nichts anderes dafür, wäre nicht schon der Umstand vollwichtiges Zeugnis, wie einander ähnlich, wie wunderlich geschnörkelt er gerade seine Lieblingsgestalten sämtlich sprechen läßt, daß man sieht, der Autor selbst habe das, was sie zu sagen haben, vorher durch das Medium seines eigenen Herzens gehen lassen; führte er nicht selbst in „Alte Nester" den Verfasser der „Kinder von Finkenrode", also sich selber ein, so genügt wohl das, daß er auch sonst nicht selten in einem Werke Bezug auf ein anderes nimmt. Das wird niemand tun, der den ersteren Weg geht; was sich von dem losgelöst hat, das ist abgetan; jedes Werk muß ihm für sich stehen und bestehen können. Aus dem Einzelnen formt sich dieser sein Bild der Welt; von dem Weltbilde, das er in sich trägt, das er sich durch Denken und Schauen geschaffen hat, löst jener das Einzelne los, ist sich so des Zusammenhanges des Ganzen — und auch sein Schaffen gehört ja dazu — klarer bewußt und begehrt desto wahrscheinlicher, nicht nach den Teilen seines Selbst, wie er sie in diesem oder jenem Buch vorbringt, sondern nach der Gesamtheit des Erdichteten und selbst des Gewollten beurteilt zu werden. Er mahnt gern an den Einklang, indem er das All sieht und somit auch darstellt.

Auch darüber, daß bei Raabe das Erschaute die Hauptsache, das Ersonnene nur wenig von Belang daneben ist, kann schwer ein Zweifel obwalten. Es ist ziemlich gleich, wen der Erzähler bespäht und studiert;

er kann seine Nebenmenschen dazu gebrauchen, er kann, ist er nach Art reich und vielfältig genug, mit sich selber das Auskommen finden. Immerhin, auch die größte innerliche Wandelbarkeit hat ein Maß und ein Ziel; es gibt eine Grenze, über die kein Novellist hinauskann, der nur in sich, nicht um sich blickt, und wir haben bei Vielgefeierten Gelegenheit, zu gewahren, wie enge die so eigentlich gesteckt ist. Nun, Raabes Gestaltenreichtum ist so groß und so staunenswürdig, daß man nur eins kann von zweien: die Schätze bewundern, die er in sich trägt, oder die Schärfe der Augen, die ihm jene unsägliche Menge feiner und kleinster Züge zubrachte, mit der er der Welt, die er schafft und mit seinen Figuren bevölkert, Leben und innere Glaubhaftigkeit zu leihen verstand. Nimmt man den Fleiß, von dem jede seiner guten Erzählungen spricht, für den schon sein Wissen zeugt, das groß und ungeheuer vielseitig ist, das in allem Bescheid kennt, was nur irgend Bezug auf Kulturgeschichte hat, das ihm in seinen historischen Stoffen — das Juwel „Unseres Herrgotts Kanzlei" ist darunter — jede Einzelheit der Tracht und der Zeitfarbe geläufig sein läßt, so wird man sich wohl dafür entscheiden müssen, daß das Sehen Ausschlag und Entscheidung gibt bei seiner Produktion.

Es wäre auch zu merkwürdig, fände einer in sich selbst Gestalten wie Frau Claudine Fehleysen, unsere liebe Frau von der Geduld, die in der Katzenmühle sitzt und die sickernden Tropfen über das zerfallene Rad rieseln hört, für jeden einen Trost, ein gutes Wort, ein Gebet hat, während niemand sie trösten oder für sie beten kann, während ihr toller Sohn sich als Kornelius

van der Mook mit seinem zerschellten Leben in die weite Welt flüchtet, bis nach „Abu Telfan“ im Mondgebirge gelangt, tausend Gefahren und Abenteuer besteht, ohne doch den Mut finden zu können, seiner Mutter unter die Augen zu treten. Und danben jenen Leutnant Kind von der Strafkompagnie, dem eine freche Laune Höherer Glück und Leben zerstört hat, und der nun geduldig wartet, bis er's ihnen heimzahlen kann, bis er mit seiner blechernen Stimme den Sündigen an das gemahnen darf, was er verschuldet; und Felix Täubrich, genannt Täubrich Pascha, der in Mar-Saba einschlief, um erst in der Heimat, in Deutschland, zu erwachen, der noch immer von den Palmen des Morgenlandes träumte, unter denen er einmal gewandelt, und der darum, weil ihm holde Spukgesichte und häßliches Leben in Eines verrinnen, zugleich ein Glücklicher und ein Weiser ist. Raabe versteht zu charakterisieren wie wenige: wie viele Gestalten lassen sich als Beweis aufführen! Rasche, starke Striche, und der Mensch steht vor dem Lesenden und sieht ihn mit den Rätselaugen Tonie Häußlers, der schöneren Tochter der schönen Marie, der Enkelin Dietrich Häußlers, der in Krodebeck im Westfalenlande erst ein Barbier und ein Lump war, um dann in Wien ein großer Herr zu werden und ein Hallunke zu bleiben.

Und wem entfiele jemals eine der Gestalten aus der „Chronik der Sperlingsgasse“, dem hellsten und liebenswertesten, was Raabe jemals gemacht hat? Wem die beiden Kinder der Gasse, die sich lieben, so daß an der Erbin einer Toten der Sohn ihres Verführers das gutmacht, was der Vater gesündigt? Ueber der Sper-

lingsgasse liegt volle, lachende Sonne; der Humor des Dichters ist noch nicht in die tiefen Schächte niedergestiegen, in denen er in seinen späteren, gemütstieferen und deutsameren Werken mit Vorliebe weilt. Hier lacht Raabe noch; der Leser tut's mit, wenn später der Humor und die Laune häufig nur noch die Lichter sind, die über eine Wolkenwand gleiten, deren Grau sonst allzu schwer und traurig wirkte. Hier ist echte Waldluft; man atmet sie tief.

Raabe gehört überhaupt zu den vorzüglichsten Naturschilderern, deren wir uns zur Zeit berühmen können. Dabei ist er stark bei der Romantik in die Schule gegangen; von ihr hat er die Gabe, in ein rasches, glückliches Bild die ganze Stimmung zu zwängen. So ist sein Wald in der Regel der Wald schlechtweg; und doch gebietet er wieder manchmal in seltener Weise über örtliche Farbe, über Lokalton. Das sogar in höchstem Maße und größter Ausdehnung: echt wienerisch sind seine Schattenrisse in „Im alten Eisen" und in „Schüdderump"; lebendige Bilder von der Ostsee hat der „Hungerpastor"; zahlreich sind die Berliner Bezüge, und ganz besonders in kleinen Städten ist er sehr zu Hause. Man muß für „Wunnigel" nicht schwärmen — der Schreiber dieser Zeilen tut es selber nicht — und man wird sich an dem Bilde einer kleinen Residenz erfreuen müssen, das darinnen steckt. Da ist er klar und anschaulich, wenn sonst ein Zug zum Mystisch-Symbolischen nicht selten in ihm durchbricht, der an die Romantik, der ganz besonders an Hoffmann erinnert, mit dem Raabe überhaupt manches gemein hat. Vor allem die Fähigkeit, ehrlichen Schauder zu erwecken, dann vie-

les in der Art der Sprache, und der Darstellung. Es ist eine innere Verwandtschaft; an bewußte Anlehnung ist schon darum nicht zu denken, weil der Hang zum Fratzenhaft-Grotesken, der beiden gemein ist, erst in späterer Zeit bei Raabe auftritt, fast in Zusammenhang mit seiner beginnenden und immer stärker werdenden Freude an wunderlich deutsamer Namengebung; wie denn seine Entwicklung wesentlich nach der Tiefe drängt, so daß ihm dann freilich alles wichtig und dienlich für seine Zwecke werden muß. Selbst sein Humor geht häufig in Abgründe und verläßt das helle Licht, das eigentlich sein Bereich sein sollte. Da ist „Horacker" beachtenswert. Dieser Räuber, mit dem man eine ganze Landschaft ängstet und der dabei eigentlich ein armer, verhungerter Bursche ist, dem seine bettelarme Mutter aus ihrer Dürftigkeit heraus sein bißchen Essen bringt, der sich selbst nach dem Zuchthause wieder sehnt, ist doch sicherlich von allerschneidendster Ironie.

Man irrt überhaupt, nimmt man Raabe für einen „unterhaltlichen" Schriftsteller. Er fesselt manchmal, er interessiert immer; nie aber durch die Fabel. Die ist sehr häufig dürftig, oft sogar so sehr, daß eine Wiedererzählung einfach unmöglich ist. In ihr lägen seine Wirkungen auch dann nicht, hätte er nicht einen ganz eigentümlichen, technischen Kunstgriff, die Spannung zu erhöhen. Er verrät nämlich fast nie, worum es sich eigentlich handelt. Es bleibt dunkel, warum die schöne Marie des Schäfers in „Fabian und Sebastian" ihr Kind tötet; dunkel, was den einen der feindlichen Brüder in der Erzählung übers Meer treibt; ein Rätsel, woran Tonie Häußler stirbt: ob an der Niedertracht

ihres Großvaters, die ihr unmittelbare Qualen bereitet, ob aus Ekel davor, ob an ihrer unverstandenen Neigung zum Junker Henning von Lauen. Er ist tief: durch eine Idee bindet er drei der Entstehungszeit und der Handlung wie der Ausführung nach so weit voneinander abliegende Erzählungen wie die vielgerühmte Trilogie: „Der Hungerpastor" mit dem merkwürdigen Oheim Grünebeck — der den Hunger nach allem, nicht nur nach dem, was dem Leibe frommt, behandelt; „Abu Telfan", die Tragödie der Heimatlosigkeit in der Heimat, endlich den „Schüdderump", der Geschichte von Tod Befreier und Vernichter, zu einem großen Gemälde des Weltenelends. Er denkt, und darum begehrt er auch denkende Leser — die sind ziemlich rar geworden in Deutschland . . .

Erscheint Raabe hier unklar, dann ist immer noch die Frage, ob die Schuld sein, ob sie dessen ist, dem der Mühe zu viel ist, in seine Welt einzudringen, die ein eigener Schleier umgibt. Ist er es manchmal aber wirklich, dann liegt die Ursache in einem besonderen Grunde. Jede seiner Sachen erscheint dem Kenner durchkomponiert und dem Plane nach wohl überlegt, und dennoch wird er selten, sehr selten einen rein künstlerischen, fast nie einen runden und vollen Eindruck machen. Der Mann ist nämlich zu reich; ihm quellen die Gedanken beim Schreiben. Sie sind manchmal, häufig sogar, tief wie kaum eines zweiten Lebenden bei uns; häufiger sind's Schrullen und stören. In dieser Beziehung liegt eben allein seine vielbemerkte Aehnlichkeit mit Jean Paul, dem er als Künstler sonst weit überlegen ist. So ganz formlos wie der Franke wird der

Niedersachse eben doch nie; das macht die Zeit, das macht die strengere Zucht, an die der Erzähler heute gewöhnt ist. Aber auch er verliert häufig über dem Kleinen das Große aus den Augen: Das Ziel, dem er denjenigen zuführen gewollt, der sich seiner Führung anvertraut; doch belohnt er ihn nicht selten überreich dafür, daß der Leser ihm durch dichtes Gehege gefolgt ist, wohin sonst niemand käme, läßt ihn aber auch zu andermalen im Unerfreulichen stecken, wo es am wenigsten erbaulich ist, sodaß er miß- und zornmütig wird! Das gibt dann Enttäuschungen und schiefe Urteile, und über Mangel an derlei hat der Dichter wohl kaum je zu klagen gehabt; das erklärt die Kleinheit seiner Gemeinde, die ihm dafür allerdings desto ehrlicher und überzeugter anhängt. Und tatsächlich, er allein ist fähig, durch eine Wendung, durch ein Wort zu entschädigen für viele Mühe und Plage. Oder wer vergäße einen Satz, wie den die Witwe Horacker ihrem Sohn, dem jämmerlichen Räuberhauptmann Cord, zuruft: „O Cord, Cord! die Ewigkeit kann nicht so lang sein, als die Nächte, die ich wach um dich auf dem Strohsack gesessen bin!“

Das ist ein Beispiel für viele und erweist, wie tiefe und unmittelbare Töne, welche Naturlaute Wilhelm Raabe aus dem Born der Sprache zu schöpfen weiß. In ihm schläft eben ein reicher Hort an Lyrik; der bestimmt mit seinen hohen Rang unter den Zeitgenossen, trotz aller Bedenken, trotz aller Einwände, die man ihm gegenüber erheben mag. Seine Mängel quellen aus seiner Natur, und darum sind sie entschuldbar. Man darf sie nicht verschweigen, aber man muß sie erklären.

Fehler wie Vorzüge sind eins in ihm, der neben vielen Verdiensten noch ein besonderes hat: lange, ehe das moderne Schlagwort vom Naturalismus erhoben wurde, dessen Berechtigung eigentlich doch nur darin liegt, daß er der Dolmetsch der Stummen, der Anwalt der Schwachen sein will, hat Raabe nach seiner Art an der stärksten Aufgabe der wahren und der wahrhaftigen Dichtung mitgearbeitet. In die Stätten der Armen und Elenden stieg er nieder und leuchtete in ihre Höhlen. Er tat's nicht mit jener Ruhe, die eine moderne Richtung solchen Aufgaben gegenüber verlangt; sie fordert, daß der moderne Erzähler etwas von der Gelassenheit des Pathologen habe, der bedacht Schwäre nach Schwäre seines Objekts aufdeckt und dessen Hand nicht zittert, wenn sein Herz erbebt. Er tat's mit tief innerem Grauen und verhehlte nicht, wenn's ihn schüttelte; aber vielleicht wirkte er gerade darum mehr als alle, die Gelassenheit erzwingen und darum einer Teilnahmslosigkeit verdächtig werden, die ihnen fern genug liegt und ihnen teuer genug kömmt. Er kann sich eben nichts abringen; dazu ist sein Naturell zu stark, und er sucht in seiner wahrhaftig nicht fröhlichen Weltanschauung Ausgleich, in seinem Humor Versöhnung für das, was ihm sonst zu hart und zu schneidend in die Seele griffe. Auch er kann in der menschlichen Seele lesen und Präparate daraus loslösen und sie sauber zubereiten, wie einer; aber er tut's nicht gern, er schildert das Gräßliche nicht gern. Das sagt er selber im „Abu Telfan", da er die Wege des Herrn von Glimmern, des Mörders der Tochter des Leutnants Kind, nicht verfolgen zu wollen erklärt, da ihm die Hetze des Rächers

nach seinem Bilde darzustellen widerstrebe. Darum mag er wohl oft den Schleier über zu Häßliches breiten, dessen gedacht worden ist und der so manches verkümmert vom reinen — denn klar und rein sind mir gleich — Genießen in seinen Werken. Aber — darin, daß ein solcher Mann von den kleinen Leuten, deren Tun und deren Leben er mit zuerst für die deutsche Dichtung entdeckt hat, wie er's denn auch mit seltener Kleinkunst auszugestalten weiß, daß er von diesen Menschen soviel Trauriges erzählen, so viel des Elends gedenken muß, wo er's lieber nicht sähe, darin liegt eine Anklage, so hart wie sie nur irgend einer der Ankläger der modernen Gesellschaft und ihrer Sünden erheben kann. Nicht blind gegen die Fehler der Gegenwart, ist er's auch nicht gegen die abgetaner Tage; wer die Kleinstaaterei so genau kennt wie er, der wird der Errungenschaften sich herzlichst mit erfreuen, die auch des Fernstehenden Brust schwellen machen, fühlt er sich anders als Deutscher. Er ist durchaus national, und den großen Tagen der Einigung und der Erhebung hat er mehr als einmal Wort geliehen; aber nicht im Junkertum, in der Welt der Arbeit und der bürgerlichen Tüchtigkeit sieht er den „deutschen Adel".

Eine Berechtigung zum urteilen darüber wird ihm niemand streitig machen. Denn auf deutschestem Boden ist er erwachsen, und die besten Züge des Charakters jenes Volkes, dem er zugehört, weist sein wunderlich eckig, verschroben liebenswert Bild: Gründlichkeit, die ins Tiefste geht, und doch eine keusche Schamhaftigkeit ungern läßt. Einen melancholisch-säuerlichen Humor, dem ein herzhaft Weinen näher, denn ein fröhlich La-

chen. Eine Formlosigkeit, die sich schwer meistern kann und Dinge verdirbt, die sonst erstaunenswürdig werden müßten. Und endlich, zu höchst, eine Menschlichkeit, der Antigones herrliches Wort: „Nicht mit zu hassen, mit zu lieben bin ich da", das er nicht umsonst einem seiner besten Werke vorangesetzt hat, aus der Seele gesprochen ist. Es ist alles echt und bodenwüchsig bei ihm, da muß man ihn denn auch nehmen, wie er nun einmal ist, und sich freuen damit. Ein Reicher darf mal mit Rechenpfennigen zahlen; man weiß, er kann sie auslösen, er hat gemünzt wie ungemünztes Gold im Schrein zu Genüge ruhen. Ein Armer nicht. Und Raabe ist reich — es ist fast ein Unglück, daß er selber gar nicht weiß, wieviel in Barren und in altem und nicht mehr recht gangbarem Gelde er daheim liegen hat . .

Hermann von Gilm

Man ist neuerdings mit allem Ernste daran gegangen, Hermann von Gilms, des größten Lyrikers, den Tirol seit des immer noch strittigen Walter von der Vogelweide Tagen hervorgebracht, Andenken neu zu beleben. Ein löbliches und durchaus notwendiges Unternehmen. Notwendig, weil man ihn trotz Ludwig Steubs und Kuhs begeistertem Eintreten eigentlich nur in seiner Heimat nach Gebühr geschätzt; dort hat seine Vaterstadt, Innsbruck, wo er am 1. November 1813 als Sohn eines Stadtgerichtsassessors geboren wurde, ihn allerdings durch eine Büste geehrt und eine Straße nach ihm getauft. Oesterreich aber weiß wenig, Deutschland nimmt man „Allerseelen" aus, das durch Lassens Musik seinen Weg in weitere Kreise gefunden hat, fast gar nichts von ihm. Löblich aber war das Beginnen, weil Gilm einer Auferstehung würdig ist, wenn irgend einer sie verdient; selbst das deutsche Volk, so überreich es gerade auf diesem Gebiete der Dichtung ist, hat nicht gar zu viele, die den Tyroler an Vollwichtigkeit und Echtheit der Begabung übertreffen; denn mehr als ein Gedicht Gilms bedeutet einen absoluten Höhepunkt der Lyrik.

Auch der Weg, der eingeschlagen wurde, ist durch-

aus zu billigen. Eine Biographie sollte dem Publikum von seinem Leben und seiner Entwicklung berichten. Sie konnte nicht sonderlich inhaltreich werden, aber bezeichnend für die Zeit: denn sein Geschick ist das Tausender. Er wurde eben Beamter, weil seine Ahnen es gewesen waren; lange Jahre unentgeltlichen Staatsdienstes verzehrten sein kleines Vermögen, vielfältige Herzenskämpfe seine Kraft. Ein mühseliges Vorwärtskommen in Amt und Würden, erschwert durch den üblen Geruch von Liberalismus, in dem er stand, füllte seine Tage, bis er am 31. Mai 1864 als Statthaltereisekretär in Linz starb. Seine beste dichterische Zeit lag damals schon lange hinter ihm. Eine Auswahl seiner Gedichte aber, besorgt aus den zwei Bänden, die nach seinem Tode erschienen sind — er selbst war zu keiner Sammlung und Sichtung seiner Lieder gekommen — bereichert um manches Wertvolle, das bisher aus Familienrücksichten, auch aus dem Zwange, den ihm sein Beruf auferlegt, ungedruckt geblieben, mochte der Nation, der er mit Leib und Seele angehört, endlich einmal zeigen, was sie an Hermann von Gilm besessen.

Eine Auswahl aber mußte unbedingt vorgenommen werden. In jene erste Ausgabe, sie ist längst vergriffen, hatte nämlich alles Aufnahme gefunden, was nur irgend gereimt war — besonders wenn es geeignet erschien, den schlimmen Ruf von Freigeisterei des Dichters abzuschwächen. So finden sich denn wohlfeile Gelegenheitsverse die Fülle; es fehlte nicht daran, denn Gilm war ein liebenswürdiger Mensch, der seine Begabung gern in den Dienst jedes festlichen

Anlasses stellte und mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit reimte. Was nach Reu' und Buße, nach Friedenssehnsucht mit der herrschenden Kirche aussah, wurde untergebracht. Für die Jesuitenlieder, die unendliches Aufsehen gemacht und deren erstes: „Es geht ein finstres Wesen um" mit der Schnelligkeit und der zündenden Kraft eines fliegenden Blattes ins Volk gedrungen, war kein Platz. Das Vortreffliche wurde von einem ungeheuren Wust des Mittelmäßigen erdrückt, und Gilm blieb nach wie vor eigentlich auf die beschränkt, die ohnehin schon wußten, was sie an ihm besaßen.

An und für sich ist Gilm nicht gar reich an vorzüglichen Gedichten. Blättert man darin, dann mag es einem so ergehen, wie etwa, wenn man einem jungen Singvogel zuhört, der eben seine Kunst zu lernen beginnt. Jeden Ton, der in der Nähe angeschlagen wird, greift er auf und ahmt ihm nach. „Er stümpert", heißt das der Kenner. Und zwischendurch besinnt er sich auf die Melodie, die in seiner eigenen Kehle schläft, und schlägt sie schön und sicher an. Es ist vielleicht nur eine arme kurze Strophe — aber sie ist eigen und wirkt darum. So „stümpert" Gilm oft. Der junge Tiroler mochte viel zusammengelesen haben; die deutlichsten Anklänge an Heine, der überhaupt stark auf ihn gewirkt hatte, an Goethes „Westöstlichen Divan", an Freiligrath, an dessen „Tanne", eine ganze Reihe von Versen in „Jakob Stainer" gemahnt, an Rückerts rhetorisierende Art mit ihrem Wechsel von Rede und Gegenrede finden sich. Und plötzlich fällt ihm bei, daß er denn doch auch seine eigene Weise besitze; und man lauscht ihm bezwungen.

Auch die Leichtigkeit, mit der er schuf, verführt ihn häufig, wie die Umstände, unter denen er lebte. So hatte er einmal den Gedanken, während eines ganzen Monats jeden Tag ein Gedicht auf seine Lieblingsblume, das Veilchen, zu machen. Er führt das durch; das gab dreißig recht mäßige und ein allerliebstes:

Es liegen Veilchen dunkelblau
Auf einem Grab im Abendtau.
Ein kleines Mädchen kniet davor
Und hebt die Hände fromm empor:
O sagt, ihr Blumen in der Nacht
Der Mutter, was der Vater macht,
Daß ich schon stricken kann und daß
Ich tausendmal sie grüßen laß!

Und dann betrachtete man es damals als stärkstes Zeichen des tiefen, dumpfen Schweigens, in das der Geist Tirols durch die Herrschaft des Absolutismus und Roms versenkt worden, daß sich keine Lyrik im Land entwickeln wolle. Diese Anschauung geht mit auf Johann Senn zurück, einen begabten Mann, der aber in der Ungunst der Zeiten und der eigenen Haltlosigkeit verkam. So war es denn Pflicht eines jeden Freigesinnten, zu dichten, und Gilm erfüllte sie öfters als gut war. Vielleicht datiert es von damals her, daß auch heute noch, da es eigentlich gar nicht mehr notwendig wäre, da man längst von der Meinung zurückgekommen ist, als wäre es das größte, nationale Unglück, wenn in irgend einem Lande gerade die Dichtung nicht blühe, sich jeder rechtschaffene Tiroler Gymnasiast verbunden fühlt, Verse zu machen. Bei Gilm ist die Klage: „Tirol, das liederreiche, hat keine Lie-

der" fast stereotyp, und sie kehrt ermüdend häufig wieder.

Hier also liegt Gilms Bedeutung nicht. Worin sie aber zum Teil ruht, das hat vielleicht schon das kleine Gedicht, das oben mitgeteilt wurde, gezeigt: es ist die köstliche Naivität und Schlichtheit des Ausdruckes. Sie kommt besonders in seinen „Sommerfrischliedern aus Natters" zum Ausdruck. Dort, in dem anmutigen Oertchen, das freundlich im Mittelgebirge nächst Innsbruck liegt, weilte, wie das Tiroler Sitte allgemein ist, seine Geliebte während des Sommers. Ihr legt er — eine feine Huldigung — seine Lieder in den Mund. Eine liebenswürdige Sinnlichkeit bricht in ihnen durch, die Naturschilderungen sind von seltener Pracht und Schönheit, die Situationen überaus klar und anschaulich. Das liebende Mädchen erkundigt sich bei der Mutter, ob es im Himmel alles das wiedersehen werde, was es auf Erden so gern gehabt — es kann sich eben keine schönere Seligkeit denken, als die ihm schon hier zuteil wurde. Die ganze Natur lebt ihr; die Sterne hoch am Himmel plaudern ein heimliches Liebesglück aus, der Anblick des jungen Blühens entlockt ihr den Ausruf: „Mutter, sag', ist das der Himmel, oder will es Frühling werden?" Die rauschende Quelle wird beschworen, das Geflüster der Liebenden zu übertönen. Sie erzählt, wie sie am Stickrahmen saß und stickte; er aber tut zu einer Rose die Dornen, die ihr Herz verletzen, kaum daß sie wieder an die Arbeit gegangen. Sie versucht, ihn zu schildern und bricht mit den verzweifelnden Worten ab:

Das war auch einmal wieder
Ein ganz unnütz Verbot:
„Du sollst kein Bildnis schnitzeln
Von deinem Herrn und Gott.“

wie denn überhaupt eine starke Gläubigkeit oft und schön zum Worte gelassen wird. So wenn sie klagt:

Küßt mich die Mutter abends
Aus ihres Herzens Grund;
So macht sie stets ein Kreuzchen
Mir fromm auf Stirn und Mund.

Ich küßte dich wohl öfter
In süßer Abendstund;
Du hast mir nie ein Kreuzchen
Gemacht auf Stirn und Mund.

Und daß ich jetzt so vieles
Und herbes Leid erduld',
Daran ist wohl die Liebe,
Die gottvergeßne schuld.

Am allerschönsten freilich, wenn die Geliebte erzählt, wie sie drei Kränze gewunden habe, die sie nun zu verteilen gedenke: Den aus Eichenlaub bestimmt sie dem Manne ihres Herzens; den aus wilden Rosen dem Bächlein, endlich:

Den dritten, aus Blumen des Feldes,
Den drück' ich dem Heiland ins Haar —
Er soll keinen Dornenkranz tragen
In meinem seligsten Jahr!

Das ist wohl die herrlichste poetische Verklärung des Katholizismus, der sich eins fühlt selbst mit den Bildern seiner Heiligen, wie mit den göttlichen Personen.

Neben diesen unsäglich zarten Gedichten stehen aber andere, in denen der stärkste Puls der Leidenschaft schlägt. Ein leicht und heftig erregbarer Mensch, erfaßt Gilm mit allem Ungestüm seiner Seele, was ihm wichtig wird. Die Tiroler haben nicht so unrecht, wenn sie ihn mit Vorliebe den Dichter der Leidenschaft schlechtweg nennen. Die glüht als sanfte Flamme in der wunderschönen „Georgine", sie tönt mit der starken Stimme der Natur aus der Schlußstrophe von „Allerseelen", das schon der Klarheit und Schönheit der Situation wegen höchst merkwürdig ist. Man sieht zwei Menschen, die nur noch nebeneinander gehen, nachdem sie einmal miteinander gegangen. Am Tage der Toten suchen sie die tote Liebe aus ihrem Sarge zu rufen. Seine Leidenschaft kann ihn unmännlich erscheinen lassen, wenn er denen, die ihn vom Weibe seiner Liebe geschieden haben, wenn er den Finsterlingen zuruft:

Gebt sie zum Weibe mir, gebt mir so vieles,
Daß ich nebst ihr auch noch ein Kind ernähre,
Daß freundlich ich vom Fenster des Asyles
Ein Rebenblatt erblick' und eine Aehre.

Gebt sie zum Weibe mir! Vermachen fernen
Und bessern Zeiten will ich dann mein Hassen.
Von meinem Weibe will ich beten lernen,
Und meinen Knaben von Euch taufen lassen.

Eine Fülle mühsam bezwungenen Hasses spricht aus diesen Versen. Sie kann ihn aber auch zu ehrlichem Manneszorn hinreißen, leiht ihm einmal sogar die Waffe der bittersten Ironie in „Alpenglühen":

Die Sonne sinkt; an ihrem letzten Blitze
Verglühn die Wälder; mehr und mehr erblassen
Des Himmels Rosen, nur die Bergesspitze
Kann von dem glühenden Sonnenkuß nicht lassen.

Die Dunkelmänner rümpfen ihre Nasen —
Ja, meine Herrn, was nützen alle Klagen?
Die Lichter sind einmal nicht auszublasen
Und diese Leuchter sind nicht wegzutragen.

So kann man denn getrost sagen, daß Tirol kaum je einen besseren Vorkämpfer für Freiheit der Gewissen und Duldung der Meinungen besessen hat, als Gilm. Es hat aber auch noch niemanden hervorgebracht, der seine Schönheiten besser besungen hätte. Hochlandsluft weht durch: „Der alte Schütz am Pragser See". Der Dichter wandert zum einsamen Gewässer. Dort schießt ein alter Schütze nach Raben; aber nicht der Federn halber, nur um den Widerhall zu wecken. Der gemahnt ihn dann des Donners der Schlachten, die er mitgefochten; denn der ehrliche Männerkampf ist doch das Höchste im Schützenleben. Hier sind auch die Naturschilderungen, wie überhaupt bei Gilm, einfach vortrefflich. Oder kann man die unheimliche, alles verschlingende Gewalt der Nacht besser symbolisieren, als er es tut, wenn er in knappesten Worten beschreibt, wie sie aus dem Walde hervortritt, was irgend hold ist, fortnimmt und dann plötzlich der Geliebten zuruft:

„Rücke näher, Seel' an Seele,
Ach die Nacht, mir bangt, sie stehle
Dich mir auch."

Diesen Dichter also, dessen Reichtum mit diesen

Brocken kaum umschrieben ist, hat man nun in neuer Gestalt ausgehen lassen. Ein deutscher Verleger — A. G. Liebeskind — tat ihm ein würdiges Gewand an, an einer Biographie fehlt es auch nicht. So weit wäre also alles gut; wären es nur Auswahl und Lebensgeschichte auch! Diese aber sind es keineswegs; das soll und muß gesagt werden. Ohne Zweifel war Herrn Arnolds von der Passer Wille gut; das mag im Leben genügen, in Wissenschaft wie Kunst genügt es nicht. Es sind Dinge aufgenommen worden, die besser weggeblieben wären; andere stehen nicht in dem Bande, die unbedingt hineingehören. Wo ist das wunderschöne: „Der Kaiser im Feldspitale von Verona", das im Balladentone ein modernes, aber gewiß der Behandlung wertes Ereignis besingt? Wo „Radetzkys Heimkehr"? Ueberhaupt, wer hat das Recht, eine Auslese aus den Gedichten eines echten Dichters, der darum, nach Ludwig Speidels schönem Worte, auch schon ein großer Dichter ist, zu veranstalten? Ein Größerer vielleicht, oder ein zünftiger Literarhistoriker, der mit allem Rüstzeug der Kritik, mit aller Sachlichkeit an die Arbeit geht. Keines von beiden ist der jetzige Herausgeber; seine Biographie ist lüderlich. Worin das Hauptgewicht der ganzen Aufgabe zu suchen gewesen wäre, davon steht sehr wenig in dem Buche. Denn es muß eine sehr merkwürdige Zeit gewesen sein, in der Gilm erwuchs: Große Taten hat das kleine Land vollbracht; ihr Erinnern lebt noch frisch, und Augenzeugen konnten noch vielfach von dem furchtbaren Ringen in den Schluchten der Sill, an den Hängen des Isel berichten. Da muß man wohl Pa-

triot werden. Freiheitliche Regungen waren verpönt; aber dennoch fanden sich junge, gleichgesinnte Seelen und prüften ihre Schwingen, ob die sie aus der Nacht, die man künstlich und mit allen Mitteln im Lande festhalten wollte, zum Lichte trügen. Ein unerhörtes Ereignis, die Austreibung der Zillerthaler um ihres Glaubens willen, fällt in die Mannesjahre Gilms; an ihrer Stelle rief man die Jesuiten ins Land, und der verkommende Senn schleuderte sein grimmigsten Sonette gegen die Gesellen der Nacht, die all dieses verschuldet. Geheim, aber mit heiligem Ernste wurde an der Anbahnung besserer Zeiten gearbeitet. Welcher Stoff, diese elementare Bewegung, welche Fülle von Gestalten! Nach seiner Ausbeutung, nach ihrer sachlichen und wahrhaften Schilderung sucht man vergeblich. Damals stand Adolf Pichler mit im Vordertreffen, er soll heute andere Wege gehen, er soll seither sich am Angedenken Gilms versündigt haben, aber seine Vergangenheit müßte ihn dann doch vor einem Angriffe schützen, wie der, den ihm der Herausgeber der Werke seines weiland Jugendfreundes zudenkt. Er nennt ihn eine imaginäre Größe; nun, zu diesem Ausspruch ist denn doch niemand berechtigt dem Dichter der „Marksteine", der „Hymnen", des wunderbaren ersten Gesanges von „Fra Serafico", gegenüber, einem Manne, dessen Haupt Alter, Talent und Wissenschaft mit dreifacher Glorie umgeben. Nur aus der Verwilderung der Parteiverhältnisse in Tirol lassen sich diese Worte des Biographen Gilms erklären.

Vielleicht nirgends in aller Welt ist die so hoch gestiegen, wie eben in Tirol. Das macht einmal die

Klarheit der Gegensätze: es gibt nur Klerikale und Liberale. Zwischen beiden Lagern wogt ein heftiger, leidenschaftlicher Kampf; seine Erbitterung wird gesteigert durch die Enge des Schauplatzes. Denn Tirol ist immer noch eine Welt für sich, ein Staat im Staate nach Sitte und Lebensanschauungen der Bewohner. Hier ist der Innerösterreicher noch vielfältig ein Fremder; der Student, der zu seiner Ausbildung etwa an die Wiener Hochschule geht, wird als Abtrünniger betrachtet. Mit allem Uebermut der Sieggewohnten führen die Klerikalen ihre Sache; mit aller Zähigkeit mit der verzweifelten Ausdauer von Leuten, die auf verlorenem Posten stehen, treten die Liberalen für ihre Ueberzeugung ein. Denn im Gemüte des Volkes herrschen ihre Gegner unbedingt: eine Abkehr von Oesterreich können Kenner der Verhältnisse infolge mancher Ereignisse, des starken Steuerdruckes, der Nichtachtung verbürgter Sonderrechte wohl nachweisen — eine Abkehr von Rom nicht. Die Erfolge der Liberalen aber sind sehr gering; sind überdies durch die Strömung nach rückwärts, die durch die Herzen der Tiroler Jugend unleugbar geht, in ihrer Dauer sehr bedroht. Fast wie ein religiöser Hader wird der Streit geführt; geben doch die Dunkelmänner jeden Angriff auf ihre Stellungen als Feindseligkeit gegen den Glauben aus. Religionskriege aber pflegten immer und allerorten die rücksichtslosesten zu sein. So wird denn keine Neutralität mehr geachtet; jeder Anlaß, auch rein künstlerischer Natur, wie die Errichtung eines Denkmals, zum Schiboleth gemacht; jeder Name zum Panier aufgeworfen. Das ist nunmehr — nicht zum

Vorteil des Dichters — auch mit dem Gilms geschehen. Ihn dürfen die Männer des Fortschrittes unbedingt für sich in Anspruch nehmen. Er hatte sein katholisches Winkelchen in der Seele — hätte er sonst die Mädchenlieder dichten können? — aber sind denn Katholizismus und Liberalismus unvereinbar? Er war ein Patriot; aber sein Tiefstes gehörte doch der Freiheit und dem Lichte. Oder ist der Liberale wirklich überall der „Reichsfeind"? Eine Lerche war es, die jubelnd reinen Lüften entgegenstrebte. Ach, aber die Lerchen steigen jedem Rot am Himmel entgegen — ob es nun den Morgen oder den Abend künde. Es scheint, als wolle es wieder nachten für Tirol. — — —

Ferdinand von Saar

Es ist kein gar gutes Geschick, das den deutschen Dichtern Oesterreichs in unseren Tagen gefallen ist. Mühselig und schwer genug ist es ihnen gelungen, jene Abneigung, jene vornehme Mißachtung zu bezwingen, die das Mutterland ihrem Schaffen und Ringen so lange entgegenbrachte, während das Geltungsgebiet ihrer Sprache in der engeren Heimat leider von Tag zu Tag mehr eingeschränkt wird. Daß dennoch alle, die zur Zeit wirklich etwas können, zur Geltung gekommen sind, daß mancher Name heute so guten Klang in Deutschland wie in Oesterreich hat, das ist eben nur ein Beweis, wieviel an ursprünglicher Kraft und Begabung hier zu Hause ist.

Auch sind die Poeten Oesterreichs bedeutend genug, legt man jenen Maßstab an sie und ihr Schaffen, der zumeist beliebt ist: wenn man sie an ihren Zeitgenossen mißt, mag mancher Achtung, mag Anzengruber sogar Bewunderung erzwingen. Uebler geht es ihnen freilich, wenn man sie aus sich selber heraus beurteilt, wenn man fragt, wie sie mit dem Pfunde gewuchert haben, das ihnen vom Geschicke zugewogen worden. Denn jeder, der wirklich schöpferisch begabt ist, bringt schon in seinen Erstlingen jene Züge mit auf die Welt,

die für seine literarische Physiognomie in Zukunft bezeichnend werden sollen. Die Linien sind gegeben, nach denen hin sich seine Begabung entwickeln kann: wie weit sie aber reichen werden, ob sie einmal bis zu den Höhen der Kunst hinauflangen, ob sie sich ausdehnen, ob sie stehen bleiben, ob sie endlich gar verkümmern sollen, das hängt von der Gunst der Umstände, aber auch nicht zuletzt vom Wollen, dem Fleiß, dem Streben des Dichters ab. Die Oesterreicher bleiben zumeist stehen; gewiß ist zwischen der „Ahnfrau" und jenem feinst ausgeführten Charakterbilde der deutschen Literatur, dem König Rudolf im „Bruderzwist" etwa derselbe Abstand, wie zwischen den „Räubern" und der gewaltigen Eröffnungsszene des „Demetrius"; aber Grillparzer ist eine der sehr wenigen Ausnahmen, die diese Regel kennt, und auch in ihm schlief mehr, als zur Entfaltung kam. Man kann das erst jetzt beurteilen, da mindestens ein Teil seines Nachlasses ans Licht getreten ist.

Ferdinand von Saar ist keine Ausnahme. Ihm war es bestimmt, in seinen Anfängen an das Höchste zu rühren, nirgends aber gelang ihm mehr, als jene Höhe zu behaupten, die er in raschem Anlaufe gewonnen hatte. Dabei ist er nicht einmal von jener Leichtigkeit des Schaffens, die sonst Uebereilung erzeugt und entschuldigt. Am 30. September 1833 geboren, also dem 60. Lebensjahre mit raschen Schritten sich nähernd, ist ein mäßiger Band Gedichte, zwei Bändchen Novellen, ein halb Dutzend Tragödien alles, was er bisher dem deutschen Publikum gegeben hat. Das ist nicht so gar wenig, wie es im Vergleiche mit der

Vielbändigkeit so mancher Modernen erscheinen mag; übermäßig viel ist es aber gerade auch nicht. Und an Anerkennung hat es ihm auch nicht gefehlt. Seinem Erstlingsdrama: „Hildebrand" hat sich selbst Grillparzer anerkennend geneigt, der karg im Loben, sehr reif und sehr zurückhaltend im Urteile war. Seine Gedichte haben eine stille, doch ernste Gemeinde um sich versammelt, die sie nach Recht und nach Gebühr hochhält. Von seinen Erzählungen endlich werden drei wohl zum Besten gehören, was die deutsche Literatur überhaupt in dieser Dichtungsart besitzt — aber auch hier gebührt der ersten, gebührt „Innocens" die Palme, und nicht „Tambi" nicht „Marianne" haben ihn mehr überboten. Das ist denn doch merkwürdig, besonders wenn man erwägt, daß keinerlei störende Berufsarbeiten den Dichter sich und seinem Innenleben entfremdet haben; denn seitdem er 1859 dem Soldatenstande, zu dem den sehr früh Elternlosen der Wunsch seines Vormundes hingeführt hatte, entsagt, lebt er nur seinen dichterischen Entwürfen.

Wie erklärt sich das? In jedem echten Dichter sind beide Geschlechter vereinigt. Nun ist Saar ein Oesterreicher, dem haftet in der Regel von selbst etwas Weibliches an: die Freude am schönen Flitter, an den Behaglichkeiten des Lebens. Hier ist nur der durchaus, der nur zu sehr männliche Anzengruber auszuschließen. Bei Saar aber überwiegt das weibliche Element ganz und gar, das heißt, er ist mehr empfindend als gestaltend; mehr den Eindrücken und den Einflüssen der Außenwelt zugänglich, als er es sein sollte. Das zeigt sich durchaus in seinen Werken; nimmt man noch hinzu,

daß er zumeist der Welt fern, im mährischen Dörfchen Blansko lebt, daß also nicht so sehr das Leben selbst, daß vielmehr nur die fernen Ringe, die es wirft, zu ihm gelangen, daß ihm die Bühne, eigentlich die einzige Lehrerin des Dramatikers, verschlossen geblieben ist, so wird man ihn und seine ganze Entwicklung, die eben eigentlich keine Entwicklung ist, erst verstehen.

Seine Dramen sind — ein Volksstück ausgenommen — durchweg historisch. Den großen Gegensatz zwischen Kirche und Staat behandelt „Heinrich IV.“, ein zweiteiliges Stück. Es führt uns in „Hildebrand“ den gewaltigen Gregor auf dem Höhepunkt seiner Macht vor; man fühlt sich an „König Ottokars Glück und Ende“ erinnert, wenn gleich im Eingange die Legaten der fernsten Länder dem Papste huldigen. Eine Sprache von ungemeiner Schönheit besticht; mag ja sein, daß es etwas modern gedacht ist, wenn Saar die Feindschaft zwischen König und Papst wesentlich dadurch begründet, daß Hildebrand nie geliebt wurde, wenn dem glücklicheren Heinrich die Herzen zufliegen, wenn er aus dem Umstande, daß Mathildis von Tuscien an Heinrich hing, während Gregor sich in Leidenschaft um sie verzehrte — dichterisch schön ist es doch. Sonst ist Neid eine kleinliche Leidenschaft; sie tut hier Gregors Bedeutung keinen Abbruch — eine sehr große Talentprobe. Wunderschön, nur zu kurz, ist auch die Szene, in der sich Bertha und Heinrich finden und aneinanderschließen, nachdem sie lange nur nebeneinander gegangen waren, in der die Kälte des Weibes vor der Lohe weicht, die aus des Mannes Herzen aufbricht. Es ist Puls und ein großer Zug in Hildebrand; und

die Szene in „Heinrichs Tod", in der der Sohn vor die Bahre des Vaters hintritt, den er getötet, um eine Leichenrede anzuheben, wie sie größer, schöner und wahrer kaum gedacht werden kann, die Tugenden des Entschlafenen zu rühmen und die Ungestalt der eigenen Laster daneben zu stellen, die vergißt niemand, der sie las, so wenig wie das furchtbare: „Jetzt habt ihr mich", in das sie ausklingt. Ein geborener Dramatiker erhebt hier seine schütternde Stimme; der ganze Heinrich V. Friedrichs Röbers — er ist vor unlangem erschienen und sein Dichter ist wahrhaftig kein unbegabter Mann — sinkt davor zusammen.

Heinrich IV. ist nie auf die Bühne gekommen und hätte doch Wirkung tun können: „Die beiden de Witt" hat das Wiener Burgtheater wohl aufgeführt, aber einen Erfolg vermochten sie nicht zu erringen. Auch hier ist der Stoff dramatisch: es ist ein tiefer, tragischer Konflikt, der den Großpensionarius und seinen Gegner Wilhelm von Oranien scheidet, und die größten Ereignisse der Zeit bilden einen bedeutsamen Hintergrund. Das Stück leidet aber daran, daß Cornelius so gut wie Johann de Witt einander zu verwandt in ihrer ganzen Gemütsanlage sind: da auch Wilhelm durchaus edel gehalten ist und noch zu allem Ueberflusse Maria, Jans Tochter liebt, so fehlt der Gegenspieler gänzlich, und die weibliche Hauptgestalt ist zu blutleer, um nachhaltigen Anteil zu erzwingen. Eher könnte noch „Tempesta" wirken. Ein Schauspieler von hinreißender Kraft müßte freilich die Hauptgestalt, den Maler Peter Molyn, genannt Tempesta, geben, der Stürme malt, weil in seiner eigenen Seele ein ewiges

Stürmen ist, den der finsterste Argwohn verzehrt und nicht losläßt, ehe nicht das Glück seines Lebens darüber in Trümmern gegangen ist. Jedenfalls lohnte der Versuch eher, als den sie in Wien mit „Thassilo" unternehmen wollten. Gewiß ist der Bayernherzog, der den Kampf mit der Weltmacht Karls des Großen aufnahm und dabei nicht einmal recht Herr im eigenen Lande war, eine bedeutsame Gestalt. Saar aber faßt ihn halb als Hamlet, dem das Geschick eine Riesenaufgabe gestellt hat, der er nicht nach Neigung, nicht nach Kraft gewachsen ist, halb als Judas Makkabäus, der sich bescheiden im Hintergrunde hält, bis seine Zeit gekommen ist. Das darf einer, der das Ungeheure zu vollbringen imstande ist; Thassilo aber ist der Mann dafür — man empfindet das sofort — garnicht. Und der Schluß der Tragödie — Luitberga, das Weib des Helden und zugleich diejenige, die als Tochter Desiders am meisten zum Kampf getrieben, verfolgt von einer Turmwarte aus die Entscheidungsschlacht — erinnert sehr stark an die ähnliche Szene in Schillers „Jungfrau von Orleans". „Eine Wohltat" endlich, Saars Volksstück, ist von Anzengruber und wohl auch von Hebbel beeinflußt. Hebbelisch und Hebbels nicht unwert ist der Grundgedanke, daß ein Mädchen, das sich dem geliebten Manne hingibt, diesem gerade dadurch des Leichtsinns verdächtig wird. Es scheint das ursprüngliche Grundmotiv gewesen zu sein. Aber durchgeführt ist es leider nicht. Und daß ein gutes Mädchen und ein braver Junge nur darum in Elend und Verderben kommen sollen, weil ein leichtherziger aber dabei auch durchaus wohlwollender Mensch ihnen helfen will

und also der armen Magd einen größeren Betrag schenkt, damit sie sich eine Heimstatt gründen könne, wirkt denn doch zu grausam. Für solche Aufgaben ist Saar zu weich; ein Dramatiker stellt bei ihm die Probleme, findet die Stoffe, ein echter Dichter arbeitet an ihnen und beide kommen oft zu Worte — aber sie sprechen eben nicht immer . . .

Einem solchen Manne, dem dazu der Humor noch fehlt, wird naturgemäß die Erzählung weit besser gelingen, als die Trgödie. Auch die Epik verlangt Anspannung aller Kräfte; aber nicht in so hohem Grade, nicht so unablässig mindestens. So ist denn Saar im knapp umrissenen, mit liebevoller Kunst und feinem Pinsel ausgeführten Stimmungsbilde kaum zu übertreffen. Der Inhalt seiner Novellen ist meist dürftig; wodurch sie wirken, läßt sich so wenig bei ihm wie bei Storm sagen, dem er als Erzähler wohl zu allermeist verwandt ist. Auch hier kommen Anklänge an andere vor. So in „Die Steinklopfer“. Ein armes Paar, er ein kranker, abgedankter Soldat, sie ein unschönes Mädchen, das von einem Stiefvater gepeinigt wird, lernt sich kennen und lieben. Sie gehen zusammen zu Markte. Der Anblick Glücklicher, die eben Hochzeit machen, regt heiße Wünsche in ihnen auf, und da sie, heimgekehrt, das alte Elend finden, da Tertschkas Stiefvater sie noch mißhandelt, läßt sich Georg zu rascher Tat hinreißen und erschlägt den wüsten Gesellen. Gerade das aber wird ihr Glück; während nämlich Georg gefangen ist, gewinnt das Weib einen Gönner, der beiden zu einem kleinen Behagen verhilft, dessen sie sich nach so vielen Nöten erfreuen mögen.

Hier erinnert Tertschkas Verhältnis zu ihrem Stiefvater ganz merkwürdig an: „Verdorben in Paris" von Hopfen — ich glaube, der Roman ist später erschienen als die Novelle — und der Kirchgang deckt sich ganz merkwürdig mit der gleichen Szene in „Romeo und Julia auf dem Dorfe".

An Eichendorff und Storm erinnert „Innocens", der übrigens doch durchaus Saars eigenstes Gesicht trägt. Innocens ist ein Priester, der trotz des Zölibates der Vater einer zahlreichen Familie geworden ist: nicht zuletzt auf ihn gehen die neuerdings so sehr beliebt gewordenen Geschichten zurück, die den katholischen Geistlichen im Kampfe mit seinem Gelübde schildern. Auf einer einsamen Seelsorgestation, dem Wyschehrad nächst Prag, lernt der hochgebildete, besonders in den Naturwissenschaften bewanderte Mann ein schönes, liebenswertes Geschöpf kennen. Ludmilla wird ihm werter und werter; und während sie nichts ahnt, verzehrt heißeste Leidenschaft den Geweihten des Herrn. In die Nacht muß er sich flüchten, und während er in einsamem Weh in das Dunkel starrt, glänzen Lichter um ihn, gleitet im Nachen ein Kreis froher Menschen die Moldau abwärts, klingt ein frisches glück- und lebenheischendes Lied zu dem Verstörten herauf. Da, in diesen Wirrnissen, muß er das erste Mal einer Pflicht genügen: das erste Begräbnis während seiner Amtstätigkeit hat er zu versehen. Es ist eine Braut, eine aus jener Gesellschaft, die damals so laut das Genießen gepriesen; und wie sie nun im Sarge liegt, da ist ihm, als wäre Ludmilla gestorben. So lernt er sich bezwingen; dasselbe Grab, das die Wünsche

eines Mannes bedeckt, der einstmals selig zu werden geträumt, umschließt auch die Träume eines Entsagenden. Hier greift alles ineinander; eine unsägliche Anmut, eine unentrinnbare Stimmung liegt über dem Ganzen. Man atmet schwüle Sommerluft mit Innocens; und dann empfindet man doch wieder, wie der kühle Morgenwind geht und die Spukgestalten bannt. Darüber hinaus ist kaum ein Fortschritt möglich.

Wunderbar ist auch „Marianne" — neben Grillparzers „Spielmann" die einzige echte Wiener Novelle. Ein junges Weib ist an einen rohen, ungeliebten Mann gebunden. Sie lernt den Rechten kennen; ihr ganzes Herz fliegt ihm entgegen, und dennoch bezwingen sich die beiden. Da kommt der Vermählungstag ihrer Schwester; sie darf nicht tanzen, denn sie ist herzleidend, und dennoch tut sie es mit dem geliebten Manne. So tötet sie denn ein Herzschlag. Marianne ist glücklich zu preisen, denn im Genießen traf sie der Tod; beklagenswert ist nur der Geliebte. Echt wienerisch ist, daß das Weib um den Genuß des Augenblickes alles aufs Spiel setzt. Und wer vergäße „Tambi"? Eine Hundegeschichte; aber nicht das Tier ist ihr Held, nein, der arme Faustin Bacher, der das Unglück hatte, einmal mit einer genialischen Anfängerarbeit höchste Teilnahme zu erwecken, Erwartungen und Hoffnungen rege zu machen, die er doch nie erfüllen konnte. Bis er sich in die Einsamkeit flüchtet, in stiller Tätigkeit ein armes Genügen, in seinem Hunde das langersehnte Wesen findet, das ihn liebe. Man begreift die Zärtlichkeit, mit der der Unglückliche an Tambi hängt, begreift, wie ihm das Leben unerträglich wird, nachdem

er den getreuen Genossen verloren, bis ihn der Tod hinwegnimmt, ob ungesucht, ob gesucht im Bewußtsein erdrückender Einsamkeit und der Schuld am Tode des Gefährten. Der wird ihm erschossen, weil Bacher, ob zwar gewarnt, es nicht übers Herz bringt, ihn an einer Leine zu führen.

Diese drei Erzählungen sind meisterlich: wertlos ist keine von Saar, keine gibt es, die nicht das Mittelmaß beträchtlich überragte. Ob er nun in der „Geigerin" das Schicksal eines gequälten Frauenherzens, das an einen Unwürdigen unlöslich gebunden ist und ihn doch nicht lassen kann, ob in „Vae victis!" das Los eines vielverdienten Mannes schildert, über den ohne sein Verschulden die Zeit hinwegschritt, bis er erst auf dem Schlachtfelde, dann auch im Kampfe um sein häusliches Glück erliegt. Sie sind alle weich im Empfinden; fast frauenhaft zart in der Ausführung. Die Liebe, mit welcher der Dichter an ihnen gefeilt und gearbeitet hat, erkennt man; man sieht, wie er durchaus modern im Fühlen ist, sich bemüht, dem Pulsschlag der Gegenwart zu folgen und ihm gerecht zu werden. Ihre Besten lesen sich wie lyrische Gedichte in Prosa und erzeugen nachhaltige und nachklingende Stimmungen gleich solchen. Auch sie würden Zeugnis dafür geben, daß Saars eigentliche Bedeutung in der Lyrik beruht, lägen auch nicht seine Gedichte vor, die erst kürzlich, nach langer Zeit, ihre zweite Auflage erlebten.

Auch als Lyriker ist Saar durchaus ein Kind unserer Tage und Eklektiker. Er hat sich an den Besten gebildet, ehe er über sie hinaus zu eigenem Ton gelangte. Der aber ist ganz eigen. Nicht in der Form

liegt seine Stärke, das ist eigentlich verwunderlich, denn seine Erzählungen sind gerade in diesem Betrachte durchaus meisterhaft — sondern im Empfinden. Da ist das Gedicht an seine Mutter wunderbar. Sie hatte ihn nicht begriffen, und die Leute wußten sie irre zu machen an ihrem Sohne; nun legt der seinen Kranz an ihrem Grabe nieder. Den Schatten des geliebten Weibes, das ihm so früh entrissen wurde, ruft er sich aus der Unterwelt, um alle Seligkeiten — so klein ach! und so still — die sie miteinander genossen, durchzuleben und zu empfinden, daß sie dennoch untrennbar mit ihm, mit seinen Liedern verknüpft sei: „Solang sie leben, lebst du mit mir fort!“ Das Leid der Enterbten fühlt er mit; ob er nun ihr Treiben bespähe, ob er, wie im „Arbeitergruß“ sich ihnen gleichstelle. Denn ob man im Dienste der Kunst, ob im Tagelohn sich müde ringt, das ist gleich. Die Schäden der modernen Frauenerziehung legt er bloß; er schildert das Mädchen, das vor lauter Nerven kein Herz mehr hat, die arme Postelevin, die vergessen muß, daß sie Weib ist. Die Eisenbahn hat ihm etwas zu berichten. Das Lied der Telegraphendrähte ist seinem Ohr vernehmlich. Kuriose Stoffe — aber ein echter Dichter hat sie behandelt. Ein modernes Liebespaar bespäht er. Sie lesen miteinander, aber es ist kein Roman, kein Lyriker, in den sie sich vertiefen — es ist Darwin, und das rührt ihn recht eigentlich. Und zwischendurch, zwischen formschönen Sonetten, zwischen freien Rhythmen voll Wucht der Sprache und des Gedankens stehen rein lyrische Gaben: Liebesgedichte, glühend in Leidenschaft, Na-

turbilder voll Schönheit wie jenes andere November-
lied, das in den Worten ausklingt:

„Nun laß, o Herz, die Klage,
Vergiß, was dich beschwert,
Siehst du so späte Tage,
So sonnig noch verklärt!"

Ein Sonnenstrahl im Herbste genügt, um sein Grä-
men vergessen zu machen. Hier findet sich auch jenes
Bekenntnis, das mit ein Schlüssel zum Wesen des
Dichters ist: er gesteht, nicht hassen zu können. Aber
das gerade muß der Mann . . .

Auf allen drei Gebieten der Dichtkunst hat sich
Saar bewegt — nirgends ohne Erfolg, nirgends ohne
inneren Beruf. Seine Fehler sind organisch, und sie
bedingen seine Vorzüge. Macht ihn seine nachgiebige
Natur empfänglich für fremde Einflüsse, so begründet
sie auch jenen Zauber, der über seine besten Gedichte,
seine besten Erzählungen ausgegossen ist, den anmutigen
Fluß der Linien, der Töne, der Gestalten. Auch vor
einem strengen Urteil bleibt er bestehen, sofern es
ein gerechtes ist; man darf das heute nicht allzu vielen
nachsagen; er ist bedeutend genug, daß man auch seine
Schwächen hervorheben kann. Er wird wohl auch
späten Tagen im Gedächtnis bleiben. Unrecht ist es,
wenn man ihn unfruchtbar heißt — niemand braucht
mehr zu geben, als er kann. Und wenn man ihm nach-
sagt, es sei nur ein dünner Faden poetischen Talents,
der sich durch sein Wesen zöge, dann gilt die Erwide-
rung: mag sein — aber er ist echtes Gold, und er adelt
das ganze Gewebe, in dem er sich findet.

Hartleben

Wir waren durch Paul Schlenther bekannt geworden, der damals noch nicht den mindesten Anlaß hatte, vom Burgtheater und seiner künftigen Leitung zu träumen.

Es war in einer kleinen Pilsnerbierkneipe. Otto Erich Hartleben war in der großen Oeffentlichkeit noch so gut wie unbekannt, hatte eben den „Verein Deutscher Phantasten" gegründet und im dazugehörigen Verlag seinen „Pierrot Lunaire" veröffentlicht, der hernach da und dort spukte und seine gute Wirkung tat, gleichviel, ob die Verse vom mondsüchtigen Pierrot, vom Franzosen Albert Giraud oder vom Clausthaler Hartleben, dem Sprossen einer hochangesehenen, gut norddeutschen, man könnte beinahe sagen adeligen Beamtenfamilie, stammten.

In Wien waren wir einander näher gekommen. Wiederum in Berlin rückten wir ganz enge zusammen. Wir hatten eine Nacht durchgebummelt, bis wir endlich, der Morgendämmerung nahe, in ein Kaffeehaus unmittelbar an einer Spreebrücke einfielen. Es wurde da von Mädchen Lichtenhainer Bier verzapft, das er sehr liebte, zu dem ich mich aber nicht entschließen konnte. Inmitten des Lärmens und des Gewirrs in

ähnlichen Lokalitäten offenbarte er sich nach seiner zögernden und stockenden Weise.

Er näherte sich damals dem Abschluß des „Rosenmontags“, der hernach sein großer und tönender Erfolg werden sollte. Den Folianten in Rohleinen sah ich, in den Szene für Szene des Stückes eingetragen ward, wie es mühselig und stockend rückte. Denn er ist niemals ein rascher oder gar leichtfertiger Arbeiter gewesen. Er wendete große Mühe und einen rastlosen Fleiß an seine Sachen, die hernach flott und improvisiert genug erschienen. An Ueberarbeitungen konnte er sich garnicht genug tun, ließ keines seiner Gebilde leichten Herzens fallen ehe er nicht das Letzte daran gewendet, es sich und der Wirksamkeit zu retten. So hat er „Ein Ehrenwort“ zu wiederholten Malen, fast nach jeder Aufführung, die er sah, umgegossen, bis die Komödie zu endlicher, leidlicher Vollendung gedieh. So lag ihm vielleicht bis zur letzten Stunde „Ein wahrhaft guter Mensch“ am Herzen, wohl das dramatisch und psychologisch schwächste Stück, an dem jede Mühe verloren ist und sein muß. Die Anregung dazu empfing er aus „Eduards Traum“, einer phantastischen Geschichte von Wilhelm Busch, sehr fern den Pfaden, die der Altmeister deutschen Humors sonst so glücklich zu wandeln pflegt.

Er hat sämtliche ungezählte Evolutionen des Berliner literarischen Lebens mitgemacht und tapfer durchgefochten, war bei der Gründung der „Freien Bühne“ mit Pate gestanden und mehr als einmal Opfer des erregten Streites der Gesinnungen geworden. Er kannte alle Vorkämpfer, hatte sie sich als Freunde und Eides-

helfer für seine Stunde gesichert, wenn sie einmal anbrechen sollte. Bei aller innerlichen und nur zu kräftigen Neigung zur Bummeligkeit brach der methodische, beinahe pedantische Zug immer wieder durch, den er von seinen Ahnen überkommen. Er war geistig ein guter Haushalter, ohne jede Neigung, ein Motiv fallen zu lassen oder aufzugeben, dessen er sich einmal bemächtigt hatte, ehe er nicht das Letzte an seine Hebung und Rettung gesetzt. Das Verstandesmäßige überwog durchaus; so zogen ihn die Franzosen mit ihrer Kunst der reinlichen und plangemäßen Technik von seinen ersten Anfängen an so mächtig an, daß er vielleicht der einzige unter den Söhnen dieser Zeit ist, der ihnen Entscheidendes dankt. So stand ihm, ehe er sich zur angelischen Mystik des Silesius hingezogen fühlte und sich im halkyonischen Tiefsinn gefiel, Platen mit seiner kalten und feierlichen Geschlossenheit der Form fast obenan unter den deutschen Lyrikern. Desto verwunderlicher erschien freilich nachher, — da er im allgemeinen ein sehr gesundes und richtiges Urteil, fußend auf einer sehr ansehnlichen und gut gegründeten Bildung in mehr als einem Fach, auch den Werken seiner nächsten Freunde gegenüber besaß, — wenn er sich Eigenem gegenüber in so sonderbarer Weise verblendete und verstockte. Als wollt' er durchaus weder sehen noch hören, so war es manchmal.

Die Natur selber hatte ihn in einer Weise ausgestattet und begabt, daß man seiner nicht mehr leicht vergessen konnte, war man ihm erst näher gekommen. Er war ein sehr hübscher Mensch. Eben mittelgroß, aber breit von Brust und sehr wohlgegliedert. Unter

einem scharfen Hornkneifer leuchteten grünliche, sehr kluge Augen vor. Das kastanienbraune Haar und der kurzgeschnittene Bart lockten sich leicht und gefällig. Eine mit Worten sparsame Liebenswürdigkeit, unter Umständen sogar Zärtlichkeit des Gestus war an ihm. Sie mochte ja nicht immer ganz echt sein; denn er verkannte den Nutzen weitverzweigter Freundschaftsverbindungen nicht, wußte sich sehr klug zu inszenieren und immer interessant zu halten; sich ihr zu entziehen, aber war schwer möglich. Dazu kam eine wunderschöne Hand, die man sich kaum vollendeter in der Form ausdenken kann, von der Art, wie sie van Dyck an seinen Kavalieren zu malen liebte. Es war in seinem Wesen überhaupt etwas, das stark an jene Periode einer unerhörten Liederlichkeit mahnte, hinter der soviel Todesgewißheit, ja Todessehnsucht sich verbarg. Wo immer er sich zeigte, berührte er fremd, eigen, farbig, wie eine geprägte und bei allen Umwegen, in denen sie sich gefällt, ihrer letzten Ziele gewisse und sichere Persönlichkeit. Er war sich übrigens seiner körperlichen Vorzüge wohl bewußt. Allerdings war ihm die Gesellschaft, in der er sich behagen sollte, bald gut genug, wenn sie nur trinkfest und gleich ihm dem frühen Gang zu Bett abgeneigt war. Aber ehe ihn sein trauriges Leiden völlig zerrüttet hatte, hielt er viel auf seine persönliche Würde und stattliche Erscheinung. Immer war er nach den letzten Vorschriften gekleidet, ohne jede Spur von Gefallsucht oder gar Geckerei. An Bildern von ihm ist kein Mangel; dionysisch mit Weinlaub ums Haar; das Rapier in der Faust, in allerhand Posen. Er mußte Maler locken, und gab sich ihnen gern als

Modell. Am tiefsten sein Wesen erfaßt hat wohl der Prager Emil Orlik in einer flüchtigen, scheinbar ganz unfertigen und dennoch durchaus erschöpfenden Radierung, die in ihrer impressionistischen Art für ein völliges Meisterstück gelten muß, und die er denn auch gern seinen Buchdeckeln aufprägen ließ.

Es war ihm, bei seinem höchst subtilen und an den besten Mustern des Auslandes geschulten Geschmack, der Wert einer sorgsamen und bezeichnenden Ausstattung bereits zu einer Zeit klar geworden, da sich noch kaum ein Autor darum kümmerte und all dies vermeinte Nebenwerk in gutem Glauben und hilflos seinem Verleger überließ. Auch hier machte sich seine methodische Veranlagung merklich, der eben nichts belanglos erschien, die auf höchste Würdigkeit in Papier, Lettern, Zierleisten und überhaupt Buchschmuck, von dem wir ja eigentlich jede Ahnung verloren hatten, hindrängte. Es haben andere mehr Wesen aus ihren Verdiensten um diese Sache gemacht. Ein zu großer Wetteifer ward geweckt, und eine Zeitlang schien es, als sollte der Rahmen wichtiger werden, als was er umspannte. Künstler wurden herangezogen, und sie stellten sich nach ihren Anlagen, natürlich zunächst die Ansprüche des eigenen Metiers unterstreichend, in den Dienst der neuen und verheißungsvollen Sache. Mir aber scheint der Augenblick gekommen, die Verdienste Hartlebens um die ganze Bewegung zu betonen, die hernach so viele selbstgefällig in Marsch gesetzt und zu einer Art Berühmtheit emporgeschraubt hat. Man mag über ihn und die Dauer seiner Bedeutung ganz nach Belieben denken. Der Augenblick, in dem die Herzen seiner Freunde noch

ganz bewegt und durchzuckt sind von seinem allzufrühen Hinscheiden, auf das man dennoch seit nun einem Lustrum gefaßt sein mußte, ist wohl nicht der beste für ein Totengericht. Aber er war einer der wenigen echten und völligen Kunstmenschen in deutschen Landen. Er strebte mit Entschiedenheit und Glück danach, alles in Einklang zu bringen, was sonst so gern auseinanderfährt und zerflattert, als wehte der Hauch Gottes es durcheinander, der vielleicht das Werk berührt, durchaus aber nicht den, der es vollbringt. Darum, nicht allein der wohlfeilen und angenehmen Weine oder der zwanglosen Lebensführung halber, die ja auch ihre Reize gerade für ihn hatte, lockte ihn Italien mit so unwiderstehlichem Zauber, nachdem er es einmal kennen und gründlich begreifen, das heißt bei allem Widerwärtigen immer noch lieben gelernt. Darum hat er sich, kaum daß es ihm das Erträgnis vom „Rosenmontag“ gestattete, am windgeschützten Ufer des blauen Gardasees seine Einsiedelei errichtet, deren Ausgestaltung all seine Liebe galt, die er zu einer halkyonischen Akademie erweitern wollte, sobald ihm die Mittel reichlich und nach seinen Begriffen unerschöpflich zuströmten. Darum glückte ihm denn auch das wundersame und wirklich aus den letzten Tiefen deutschen Empfindens emporgeholte Wort: „Rom ist keine Stadt. Rom ist eine Gemütskrankheit.“ Wer jemals die römischen Bronnen rauschen gehört, jemals, zweifelnd an seiner Wiederkehr, den päpstlichen Soldo — die des Königreiches wirken so sicher nicht — unter dem üblichen, geheimnisvollen Ritual, das heißt rückwärts schreitend und mit geschlossenen Augen, der brau-

senden Flut von Fontana Trevi überantwortet hat, angstvollen und abergläubischen Horchens voll, ob er auch das Platschen der Kupfermünze ins Wasser vernehme, der allein versteht diesen Satz so ganz. Für ihres Besitzes sichere Banausen ist er nicht geprägt, die sich wann immer ihr Rundreisebillet kaufen und ihr italienisches Pensum absolvieren können.

Für einen langsamen und zögernden Arbeiter, der er immer war, und nach den kurzen Jahren, die er vollstreckt, hat Hartleben ein ganz ansehnliches Lebenswerk vor sich gebracht.

Da sind zunächst seine Verse mit den beiden Nachlesen: „Von späten Früchten" und den halkyonischen Reimen. Es sind nicht eben starke Bändchen; aber sie sind voll echten Gehaltes und von einer spröden, doch tadellosen Form, die sich mit besonderem Glück an reimlosen Metren, manchmal sogar an antiken Maßen versucht.

Gewollt ist einzig und allein der „Halkyonier", auf den er wohl am meisten stolz war und der in seinem gesuchten Tiefsinn dennoch erkältet, in seiner strophischen Einförmigkeit sogar ermüdet. Da hat's ihm eben Angelus Silesius und dessen „Cherubinischer Wandersmann" mehr als billig abgewonnen, sodaß er sich nach den vielen Masken, in denen er sich sonst schon behagt hatte, in einer neuen gefiel, die er nicht durchaus zu füllen vermochte.

Sonst hat er viel Melodie. Er hat die große und einfache Linie in der Lyrik, die sich unvergeßlich einprägt. Er macht keine Schnörkel und verfügt da oft über Kraft und Gewalt, die sonst in seiner klugen und,

bei allem Schein des Aufreizens, in seiner eigentlich behutsamen Art nicht eben beschlossen sind. Da ist gelegentlich wohl eine geheime und nachsingende Weise, das Höchste in der Lyrik. „Du meines Blutes Unruh', heimliche Liebste du": man spreche sich das einmal laut vor, und man wird über den Wohllaut staunen, der sich darin verbirgt. Da geraten ihm dann auch Bilder von plastischer Kraft und Eindrucksfähigkeit, die man durchaus lebendig vor sich sieht. Zum Beispiel „Der Eroberer" mit der gelassenen und selbstherrlichen Wendung: „Sie waren nicht ich. Drum fielen sie". Er selber fühlte sich herausgehoben und begnadigt vor vielen, ganz besonders nach dem Erfolg von „Rosenmontag", da längeres Zuwarten kaum mehr möglich war, da es, seinem eigenen Wort nach, „um die Wurst ging". Er hat das, allerdings unter dem Einfluß seines Leidens, das ja nach der Wiener Premiere zuerst und gleich mit zerstörender Macht sich offenbarte, manchen fühlen lassen, mit dem ihm sonst innige Gemeinschaft war; sparte hernach, wieder besonnen, freilich keine Mühe, sich die Entfremdeten wieder zu werben.

Das eigentlichste Wesen des Erzählers und Dramatikers Hartleben, da der Lyriker kaum jemals populär werden kann und trotz aller seiner Vorzüge wenig zur Komposition, die noch am ehesten hilfreich ist, reizen mag, ist der Ulk.

Ulk ist: Jemanden zu einer Tätigkeit bewegen und anreizen, die ihm nach allen Umständen, unter denen man ihn dazu verlockt, höchst ersprießlich, ja seinen eigenen Zwecken dienlich erscheinen muß, aber dennoch vollkommen zwecklos ist. Darin, in diesem Gegensatz

zwischen Mühe und Nutzen, liegt nun der Spaß für den eingeweihten Beobachter, in unserem Fall für Leser und Zuschauer. Es ist feiner Ulk, jemand in eine Situation mit unmerklicher und sachter Ueberlegenheit bringen, die zu dem Charakter, den er von Amtes oder Berufs wegen in sich trägt oder zu offenbaren wünschen muß, in direktem Gegensatz steht. Die Wurzel, aus der in beiden Fällen die Komik entspringt und sich zu herrlichem, befreiendem Gelächter steigern kann, ja muß, liegt klar zutage. Ironische Ueberlegenheit, die der nicht merken darf, auf den sie gemünzt, ist immer eine Grundbedingung der Wirkung.

Darin nun ist Hartleben ein Meister gewesen. Im entscheidenden Augenblick unterläßt er jeden Kommentar. Da sind Worte überflüssig. Die Klappe der Falle ist zu, in die er seinen Helden von der mehr oder minder traurigen Gestalt gelockt hat; nun genügt ein Augenzwinkern, um dem Verständigen die fatale Position begreiflich zu machen, in der sich der Gefoppte und Verlockte befindet. Man erinnere sich an den „Gastfreien Pastor", der zu Zwecken der inneren Mission in die große und gottesfürchtige Stadt Magdeburg — ob nicht im Ortsnamen eine Teufelei mehr steckt? — eine Reise unternimmt, und in aller Unschuld seine Pfeife just zum Fenster eines Hauses heraushängen läßt, das zu ganz anderen Zwecken möbliert und bewohnt ist.

Oder man nehme sich wieder einmal „Die sittliche Forderung" vor, vielleicht den besten und innerlich übermütigsten Einakter in deutscher Sprache. Der Seelenretter, der garnicht versteht, daß es dem zu Rettenden in seiner Haut innerlich so wohl und im Lasterpfuhl,

aus den er ihn ziehen möchte, so behaglich sein kann, wie ihm selber lange nicht ist; der trotz aller seiner strumpfwirkenden und Groschen sparenden Moral der lockenden Sünde verfällt, der er mit seiner „sittlichen Forderung" natürlich höchst drollig erscheint und vielleicht mehr darum als wegen der gemeinsamen Jugenderinnerungen der Verführung wert. Der Philister wird geuzt; der Gegensatz zwischen überkommener und vor Versuchungen gehüteter Moral und einer freieren Lebensführung höchst ergötzlich und eindringlich herausgearbeitet. In dieselbe Linie gehört „Die Erziehung zur Ehe", die freilich noch bösartiger ist und am Ende der Institution, wie sie nun einmal ist, nicht übel an den Leib will; gehört der „Abgerissene Knopf", an dem wir uns zu allererst ergötzten.

Bummelexistenzen, die bei einem Schein von ursprünglicher Tätigkeit sich frei und ihr geheiligtes Recht auf Müßiggang unversehrt zu erhalten verstehen, weiß er mit vieler Liebe zu gestalten. Da wäre „Der römische Maler", der jeden, den das gütige Schicksal seinen Händen überliefert, als gelegenes Strandgut zu schätzen und zu rupfen versteht, der eine Aktiengesellschaft auf sich und seine künftigen Werke gebildet hat, den arbeiten zu sehen ein erschütternder Anblick ist. Es müßte der „Bunte Vogel" nicht übergangen sein, das Muster einer klaren und dennoch nicht platten Allegorie, die wieder aus dem Gegensatz zwischen dem Nützlichen und dem Erfreuenden ihre Wirkung zieht. „Ich habe da einen guten und nützlichen Tee" — das ist eines jener Worte, die haften und nicht mehr los zu kriegen sind. Damit nun, daß Hartleben als erster den Bummelwitz

und den rechtschaffenen, nur zu lang hochmütig unterschätzten Bierulk in die Literatur einführte, hat er ihr ein großes Feld eigensten deutschen Humors zugeeignet und gewonnen: er konnte das freilich nur, weil er von den Franzosen und ganz besonders wohl von Guy de Maupassant, mit dem er von allen Deutschen die meiste innere Gemeinschaft besitzt, die mustergültige Klarheit der Sprache und der geschlossenen Form erlernt hat, die nichts will noch kann, was sie sich nicht vorgesetzt; die niemals gleitet, sondern säuberlich, ein dralles, junges Blut mit vor Eile gerafften Röcken, zu ihrem Ziel geht, dabei aber immer noch Zeit gewinnt, in ein herzhaftes und höchst ansteckendes Kichern zu fallen.

Im allgemeinen: die Erfindungsgabe Hartlebens ist gering. Er braucht eine Tatsache oder eine Anekdote, die ihm zugetragen wird, und mit der er alsdann nach seiner Art frei, ja souverän umspringt, um sie zu gestalten. Es ist ein stark artistischer Zug in ihm, wie er denn, lang vor allen Ueberbrettelversen, eine seiner lichtesten und glücklichsten Gestalten vom Brettel nahm und auf die Bretter stellte.

Aus sich schöpfen konnte er eigentlich nur als Lyriker. Sonderbar genug bei diesem nur allzu kneipfesten und seßhaften Gesellen: es findet sich kein eigentlicher Zechton in seinen Gedichten, wie es sonst in der deutschen Verskunst nur allzu beliebt ist und oftmals unecht genug angestimmt wird. Der Grundzug ist ernstgehaltene Männlichkeit, selbst Schwermut, die sich in dunklen und offenbarenden Augenblicken dann wirklich aus ihm erhob.

Der lange Atem, das Ausspinnen einer Fabel war

im Grunde seine Sache nicht. Er selber, der ein guter, eifriger und der Gegenwart hingegebener Leser war, erklärte gern, es durchaus nicht zu fassen, wie sich einer an einen Roman verlieren und ihn austragen und gestalten könne. Er war immer ein Mensch der Laune, die manchmal, in gelegenen Stunden, erstaunlich fördert, immer aber auch Stockungen bedingt und zeitigt.

Darum vielleicht seine wunderlich ausgeklügelte Systematik, in der er sich ganz besonders in seinen letzten Jahren, am blauen See von Garda, so sehr gefiel. Innerlich hatte er wohl schon nach dem ersten Wiener Zusammenbruch das Gefühl, es sei mit der Zeit seiner Kraft vorüber, auf die er allerdings unbillig losgesündigt. Nun suchte er mit Künsten und mit Mittelchen die Stimmungen zu beschwören, die niemals allzu willig gewesen waren. Jedes Kärtchen, das er einem seiner Freunde sandte, um den Zusammenhang mit ihnen nicht zu verlieren, war berechnet nach der Oekonomie des Raumes, so daß es sich präsentierte.

Er hat einmal wirkliche Tragik vermocht. Bei allen Zufälligkeiten, die darin sind, steckt im „Abschied vom Regiment" dennoch echte und ursprüngliche Wirksamkeit, der man sich bei der Geschlossenheit des Stückchens und der atemlosen Hast kaum entziehen kann, mit der es abschnurrt. Auch hier bekundet sich schon sein großer Bühnenverstand, den er bewußt gepflegt und nach Mustern der Franzosen gebildet hatte. Zunächst strebt er die innere Wirkung an und weiß sie durch die Begebenheiten zu erzwingen. Hernach, zu seiner Unterstützung, ruft er äußere Behelfe auf. Nichts

aber ist in diesem Sinne so sicher, wie der Kontrast: ein jauchzender Marsch sagen wir, der ein Todesröcheln überjubelt.

Es ist das das System vom „Rosenmontag", den er ja nicht allein ersonnen hat. Ihm stellt sich der tote und schwer zu überwindende Punkt bei seiner geringen Erfindungsgabe sehr bald hinderlich in den Weg. Ihn zu überspringen muß er zu allerhand Gewaltsamkeiten und Konstruktionen greifen, die dem Glück des Stücks freilich nirgends im Wege standen, es vielleicht sogar machen halfen, die den ganzen dritten Akt füllen und einen feineren Kunstverstand entschieden verletzen. Er war sich selber durchaus klar darüber, daß er hier mehr mit der Kunstfertigkeit, als mit der Kunst gearbeitet habe. Dennoch steht mir der „Rosenmontag" nach Fülle und Kraft der Gestaltung, nach der Fähigkeit, von der Episode aus die Hauptfabel zu beleben und, wenn sie zu sterben droht, weiter zu schieben, fast obenan unter seinen Werken. Ueber den „Grünen Baum" möcht' ich schweigen. Es ist wiederum nicht sein alleiniges und überdies das Werk eines kranken Mannes, der sich daran machte, vielleicht mehr in der Hoffnung auf eine neue, reiche Ernte, nachdem die vom „Rosenmontag" so ziemlich aufgezehrt war und durch den Erfolg vom „Zapfenstreich" wenig Aussicht auf einen Ertrag mehr bestand, als aus innerem Bedürfnis heraus unternommen.

Es waren reiche und mannigfache Gaben in Otto Erich Hartleben. Er war gütig und von einer sorglichen Hand ins Leben und in die Kunst gesendet worden. Es war das Zeug zu einem Revolutionär in ihm,

und unter denen sind die Lachenden, die Spötter des Schlages, dem er nach seiner ursprünglichen Veranlagung angehörte, immer die gefährlichsten gewesen. Es war vielleicht das Zeug zum Reorganisator des deutschen Lustspiels, nach alter fröhlicher Derbheit und Dreistigkeit, in ihm, dessen wir so sehr bedürfen und den wir immer noch ersehnen. Vielleicht war er nur gar zu klug dafür; hatte sich vielleicht durch ironische Ueberlegenheit, die manchmal ganz nütze ist, jene volle und gläubige Hingebung an seine Gestalten verdorben, deren der Dichter nun einmal nicht entraten kann, wenn er vollkommen überzeugen und zwingen will. So mußt' er denn, auch hier wohl nach französischem Vorbild und nach dem Muster des Thesendramas, das seine Gestalten ad hoc schafft, konstruieren. Das regt sich schon in „Hanna Jagert" und in der „Angele"; unter frischen Eindrücken des Lebens, das sich ihm offenbarte, tritt es in den Arbeiten seiner vollen Kraft zurück, ohne kaum jemals, nur in den Lustspielen, vollkommen überwunden zu werden. Es bleibt gern ein Rest. Dazu saß in ihm der Dämon, den er ursprünglich vielleicht aus Bravade, aus Furcht vor der Einsamkeit mit sich und dem finsteren Urgrunde, den er bei allem Uebermut und Humor in Stunden gesammelter Selbstschau klar genug empfand, so groß hatte wachsen lassen, bis er ihn nicht mehr meistern konnte, und der nach dem Geistigen auch sein Leibliches zerstörte. Es ist eine ehrliche Bewegung, mit der man seines frühen Endes und der nun vereinsamten Villa Halkyone gedenkt, wo er, durch Siechtum schon zerstört, seinen letzten Traum von gestillten Winden und einem vor dem Winter geschützten

Glück spann, eine Trauer, gemildert durch den unabweislichen Gedanken: er starb zeitig und dennoch kaum zu früh.

Emil Marriot

Auch Wien hat seine Realistenschule, und ihr Stammbaum ist stolzer und adliger, als der jener von Berlin, die allerdings mit mehr Zielbewußtsein und größerer Entfaltung von Stimmitteln zu arbeiten versteht.

Hier hat Anzengruber im „vierten Gebot" das erste deutsche Anklagedrama geschaffen, wie er überhaupt durchaus den Bekennern der herben Wahrhaftigkeit zugezählt werden muß; hier entstand „Der arme Spielmann", Ausgangs- und Gipfelpunkt zugleich der echten Wiener Erzählung. Und seit Grillparzer ist dieser Faden niemals völlig abgerissen; mit ungleicher Begabung, aber mit gleich ehrlichem Streben wurde von vielen daran fortgesponnen. Man kennt heute allenthalben die Namen Ferdinand von Saars und der Ebner-Eschenbach; und mehr und mehr gewinnt eine der jüngeren dieser Reihe, Emil Marriot, auch im Reiche die Anerkennung, auf die sie Anspruch erheben darf nach Ernst des Wollens und Bedeutsamkeit des Könnens. Hat sie so lange dazu gebraucht, dann war ein österreichischer taktischer Grundzug schuld daran; getrennt marschieren und vereint geschlagen werden, das war zumindest für die deutschen Schriftsteller

Wiens und Oesterreichs lange ein verhängnisvolles Losungswort . . .

Emil Marriot — Emilie Mataja — ist ein Wiener Kind. Ihr Vater war Kaufmann, ein Angehöriger des Standes also, der unter der Ungunst der Zeiten so schwer leidet, wie kaum ein zweiter; daß aber seit Jahren für die einst so lebensfrohe Kaiserstadt an der Donau sehr üble Tage angebrochen sind, das wird niemand bestreiten, der sehen kann und über gewisse Kreise hinausgekommen ist, in denen ererbter Reichtum oder die Begabung für mühelosen Erwerb zu Hause sind. In der Kindheit oder in dem Entwicklungsstadium, in dem an die Stelle unbewußter Eindrücke die bewußte Beobachtung tritt, mag sie den Niedergang des Wohlstandes, sei es im väterlichen, sei es in einem ihr nahen Hause mit angesehen und vielleicht gar den fruchtbaren Hauch der herandrohenden Not schaudernd unad durchfröstelt empfunden haben. Eine innerlich sonnenlose Natur leidet desto stärker, will sich das Licht aus ihrem Pfade stehlen. Eine solche aber ist die Marriot, und sie kann es in keiner Zeile verleugnen, die sie je geschrieben hat. Nur in einer traurigen und freudearmen Umgebung konnte das Buch entstehen, das den frühesten Gradmesser für ihre literarische Bedeutung abgab: „Die Familie Hartenberg". Zu dieser verhalten sich „Die Unzufriedenen" etwa so, wie ein in späteren Jahren voll ausgeführtes Bild zu der frischen und mit unmittelbarer Sicherheit hingeworfenen Skizze. Ein solcher Vorgang wurde noch niemandem im ganzen Gebiete der bildenden Künste verargt, nur dem Schriftsteller möchte man das gern verübeln.

Es sind beides unsäglich trübselige Geschichten, und sie beklemmen die Brust mit ihrer echten und wahren Stimmung. Noch nie ist das kleine Elend kleiner bürgerlicher Verhältnisse mit solcher Bestimmtheit umschrieben und abgeschildert worden, als in ihnen. Hier der Kaufmann, den nur die Tatkraft eines Sohnes vor völligem Schiffbruch gerettet hat und der dennoch dem Helfer grollt, weil er sich von ihm in den Schatten gestellt fühlt; dort der höhere Beamte, dem die Pensionierung — der „blaue Bogen", sagt man in Oesterreich — seinen ganzen Einfluß und ein Großteil der Mittel genommen hat, seine begehrlichen Bedürfnisse zu befriedigen, ohne daß er doch die Kraft besäße, sich zu beschränken. Eingefleischte Selbstsüchtige beide — der alte Hartenberg und der alte Nordenberg, und schon die Namensähnlichkeit beweist, daß sich die Marriot der inneren Verwandtschaft der Stoffe wohl bewußt und nicht einmal bestrebt war, sie zu verbergen. Beide hätten nie eine Familie begründen sollen, wozu nun einmal etwas von der Fähigkeit gehört, in anderen und für sie zu leben; aber, während der fallite Kaufmann sich's daran genügen läßt, seinen Kindern nichts in den Weg zu legen, ruhig zuzusehen, wie seine schöne Tochter Stephanie auf ihre Weise den Unstern zu korrigieren sucht, der sie nicht reich oder ganz arm geboren werden ließ, wie sein Sohn die Witwe eines nahen Verwandten, die ihr Schicksal in dieses Haus vertragen hat, zu seiner Maitresse macht, ist der alte Nordenberg eine aktivere Natur. Er stachelt die Sehnsucht nach Glanz und Wohlleben, die fast jedem Weibe eingeboren ist, in völlig bewußter Weise; er besinnt sich keinen

Augenblick, an dem mitzuzehren, was ihm die Schande des einen Kindes ins Haus bringt. Erbärmlichere Gesellen als er und sein würdiger Schwiegersohn Fritz Wallbrecht sind kaum je gezeichnet worden; die Gewalt, welche die bewußte Lüge mit dem Wunsche, um jeden Preis zu gefallen, über eine Frauenseele gewinnen kann, ist an Mignon Nordenberg mit großer Kunst und Sicherheit dargestellt. Ihr Schicksal ist eigentlich das Entscheidende für „Die Unzufriedenen", so viele verwandte Gestalten der Roman mit dem deutsamen Titel — denn in allen lebt das Hadern mit ihrem Geschicke — auch enthält. Die Dichterin hat Mignons Los zu einem versöhnlichen Ende geführt, während Stephanie Hartenberg freiwillig in den Tod geht. Im Leben pflegen die Mignons freilich in der Regel nicht geheiratet zu werden. Und wenn die Marriot die stolze und recht eigentlich vornehm angelegte Stephanie an sich und an der Liebe zugrunde gehen ließ, die für die Gefallene zu spät in ihr Leben trat, während Mignon, geheilt und geläutert durch echte Neigung, glücklich werden darf, so hängt das mit einem ihrer Grundmotive zusammen. Es ist, kurz gesagt, das furchtbare Wort Hebbels: „Darüber kann kein Mann weg", das über Stephanie den Tod verhängt; daß sie sich hingab ohne Liebe, ist ihre wie Maria Magdalenens tragische Schuld. Mignon aber hat nur die Gebärde der Sünde, sie ist mindestens körperlich rein geblieben. Es ist interessant und in der Natur der Dinge begründet, daß eine Frau die Verlorene ohne Erbarmen richtet, nachdem so viele Männer sich um ihre Ehrenrettung so große Mühe gegeben haben.

Man ginge fehl in dem Glauben, dieser Einfluß Hebbels müsse ein unmittelbarer gewesen sein. Es wurde nur darauf hingewiesen, um in Kürze das Wesentliche des einen Problems der bürgerlichen Novellen der Marriot aufzuhellen. Wichtiger und vor allem für Wiener Verhältnisse bedeutender, als dieses, über dessen innere Wahrheit man ja mit Erfahrungsgründen streiten könnte, ist ohne allen Zweifel das Andere. Es trat vielleicht schon aus dem, was über Stephanie gesagt wurde, zu tage; es wird völlig klar, betrachtet man, wie die Schwestern Nordenberg gleich Dirnen die Straßen der Stadt zu nächtiger Stunde durchstreifen, sich von fremden Männern ansprechen und Briefe schreiben lassen, bis sich die verheiratete Laura Wallbrecht wie das Mädchen Stephanie um Geld dem ersten besten hingeben, der ihnen gerade das zu bieten vermag, wonach es sie verlangt. Man nennt das Prostitution. Sie züngelt, eine Flamme, von unten nach oben; sie steigt aus gewissen höheren Schichten niederwärts und durchseucht das Bürgertum, das eigentlich am ehesten frei davon bleiben könnte. Dem ist wirklich so, und jeder Sehende weiß es; zuerst ausgesprochen aber hat es die Marriot; und weil sie es offen und mit all jener herben Wahrhaftigkeit getan, die dieser tapferen Frau überhaupt eigen ist, hat sie sich ein Verdienst um den Wiener sozialen Roman erworben, das gewiß nicht klein anzuschlagen ist. Sie schildert Sitten ihrer Vaterstadt, das Leben gewisser Kreise in ihr mit aller Treue und Aufrichtigkeit; so muß sie nicht jedem gefallen; aber gewiß jedem Achtung abringen, der da weiß, wie kostbare

und seltene Dinge jene Eigenschaften in Kunst wie in Leben sind und waren.

Sozial ist die Marriot übrigens immer. Auch der dauernde Wert der anderen Hauptgruppe ihrer Erzählungen — wenn man bei der Kurzlebigkeit von Prosawerken, und seien es die besten, überhaupt von Dauer sprechen darf — ihrer geistlichen Geschichten liegt darin. Schon viele vor ihr hat die Gestalt des katholischen Geistlichen angezogen, des Mannes, der ohne Familienanhang, als Mensch völlig allein und doch wieder als Glied eines ungeheuren Ganzen, dem er mit allen seinen Kräften dienstbar zu sein hat, dasteht; wie er noch manchen nach ihr anziehen wird. Wer vergäße Saar's „Inncoens“, wer Anzengruber, wer das herrliche „Zum Guten“ von Hans Hopfen, der zahllosen Familienblatt-„Pfaffen“ nicht zu gedenken? Aber den Stand als Stand hat sich die Marriot zuerst zum Stoffgebiet erlesen; sie zuerst suchte zu ergründen, worin die Macht gerade des katholischen Klerus über die Gewissen und die Gemüter liege; sie zuerst wies auf den Zauber hin, den der Gedanke über ein Frauengemüt haben müsse, einem Geweihten des Herrn, einem Gliede der allgemeinen Kirche anzugehören, deren Herrscherkraft über die Seelen noch heute so ungebrochen ist, wie nur je. Es fällt ihr auch nicht ein, an jenem Grundpfeiler der Kirche, den ein genialer Despot aufgerichtet, am Zölibat, rütteln zu wollen, das sich, verderblich in nur zu vielen Fällen dem Einzelnen, ein Glück für die Interessen der Kirche, deren Glieder es vom Erbrecht und den ersten Instinkten des Menschen loslöst, in Jahrhunderten bewährt hat. Unnatur! wird

man sagen; gewiß, das ist es; aber nach katholischer Auffassung steht ja der Priester über der Natur.

So dreht sich denn das Grundproblem ihrer Zölibatgeschichten einfach um eine Frage: taugt der Tonsurierte zu dem Beruf, den er erwählt hat, oder taugt er nicht? Im ersten Fall besteht keine Versuchung für ihn; sie gleitet ab am Harnisch seines Bewußtseins, ein Vertreter Gottes auf Erden zu sein. So in „Askese", wo sie gewiß lockend genug auftritt, im „Johannes" und in mancher anderen Novelle. Hier liegt der Konflikt eigentlich durchaus in der Seele des Weibes, und diese Geschichten lassen uns kalt, so innerlich wahr sie sein mögen und sind. Oder wer wüßte nicht, über welche Lockungen und Belohnungen Rom verfügt, die bestimmte Charaktere vollauf für jenes Glück zu entschädigen geeignet sind, das im Besitze der Geliebten liegt? Im anderen Fall aber beginnt ein Kampf, so tragisch, wie nur einer, der mit einer übermächtigen Gewalt geführt wird, dessen Ausgang von vornherein entschieden ist, weil er gegen eine für göttlich angenommene Satzung und gegen Menschenrecht, das sich in den Dienst der Kirche gestellt hat, erhoben wird. So stehen die Sachen im „Geistlichen Tod"; und weil die Teilnahme jedes Empfindenden auf seiten der Ringenden und Verlorenen stehen muß, ergreift diese Novelle so tief. Das Interesse an den Gestalten der Dichterin siegt hier durchaus über das an den Vorgängen; das ist echter Realismus. Ihn zu üben vermag freilich nur ein Charakteristiker hohen Ranges.

Auf diesen Titel nun hat die Marriot Anspruch vor vielen. Sie kann sogar Männer so gut zeichnen, wie

Frauen. Gern leiht sie ihren Helden einen Zug von Selbstsucht oder herber Verschlossenheit; auch jene verwöhnten Lieblinge des Glücks, denen ihre Erfolge im Leben und in der Liebe jedes sittliche Maß genommen, gelingen ihr sehr wohl. In diese Gruppe gehört Sergei Manescu, der verwöhnte Klaviervirtuose aus den „Unzufriedenen" und sein Berufsgenosse Zenko aus „Die Starken und die Schwachen", den die Liebe zu einem reinen und seiner würdigen Mädchen nicht davon abhalten kann, vor dem Fenster der Geliebten harrend, in die Schlingen einer nichtswürdigen Kokette zu fallen. Uebrigens ist diese Frau Alice ganz meisterhaft geschildert und weitaus das Beste in der Novelle. An Frauengestalten ist sie sehr reich; und die arme Ilona, die an ihrer Neigung zu Manescu stirbt, ist von rührender Anmut.

Ueber ihre Technik ist wenig zu sagen. Man hat oft gerügt, daß ihr das Kompositionstalent mangle. Vom „Geistlichen Tod" gilt das gewiß nicht; in der Regel aber sind ihr selbst ihre Figuren weit wichtiger, als die Art, wie sie sich in die Geschichte einführen oder daraus scheiden. Dazu macht ihre Art zu arbeiten einen höchst nervösen Eindruck; sie verweilt sich dort, wo es ihr vonnöten erscheint, so lange als es ihr gefällt; dann hastet sie vorwärts, holt nach und schaltet ein. So entstehen jene Ungleichheiten in der Ausführung, die mancher vermerkt und sich wunder was damit zugute halten möchte; so auch die sprachlichen, die man ihr oft genug vorgerückt hat. Sie ist auch tatsächlich keine Stilistin, aber sie besitzt eine höhere Eigenschaft: innere Form. In den entscheidenden Augenblicken

decken sich bei ihr Ausdruck und Gedanke so sehr, daß man sieht: was sie sagen wollte, konnte gar nicht anders ausgesprochen werden. Aber eines ist ihr gänzlich versagt, und zwar nichts Kleines: ihr gebricht jeder liebenswürdige Zug, jeder Humor. Ihre Gestalten sind hart und knochig, daß man sich fast an ihnen stößt; um so eindringlicher erweisen sie dadurch ihre Wirklichkeit; aber etwa der gute Max, der Hausfreund der Nordenbergs, wäre, nur ganz leise humoristisch gefärbt, viel glaubhafter und innerlich wahrer. Mag sein, daß ihr mit den Erfolgen, mit der inneren Ruhe, die mit ihnen zu kommen pflegt, auch dieses Eine noch wird.

Wäre dem aber auch nicht so, wir hätten keinen Anlaß, sie darum zu schelten. Denn nicht wie er sein sollte, — wie er ist, hat die Kritik das Recht und die Pflicht dem Autor zu sagen. Ihr steht es zu, die Grenzen seines Könnens zu umschreiben; seine Sache ist es, ob er sie erweitern will oder kann. Und der Besitzstand der Marriot ist, wie wir gesehen haben, ansehnlich genug, daß man ihre Erscheinung mit allen Ehren begrüßen kann. Von großer künstlerischer Gewissenhaftigkeit scheint sie auch zu sein; es ist gar nicht viel, was sie veröffentlicht, und schon das hebt sie aus dem fingerfertigen Troß schreibseliger Frauen hervor, die Novellen liefern, wie andere weibliche Handarbeiten. Da sie vergleichsweise noch jung ist, mag man sich manches von ihr versprechen, das leicht selbst nach dem, was sie bisher gebracht hat, überraschen könnte. Das ist ja in Kunst und Leben ein Vorrecht nervöser Frauen, und diejenigen, die wie die Marriot ganz aufs Auge ge-

stellt sind, auf die Beobachtung an sich und anderen, die treffen so etwas am leichtesten. Einen Band Lyrik von ihr kann man sich freilich schwer vorstellen. Auch das ist ein Mangel, so verwunderlich das angesichts der lyrischen Sintflut klingt. Aber wer möchte sie darum missen? Wer ihren sonderbaren Charakterkopf voll eigenen Wollens wegwünschen aus der zeitgenössischen Dichtung? Sie ist die Erste, die Anklage erhob, die Erste, die den Mut ihrer eigenen Meinung hatte, selbst dem vielgerühmten und besonders von ihren Geschlechtsgenossinnen mit allen Farben des Regenbogens ausgemalten Glück der Häuslichkeit gegenüber. Eine solche selbstbewußte und entschiedene Tat, ein Mensch, der seine eigene ernste Meinung vertritt und unbeirrt durch andere verficht, erzwingt sich früher oder später Achtung. Man wird sie auch Emil Marriot nicht versagen können; das ist mehr, als Hunderte in aller Mühsal erstreiten und genug, um auch einem stolzen Herzen, in dem ein starkes Gefühl des eigenen Wertes wohnt und mahnt, einige Befriedigung und besseren Lohn zu gewähren, als den die laute Straße und ihr verworrener Zuruf zu geben imstande ist.

Ludwig Speidel

Am 11. April wird Ludwig Speidel siebzig Jahre. Ohne daß er sie suchte, fast ohne daß er jemals mit seinem Namen hervorgetreten wäre, hat der Schwabe, der nun so lange in Wien heimisch geworden, eine große Volkstümlichkeit und eine beherrschende Stellung im geistigen Leben unserer Stadt gewonnen.

Bei Konzerten, in Kunstausstellungen, im Burgtheater suchte man unwillkürlich nach dem Manne mit dem leicht angegrauten Löwenkopf, den klugen, braunen Augen, die unter der Stahlbrille so untrüglich scharf in die Welt sahen. Und nun er freiwillig verstummt ist, horcht man immer noch, ob sich seine Stimme nicht wieder erhebe, der man so gerne gelauscht. Sie fehlt im manchmal verwirrenden Chorus der Wiener Kritik, — die Dominante.

Er genoß ein Ansehen, das weit über die Grenzen deutscher Zunge hinausreichte, persönliche Geltung und starkes Vertrauen. Und dieses gewann er ohne Lärm und wunderliches Gehaben, wodurch andere die Aufmerksamkeit auf sich lenken möchten. Es floß aus seiner sehr eigenartigen und sehr fein organisierten Persönlichkeit, aus seiner Bildung, die seit Lessing kein Tagesschriftsteller so umfänglich und auf die Quellen gegrün-

det besessen hat. Er trug sie niemals zur Schau. Sie leuchtete nur durch alles hindurch, was er schrieb. Es war immer das Ergebnis bester Ueberlegung und des reichsten Könnens.

Er ist in seinem innersten Kern von durchaus beschaulicher und genießender Art, einer fast weiblichen Empfänglichkeit, von der auch seine feingegliederte Hand mit den eigentümlichen, bald bedeutsam bejahenden, bald schmissigen Bewegungen zeugt. Er kann sich über eine Erscheinung der Kunst rechtschaffen freuen oder rechtschaffen ärgern, wenn sie seinen Begriffen widerspricht. Diesen Begriffen ist aber jedes gute Muster vollkommen vertraut: sie sind genährt mit der Anschauung und dem vollen Verständnis jedes Besten in aller Kunst. Und so, geärgert oder erbaut, schmiedete er seine Epigramme, die tödlich trafen oder gleich einem sinnvollen Spruch die Summe dessen zogen, was erbaulich und erhellend zu sagen war. Ihm ist die knappe Form gemäß. Denn er plaudert nicht. Er schreit nicht. Er spricht; ruhig, gelassen, ohne ein Wort zu viel oder zu wenig. Seine Pointen, scharf gespitzt, springen auf, ungejagt und ungesucht, wie einem klugen und bedachten Redner manche glückliche Wendung vom Strome des Gesprächs zugetragen wird. An der richtigen Stelle, mit einem ironischen Knix, mit einer zornigen Gebärde, mit einem verbindlichen Lächeln bricht er ab. Und man kann, genießend und lesend, sich der Weisheit in seiner Kunst nicht genug verwundern, wird manches als klug gefügt bestaunen, was dennoch ganz ungewollt war. Er trägt das Maß in sich. Ohne daß

er jemals lehrhaft wird, kann man von ihm lernen, wie von Wenigen.

In einer Zeit, da die Fortentwicklung von Heines Stil das Wiener Feuilleton, mustergültig in seiner Art, aber dennoch vom Vorbild der Franzosen durchaus bedingt, geschaffen hatte, schrieb er durchaus deutsch. Und welches Deutsch! Alle Schächte, in denen die tiefen Bronnen unserer Sprache entspringen, mußte der durchforscht haben, der es ans Licht bringen wollte. Es ist durchsichtig und klar, gleich einer lauteren Flut, der man die Tiefe und die Gewalt ihrer Strömungen nicht glaubt, ehe man nicht gesehen, wie Gewaltiges sie in ihren Wirbeln hilflos mitzureißen vermag. Sie spiegelt die bunten und flackernden Lichter des Morgens und des Abends wieder, und sie schickt den zitternden Glanz des Mittags zurück zum blauen Himmel. Es ist ein melodisches Raunen in ihr und ein zorniges Grollen; und manchen ruhmlos Ertrunkenen hat sie hinabgeschwemmt zum Orkus, mitleidlos gleich einer Naturgewalt, die kein Weiser berechnen kann.

Alle Künste sind ihm vertraut. In einem unerschöpflichen Gedächtnis, dem sich, sonderbar genug, nur keinerlei Namen einprägen wollen, verwahrt er jeden Vers der griechischen Tragiker, jeden Gestus eines Schauspielers. Er kennt die Literatur bis in ihre geheimsten Winkel, selbst jene Gäßchen, in die sich nur selten ein Neugieriger verirrt. So hat er denn immer den Maßstab zur Hand. Die Musik ist ihm vertraut, er hat sie und ihren Segen von Kindesbeinen genießend empfangen. Bezeichnend genug: ihm hat das Schaffen der Menschheit zwei Gipfel, den „Faust“ und selbst

diesen noch überragend die schwer zugänglichen Firnfelder der Neunten Symphonie.

Er ist in der bildenden Kunst genug bewandert, um selbst einem Schaffenden fördernden Rat zu geben. Niemals war er einseitig. In den Streit um Böcklin, der dazumal hierzulande nur verwunderlich erschien, um Wilhelm Leibl, um Uhde, dem sie mit den gehässigsten Anwürfen den Weg verstellten, griff er machtvoll und entschieden ein, und jenem seltsamen Anreger, dem Tario von Marco, dessen Einfluß in der jüngstdeutschen Malerschule durch die Ziele, die er aufgezeigt, und durch seine Persönlichkeit so sehr spukt, galt eines seiner unvergeßlichsten und rundesten Feuilletons.

Zum Großen hat er sich immerdar bekannt. Er fand für Anzengruber das schöne Wort: er sei der Gipfelpunkt der Volkstümlichkeit, das dem genialen Manne eine innige Freude bereitet. Er brach dem „Meister von Palmyra“ die Bahn, von dem vor ihm keine Bühne etwas wissen wollte. Dem feinen Lyriker Martin Greif, der die schwierigste Form des Liedes bewältigt, hat er ehrlich auf seinem Wege zur Bühne beigestanden. Und auch unter den Jüngeren ist kaum einer, der ihm nicht verbunden sein müßte. Rastlos ist er mitgegangen und vorgeschritten. Was Wunder, wenn er nun manchmal müde sein will?

Sein Pult verwahrt innige Gedichte voll reiner Anmut und Melodik der Form, mit goethisch-genialen Knittelreimen. Wenige durften sich daran erfreuen oder ergötzen. Es ist etwas sonderbar Keusches in ihm. Unter seinen Feuilletons nicht kritischer Art sind Meisterstücke der erlesensten Form; sie schöpfen den Reiz einer

Landschaft mit einem vielgewundenen Flüßchen, das sich beschattet durch die Ebene zieht, oder unserer Türkenschanze bei flammendem Rot am Himmel und herbstlichen Tinten in der Natur, durch die der frische und peitschende Wind vom Kahlenberg zieht, bis zur leisesten und letzten Neige aus. Einen Freundessaal hat er sich gezeichnet, voll Treue und einer Liebe, über die das Grab nichts vermag. Neben kräftigen Männern wie dem zu früh gestorbenen Bildner Heinrich Natter zarte und vornehme Frauengestalten. Nur diese Kleinodien sammeln, und die deutsche Literatur wäre um ein klassisches Buch, der Wiener Journalismus um ein unvergängliches Ehrenmal reicher. Denn in ihm und zum Dienste des Tages entstand dies alles. Er mag nichts davon wissen.

Er liebt diese Stadt. Sie hat's ihm angetan mit all ihrer Schönheit, mit der Unbefangenheit, wie ihre Mädchen und Frauen sich ihrer Reize bewußt sind, mit jener freundlichen Zärtlichkeit des Wienerwaldes, den er so oft sinnend und vergnügt genießend, ein einsam schauender Wanderer, durchmessen hat. Er will nicht daran gemahnt sein, daß er auch ihr etwas, ein mächtiger Faktor ihres geistigen Lebens geworden ist? Seine Sache. Aber einmal muß man ihm doch sagen dürfen, daß man ihm verbunden und seines Wertes bewußt ist? So sei's denn heute. Denn das ist der Segen eines solchen Tages: was sonst zudringlich erschiene, ist da gestattet.

Theodor Herzl

Man vergaß seiner nicht mehr leicht, war man ihm einmal irgendwo begegnet.

Exotisch-bedeutsam, etwa wie ein Scheik der Beduinen, erschien er von Anbeginn, als er mit aller Begabung jener Zeit in der Studentenschaft, ein Deutschnationaler im „Café Aula" seligen Angedenkens, ganz nahe der alten Universität, sich bewegte.

Es waren erregte Tage. Sie brachten uns Ereignisse, die die jungen Gemüter tüchtig erhitzten, und die leidenschaftlich erörtert wurden. Es war nicht leicht, sich bemerklich zu machen, Geltung zu gewinnen und zu behaupten. Theodor Herzl ist es geglückt. Denn damals schon machte er den Eindruck einer geschlossenen Persönlichkeit und eines Mannes.

Er war etwas über mittelgroß; schlank und kräftig gebaut. Ein sehr dunkler Teint, schwarzer, dichter und wohlgepflegter Bart, dann die Fülle schwarzen Haares. Merkwürdige, tiefbraune Augen, voll eines gewissen Hochmutes, voll bewußter Fragen, denen man den Blick hinter die Dinge und bis in ihr eigentliches Wesen zutraute. Eine gewisse Eleganz der Erscheinung war ihm Bedürfnis, wie eine gewisse Pose, die niemand an ihm bespöttelte. Denn sie gehörte zu ihm.

Es kannten ihn alle und hatten eine starke Meinung von ihm, ohne daß einer ihm eigentlich näher gestanden wäre. Er studierte fleißig und besaß ein tüchtiges und weitverzweigtes Wissen, eine große Belesenheit, einen bestimmten Geschmack. So war er zum Beispiel der erste, der eines Heinrich Leutholds Lyrik nach ihrer Bedeutsamkeit begriff und pries; oder von allen Novellen Theodor Storms stand ihm des Dichters „Ein grünes Blatt" am höchsten, seine kleinste, schlichteste Erzählung, die nach Innigkeit und Zartheit der Empfindung allerdings ganz unvergleichlich ist.

Er hat sehr ernst und sehr zielbewußt an sich gearbeitet. Seine Versuche verbarg er, so daß nichts Unfertiges von ihm zutage trat. So erregte denn schon sein erstes Feuilleton ein großes Aufsehen in jenen Kreisen. Es hieß „Café Birkenreis", wenn ich nicht irre, erschien es in der „Allgemeinen Zeitung" und hielt eine Café-Aula-Stimmung mit erstaunlicher Sicherheit, selbst mit einer gewissen Grausamkeit fest. Den Mann, der das geschrieben hatte, konnte man nicht mehr übersehen in einer Stadt, in der das Feuilleton immer geblüht und starke, ja stärkste Talente in seinen Dienst gezogen hatte. So übernahm er denn bald hernach das Feuilleton desselben Blattes, bei dem er debutiert. Dann ging er für die „Neue Freie Presse" nach Paris; als ihr Redakteur, ist er nun wenig über vierundvierzig Jahre alt, vor der Zeit gestorben.

Was er in Paris vollbracht, ist zum Teil in seinem Buche „Aus dem Palais Bourbon" niedergelegt. Er kam in eine bewegte Zeit, voll stürmischer und trauriger Gärungen. Das Ende Grévys hat er mitgesehen, den

Versuch des unseligen Wilson, wieder einen Platz in der Kammer zu gewinnen. Das Feuilleton, das ihn, den weiland Schwiegersohn, den Schwiegersohn der Republik, als eine arme, vom Regen durchnäßte Fledermaus symbolisiert, die sich fürchtet, vom trockenen Plätzchen, das sie kaum mühsam gewonnen, wieder hinweggescheucht zu werden, ist ein Meisterstück harter, wahrhaftiger und dennoch erbarmender Psychologie. Mitten im Gottesgarten Frankreichs sah er sich plötzlich den Höllensumpf Panama auftun, drohend, die ganze dritte Republik zu verschlingen. Seine Berichte aus jener Zeit veralten nicht; und wer die Begebenheiten jener Tage studieren will, kann nicht ohne sie sein. Sie sind von einer wunderbaren Klarheit und Anschaulichkeit und durch die vollendete Form allein der Vergänglichkeit entrückt. Die in ihrem Innersten aufgewühlte Weltstadt selber aber läßt er zu Worte kommen: zwei Camelots, Chorus und öffentliche Meinung, gröhlen auf den Boulevards ihr Hohnlied: „Hei, dem Wirbel der Millionen, sind verdammt wir beizuwohnen.“ Den sicheren Takt, mit dem strenger Bericht, Raisonnement, Feuilleton in der lebendigsten Weise abwechselten, ganz besonders aber das Feuilleton von den beiden Straßensängern habe ich immer als einfach genial empfunden.

Es hat sich auch in diesem Fall wie immer herausgestellt: für den Alltag und seine Bedürfnisse genügt der Berichterstatter, der sein Handwerk gelernt hat, sich Verbindungen zu schaffen und sie zu nutzen weiß, der zuverlässig ist und Takt hat. Uebrigens schon eine ganz hübsche Liste wichtiger Eigenschaften und Gaben, die der moderne Journalismus als selbstverständlich bei denen

voraussetzt, die ihm in wichtigen Dingen dienen wollen. Für größere Aufgaben aber reicht das lange nicht. Da muß das Auge sicher und bestimmt Wesentliches und Unwesentliches scheiden; Symptome deuten, die gröberen Sinnen belanglos erscheinen; Zusammenhänge erkennen. Historischer Sinn für das Dauernde, dichterisches Verständnis für das unfaßbar Entscheidende tun alsdann not.

Herzls eigenste Begabung aber war feuilletonistisch. Er hat sehr jung noch, allerdings gemeinsam mit Hugo Wittmann einen sehr hübschen und nachhaltigen Burgtheatererfolg durch die „Wilddiebe" gewonnen. Er blieb ziemlich isoliert. Er hat sich mit „Solon in Lydien" auf das Gebiet des Gedanken- und Lehrdramas gewagt, mit dem „Neuen Ghetto" die Judenfrage auf die Bühne gebracht. Hier aber widerfuhren ihm leicht Geschmacklosigkeiten, ja Kraßheiten, die eben ihm sonst ganz ferne lagen. Ein innerlich feiner, kluger, etwas spöttischer Mensch, zum Zweifel geneigt, der handfest zugreifen und statt der gewohnten Arbeit Zimmermannswerk tun will. Der packt gern etwas gar zu derb an, damit er seine Kraft erweise, unterschätzt in seiner nur zu begründeten Mißachtung das Publikum zu sehr, sodaß er selber Schaden dabei nimmt.

Es ist überhaupt eines zu bemerken. Beim Feuilletonisten gewöhnlichen Stils und Wuchses hat man vor seinen Arbeiten das Gefühl, man sehe Seifenblasen machen. Das ist ganz hübsch und ergötzlich, hat man aber das Blatt hinter sich, alsdann ist man endgültig damit fertig. Andere tun Glasbläserwerk. Gleiche Technik, aber in einem viel kostbareren und schwieriger zu be-

handelnden Material, das nur zerbrechlich, aber keineswegs an sich vergänglich ist. Man genießt sie mit einem leisen Bedauern, daß ihnen nicht Dauer vergönnt sein soll. Feiner Betrachtungen die Fülle; bei Hugo Wittmann, dessen man hier immer zuerst denken muß, eine große und ehrliche Wärme des Herzens, eine persönliche, suggestive Note, die für den Augenblick mindestens völlig gefangen nimmt. Nur liebt Herzl das Spiel mit weiteren Perspektiven; er ist grüblerischer, mehr zur Verneinung geneigt; ein schlimmer Zweifler, der sich an die Kindesseele klammert, damit er nicht ganz ohne Halt sei auf dieser Erde. Ein dünnes Fädchen: wer aber ein Kind sein nennt, nichts verbindet so mit der Welt, wie dieser letzte unzerbrechliche Ring, den der schlaue Kerkermeister Leben der Kette einfügt, damit die ihm Verfallenen ans Sein gefesselt sind, sie verlängernd um ein Endchen und unzerbrechlich machend, wenn er besorgt, man könnt' sich gewaltsam vor ihm flüchten wollen. Unter Herzls Kinderfeuilletons sind lückenlose Meisterstücke der liebevollsten Beobachtung und Erzählungskunst.

Er war ein feiner Stilist. Er vermochte ironische Lichter. Immer war in seiner Sprache Anmut, Glanz und Fülle. Man hatte immer das behagliche Gefühl, jemanden schaffen zu sehen, der seiner Kunstmittel vollkommen sicher ist und sie mit jener spielenden Leichtigkeit gebraucht, die so mühelos erscheint und dennoch ganz eigene Anlagen und das ernsteste Wollen bei ihrer Entwicklung voraussetzt. Es sind lyrische Partien von höchster Schönheit in seinen Feuilletons; die Poesie der wenigen Natur, die sich in der Stadt erhalten hat, etwa

des Schwarzenberggartens, der Schülerliebe, die von nahen und drängenderen Prüfungsschmerzen überschattet wird, drückt er rein und dichterisch aus. Er liebt bizarre Ausgangspunkte; was aber aus ihnen fließt, ist mit einer strengen Logik und mit wahrem, reichem Geist entwickelt und durchgeführt. Er steht geistig frei und hoch genug, sich dahin stellen zu dürfen, wohin es ihm beliebt: und mißfällt uns die Sache, die er verficht — man vergißt nur zu gern, daß es eine reine und durchaus ästhetische Freude ist, einen Meister in Schirm und Hieb gleich ihm die Klinge führen zu sehen. Er wird niemals leer oder platt; es ist ein Glitzern und Flirren über seiner Sprache, das manchmal nicht ohne Absicht blendet; aber eine Trivialität ist ihm niemals widerfahren, und trotz der Hast, mit der auch er oftmals arbeiten mußte, niemals eine Sprachwidrigkeit. Er hatte sich an französischen Mustern gebildet, wie alle großen Feuilletonisten vor ihm und wie jeder nach ihm zur gleichen Schule wird gehen müssen, der gleiche Pfade wandeln will. Aus gutem Recht war er höchst persönlich. Ein Gallizismus aber ist bei ihm nicht einmal in der Geschmacksrichtung nachzuweisen, und über die ihm gemäße Kunstform hat er vollkommen souverän geboten.

Er war wohlwollend und fördersam, bei aller Kühle eines Menschen, in dem die Erwägung herrschte und ein immer reger Verstand Wache hielt. Ein starker und opferwilliger Idealismus lebte in ihm, und er hat, neben der harten Arbeit des Berufes, Jahre seines Lebens mit zäher Rastlosigkeit an eine große und merkwürdige Aufgabe gewendet. Der kaum jemals am eigenen Leibe

den Jammer seines Volkes erfahren, fühlte sich davon in tiefster Seele bewegt. Wie er äußerlich den adeligen semitischen Typus darstellte, so hatte er innerlich die Fähigkeit unbedingter Hingabe an eine Idee, die oft genug schon im Judentum aufflammte. Sein Büchlein „Der Judenstaat" hat großes Aufsehen erregt: eine Bewegung ist daran aufgeglommen, die nach Ausdehnung und Heftigkeit vielleicht seit den Tagen des Sabbatai Zewy im Judentum ohnegleichen ist. Verbände sind geschaffen worden und umspannen die ganze Welt; Kongresse wurden einberufen und tagten unter seinem Vorsitz, an denen Delegierte aus aller Herren Länder teilnahmen, wo zum Ewig-Einzigen gebetet wird. Es muß manchmal, ganz besonders in den Anfängen, eine ähnliche Stimmung gewaltet haben, wie auf dem Konzil von Clermont, da eine Idee die Anwesenden ergriff und mit religiösen Ekstasen füllte. Nur treten die Ideen heute nicht mehr so elementar in Wirksamkeit wie einstmals. Immerhin hat sich Erstaunliches begeben: Männer, die man innerlich längst dem Abendland völlig zugewendet glaubte, fühlten sich erfaßt und mitgerissen von der Gewalt des Stromes, der sich wiederum nach Osten kehren wollte. Aus den Beiträgen der Armen und Aermsten sind große Summen für alle möglichen Zwecke gesammelt worden, deren Teilhaber wiederum zum größten Teil die Mühseligen und Bedürftigen waren. Spott und Verdächtigung waren anfangs jedem Schritt Dr. Herzls und der Seinen gefolgt; sie haben ihn nicht beirrt, noch verstummen gemacht. Es war ein merkwürdiges Schauspiel, wie dieser Wiener Journalist ohne jede offizielle Stütze, nur getragen von dem

Vertrauen und der unerhörten Anbetung vieler Tausende mit Papst und Sultan und englischen Ministerien verhandelte; hier fast ein König, dort der getreue und gewissenhafte Mitarbeiter seines Blattes. Merkwürdig, sicherlich beispiellos und schon durch die hohe Ethik seiner Bemühungen und ihre Uneigennützigkeit hinausragend über das Werk Henry Mac Stanleys.

Der frühe Tod Herzls muß ein schwerer Schlag für den Zionismus sein. Der Führer ist verschwunden und nicht leicht zu ersetzen. Ohnedies hatte man sich nähere Ziele stecken müssen. Der Erwerb von Palästina war als für eine auch fernere Zukunft aussichtslos vertagt worden; gerade an der Möglichkeit eines Besitzes der heiligen Stätten, wohin so viele von ihnen wallfahren, um mindestens dort zu sterben, hatte sich die Phantasie der Volksgenossen aus dem Osten entzündet, und näheren Zielen brachten sie wenig Begeisterung entgegen. Es erhoben sich neue und bösartige Angriffe gegen ihn. Sie mögen den Mann, der in steter Selbstbeherrschung niemals, so sehr er einen guten Schwank liebte, seiner fast feierlichen Würde vor der Oeffentlichkeit vergaß, herzwund gemacht haben und mitschuldig an seinem vorzeitigen Ende gewesen sein. Es krachte wieder einmal bedenklich im zionistischen Bau, den Dr. Herzl und die Seinen mit soviel Kunst aufgeführt hatten. Aber immer, seit den Tagen Mosis, hat dies Volk gegen seine Leiter gemurrt; immer sind seine Führer hingegangen, ehe sie das Land der Sehnsucht betreten konnten.

An der Zukunft des Zionismus muß man darum nicht verzweifeln. Gerade in der Beschränkung, in der er nunmehr besteht, liegt eine große Bürgschaft seiner

Entwicklung und seines Gedeihens. Was die Millionen des Baron Hirsch nur mit sehr fraglichem Erfolg eingeleitet, das soll nun durch eigene Kraft und Anstrengung zu besserem Ende geführt werden: die Evakuierung des europäischen Ostens. Millionen leben da zum allergrößten Teil im bittersten Elend, eingepfercht in ein riesenhaftes Ghetto, und nicht einmal innerhalb der Umfriedung sicher vor jeder Gewalttat; unfähig, ihre geistigen Fähigkeiten zu entwickeln, immer wieder auf den Talmud und seine spitzfindige Erforschung hingedrängt. Ihnen muß irgendwo ein Raum geschaffen werden, wo sie seßhaft werden, ihren Gesetzen leben und zeigen können, was sie unter günstigeren Verhältnissen vermöchten, als sie ihnen schon so lange verhängt sind; damit ihre stets erneuten Wanderungen und Austreibungen nicht immer wieder den Unwillen breiter Volksmassen gegen ihre Brüder wachrufen, die im Westen heimisch geworden und zu einer höheren und freieren Gesittung gediehen sind. Noch ist diese Notwendigkeit den Mächtigen und Reichen nicht genügend klar geworden; wer soll sie ihnen ins Bewußtsein rufen, wenn Theodor Herzls Mund verstummt ist? Allerdings, im alten Testament erstand immer im Augenblick der höchsten Gefahr dem Volk Gottes ein neuer Herzog. Wer wird sich nun erheben, die zerstreuten Stämme Israels zu sichten und ihnen den Weg zur Freiheit und ins gelobte Land zu weisen? Denn wahrhaftig, alles ist besser, als die Verhältnisse in den unermeßlichen Gebieten des europäischen Ostens.

Immer hat der Wiener Journalismus große Begabungen an sich gezogen. Nicht an Könnern, nicht an

Männern von schöner Gesinnungstüchtigkeit hat es ihm jemals gefehlt, so arge Schatten sich daneben zeigten. Nach Reichtum und Fülle der Gaben muß Herzl an den Allerbesten gemessen werden, die hier jemals gewirkt haben, und wird mit den besten Ehren bestehen; die Größe seines Wollens aber hebt ihn weit über die meisten und macht ihn zu einer kulturhistorisch wichtigen Erscheinung: Weltkind und Prophet, Plauderer und Verkünder neuer Heilslehren in einer Person, und eines wie das andere aus innerlicher Notwendigkeit. Wie kam sein Tag von Damaskus, und hat die eine Seite seines Wesens so wundersam gewandelt, die andere unberührt gelassen? Man steht vor Rätseln und ehrlich ergriffen an seinem frühen Grabe.

Lenbach

So lang tönte sein Name, so allgemein war seine Geltung und blieb unangefochten selbst in einer Zeit großer Umwälzungen, ja leidenschaftlicher Ueberprüfung aller Kunstbegriffe, daß man verwundert vernehmen wird, Lenbach habe die Siebzig noch nicht erreicht gehabt, als er starb.

Mit Ereignissen war er verwachsen, deren Spur aus der Geschichte nimmer verschwinden wird. Als Zeuge und Schilderer einer großen Periode voll von Kämpfen, Vorbereitungen, Neubildungen stand er vor uns. So war er bei lebendigem Leib eine historische Persönlichkeit geworden, die erst begriffen sein will, ehe sich die Kritik an sie wagt, der dadurch von vornherein jeder Stachel genommen wird.

Etwas von dem Glanze, dem heroischen Licht der Ewigkeit, das über seinen großen Modellen schimmerte, war auf ihn übergeflossen. So erinnerte er in seiner ganzen Existenz an die Meister aus den Zeiten der Wiedergeburt, die als Gleiche mit den Mächtigsten dieser Erde verkehren, die bestimmen durften, wem sie ihre Kunst widmen wollten. Er war eine adlige Erscheinung in einer Zeit, die in jeder Hinsicht nach dem Bürgerlichen, neuerdings wohl gar noch eine Stufe tiefer, drängte.

Seine Anfänge fallen mit denen der Galerie Schack so ziemlich zusammen. Dieses Talent hatte der Graf, der sonst mit dem Anteil des Liebhabers gern überschätzte, was er sein eigen nennen konnte, der, subjektiv mit vollem Recht, wenn es sonst nur seinem Geschmack zusagte, Vortreffliches und Mittelmäßiges mit gleicher Neigung hegte, richtig ausgewittert. Er hat für Lenbach viel, wohl das Entscheidende getan. Er bot ihm die Möglichkeit, auf dem Umweg über die alten Meister sich selber und sein Können zu finden.

Anders wär' es dem Kind ganz armer Leute kaum oder nur mit Opfern und Selbstentäußerungen möglich geworden, zu den Quellen und Vorbildern aller Kunst vorzudringen. So traten die Italiener, so die Spanier, deren ganz eigentümliche, oftmals bis zum Dämonischen gesteigerte Großheit wir nun erst ganz nach Würden zu begreifen beginnen, früh in seinen Gesichtskreis. Nach allen ihren Eigenschaften, nach ihrer Technik mußt' er sie ergründen. Eine gefährliche, wie eine gründliche Art zu lernen: es ist der stärkste Beweis der ursprünglichen Veranlagung Lenbachs, daß er sie heil überstanden hat, daß er sich nicht an jene Größten verloren hat.

Durchwandert man heute die Galerie Schack, dann geschieht es mit wunderlich gemischten Gefühlen. Man ergötzt sich an Spitzweg und seinen liebenswürdigen Philistereien mit dem behaglichen Gefühl einer halbhumoristischen Ueberlegenheit. Man erfreut sich der reizenden Einfälle Moritz von Schwinds und bedauert nur die Art ihrer Ausführung. Denn dieser leichtbewegliche Geist, dem das hingehauchte Aquarell so gemäß

war, zappelt sich in der zähen Oelfarbe recht hilflos zu Tode. Immer wieder empfindet man die Größe des Wollens und den hohenpriesterlichen Ernst Anselm Feuerbachs, ohne warm oder seiner froh werden zu können. Böcklin kündigt sich machtvoll, noch zum Teil ein Suchender und doch in seinem geheimnisvollen Naturgefühl schon unvergeßlich an. Und Lenbachs Kopien, in ihrem vollen Wert unterstrichen durch das, was neben ihnen mit dem Wunsch nach gleicher Geltung hängt, regen ganz gewaltig auf.

Da ist Tizians Karl V. am Morgen der Mühldorfer Schlacht. Dieser Habsburger, der sich so spät entwickelte, um eine kurze Zeit die erstaunlichsten Geistesgaben zu offenbaren, die ein früher Verfall dann wieder lähmte, in dem das unselige Erbteil der wahnsinnigen Johanna so heftig geisterte, war bei aller Verschlagenheit denn doch ein ritterlicher Hitzkopf, allen Ernstes geneigt, die ewigen Zwistigkeiten mit seinem Widersacher Franz I. von Frankreich Mann gegen Mann auszutragen. Wie eine Wetterwolke, die anstürmen will, ganz Entschluß und Gewalt, sitzt er auf seinem mächtigen Streitroß; wie der Blitz zuckt der eingelegte Speer vor. Oder der schreckliche Philipp IV. des Velasquez. Er ist auf dem Anstand, die Büchse, die noch vielleicht in der Armeria Real in Madrid hängt, im Arm, neben ihm der getigerte Hund. Wer dürfte sonst noch in dieser Nähe weilen, um die es so schneidend von Cäsarenwahn und Menschenverachtung pfeift? Sie bricht aus den schmalen, geschlitzten, böse lauernden Augen; liegt über dem anämischen Gesicht. Da ist ein Gottesgnadentum, seiner selbst und der An-

betung einer sklavisch verdumpften Welt so sicher, daß es schon auf Pose und Gebärde verzichten kann. Mit einem Schlag geht uns hier die ganze Wucht des „Malers der Könige und Königs der Maler" auf. Höhepunkt und herandämmernder Ausgang der spanischen Habsburger hängen hier unmittelbar und nicht mehr aus dem Gedächtnis zu tilgen nebeneinander; gebildet zu unvergänglicher Erinnerung von zwei der Größten aller Zeiten, nachgeschaffen von einem, der so tief in ihren Geist und in alle ihre Ausdrucksmittel gedrungen war, als dies überhaupt möglich ist.

Lenbachs selbständige Bilder in der gleichen Galerie schmecken alsdann freilich empfindlich leer. Da ist ein spanischer Hirtenjunge; sehr viel Helle und Sonne in der Landschaft, sehr tüchtig in allem, nur eben schal, um nicht zu sagen belanglos nach dieser Bedeutsamkeit. Und so ist es ihm eigentlich immer ergangen, wenn er sich an Eigenes, an Selbstgewähltes heranmachte. Hier schon könnte man mit aller Bestimmtheit sagen, wohin ihn seine Entwicklung nach seinen Gaben führen mußte. Er hat sich alle Techniken in einer Weise zu eigen machen müssen, sie nachersonnen, wie keiner der Mitlebenden, um im gegebenen Augenblick nach freier Wahl und je nach den Bedürfnissen des Objektes darüber gebieten zu können. Die Größe der Vergangenheit hatte er sich erworben, um die Gegenwart, die ihre bedeutsamsten Aufgaben ihm vorbehalten, ins Ewige, Unvergängliche hinaufrücken zu können. Er wäre anders vielleicht ein Genre- oder — Gott behüte! — vielleicht gar ein Historienmaler geworden, wie wir deren genug, ja, wohl bis zum Uebermaße besitzen. So

ward er Lenbach, der Historiker, der mit tiefen und erkennenden Augen in die Welt sieht, Zusammenhänge begreift und in einem Einzelnen das Allgemeingültige herauswittert und darzustellen vermag.

Ohne rechten Grund, ohne das mindeste von seinem Leben und seinem Lernen zu wissen, hat man bei ihm immer eine große Bildung vermutet. Nicht nur in den Dingen seines Faches: da weiß so ziemlich jeder Maler tüchtig Bescheid, und er mußte schon als Kopist, der es ernsthaft nahm und ins Tiefe ging, zu erstaunlichen Einsichten und Kenntnissen gelangt sein; nicht nur, was die Formen dieser Welt betrifft, ohne deren sichere Bemeisterung sich niemand in jenen Kreisen wird behaupten können, in denen Lenbach, ohne daß man ihn jemals höfischer Kriecherei beschuldigte, sich so lang und fast mit dem Recht des Ebenbürtigen bewegte. Man dachte bei ihm eben immer in mancher Hinsicht an die Meister der Renaissance, die auch in gar vielen Sätteln gerecht waren neben ihrer Kunst; oder an den auch in diplomatischen Sendungen ganz gut bewährten Rubens; oder an Van Dyck, der ihm wohl am vorbildlichsten war, der sich am liederlichen und lebenstollen Hof Karls I. als ein gleicher unter den hoffärtigen Kavalieren zu bewegen verstand. Mannigfaltige Interessen, Fülle, ja Prunk der Lebensführung, die sie immer vor Augen hatten, sowie sie nur in die Paläste ihrer Modelle traten, waren ihnen innerliches Bedürfnis. Ganz so meinte man es mit Lenbach bestellt.

Er ist, so sicher er seiner Sache war und so rasch es ihm manchmal von der Hand gehen mochte, niemals ein flinker Arbeiter gewesen. Mit einem großen Ernst,

einem frühen Gefühl der Verantwortlichkeit trat er an seine Aufgaben heran. Den gesammelten Ausdruck, das eigentlichste Wesen eines Menschen hat doch der Porträtist zu sammeln, zu erfassen und wiederzugeben. Das offenbart sich nicht auf den ersten Blick, ist nicht mit dem ersten, glücklichen Hieb bloßgelegt. Das erfordert Verständnis, Studium, Liebe. Und so versah er sich denn gern mit allen Behelfen, die zu erschwingen waren, ehe er an sein Werk ging. Alle Bildnisse des Modells mußten heran und wurden verglichen und um ihre Bedeutsamkeit befragt; er verstand den Wert der Photographie, als es noch Künstlermode war, ihr gegenüber Verachtung zu heucheln. Auf die Karikatur ward Gewicht gelegt; begreiflich genug, denn eben sie muß auf das Bezeichnende drängen und deckt also oftmals höchst charakteristische Züge auf, die sonst im Gesamteindruck verschwinden und übersehen bleiben.

Innerhalb seines Faches gab es aber für Lenbach keine Beschränkung. Natürlich kommen uns zunächst seine Männerbildnisse zu Sinn: aber ihm lag alles, was etwas war oder vorstellte. Er hat repräsentative Frauen, die sich ihrer Stellung in der Welt oder ihres Reichtums bewußt waren, ganz stattlich und eindringlich darzustellen gewußt. Aber hier in Wien ist das Bild eines feinen und anmutigen Mädchens, das einmal des Meisters Anteil allerdings in ungemeinem Maße erweckt haben soll, höchst schlicht und liebenswürdig, mit der gewissen Wehrlosigkeit der vom Schicksal gehegten Frauen. Oder man erinnere sich eines seiner bekanntesten Blätter, das durch die Münchener „Jugend“ sehr verbreitet ward: die ganze Süße und

Frische eines heranknospenden Geschöpfchens, das seinem Herzen allerdings zunächst stand, seines Töchterchens Marion, seiner Spätfreude, ist da eingefangen. Exotische Schönheiten reizen ihn, der nach Spanien gemeinsam mit Hans Makart auch noch den Orient gesehen und von da immer gesteigerte Begriffe von Farbigkeit mitgebracht hatte. Noch in seine letzten Lebensjahre fällt der nicht ganz erquickliche Handel mit der Saharet, die seine künstlerische Freude an ihrer Lebendigkeit und Beweglichkeit in unsäuberlicher Weise zu privater Reklame umgemünzt hatte.

Er liebte die dunkeln Hintergründe, von denen sich seine Köpfe leuchtend abhoben oder aus denen seine Gestalten dem Hellen entgegenzuschreiten scheinen; die warmen, kräftigen Farben, den durchgehenden Ton, der wirkt wie ein voller und eindringlich angeschlagener Akkord. Er vernachlässigt gern Einzelheiten, unter Umständen die Hände, auf deren Durchbildung die alten Meister so großes Gewicht legten, bis zum Unglaublichen, ja Unmöglichen, während er sie ein andermal mit aller gebührenden Aufmerksamkeit und Feinheit zu gestalten weiß. Er wünscht eben immer und durchaus die Aufmerksamkeit darauf zu vereinigen, was ihm, dem Künstler, wichtig und für die Persönlichkeit bezeichnend erscheint, um deren Wesen er sich eben bemüht: auf ein Auge voll matten und dennoch beherrschenden Glanzes, dem man jede Gabe die Seelen zu zwingen und jeden Tiefblick darein zutraut, auf eine gebietende Stirne, hinter der mächtige Gedanken hausen. Es ist seine Art: er ist immer monumental, und zwar fast immer ohne Pose.

Damit war er der Berufene für seine Zeit, der man dieses beinahe als Merkwort mitgeben möchte. Die an ihr und also auch an der Zukunft arbeiteten, vollbrachten Werke von weltgeschichtlicher Größe, immer aber ohne Gebärde, ohne Getue. Sie setzten sich nicht feierlich in Szene; gewiß, etwas zu sein und zu bedeuten, wollten sie nichts darstellen, und wuchsen eben darum, durch ihr bescheidenes Zurücktreten hinter ihr Schaffen, dem Volke ans Herz, um dessen Gunst sie eigentlich niemals geworben, vor dessen Groll keiner von ihnen jemals gewichen. Nirgends ist Pose: nicht bei Kaiser Wilhelm in seiner bürgerlichen Schlichtheit, hinter der soviel ehernes Pflichtbewußtsein und solche Treue denen gegenüber schlief, die er geprüft und vertrauenswert und tüchtig befunden hatte, der einen so unerschütterlichen Glauben an sich, an seines Hauses Sendung und Größe in sich trug, der schwerer ins Gewicht fiel und Höheres vermochte, als alle Werte eines denn doch nicht mehr ganz der Zeit gemäßen Gottesgnadentums; nicht ein Moltke, nicht ein Bismarck, der unter ihnen allen der Leidenschaftlichste war, im Zorn auflodern konnte wie ein Berserk, wenn ihm Unverstand oder allzu träges Begreifen seine kunstvoll ineinander gefügten Kreise zu stören schien, und der dennoch am liebenswertesten, ja größten war, die lange Pfeife zwischen den Zähnen, sinnreich, launig, niemals um einen Schwank oder um einen Einfall voll Sinn und Geist verlegen, voll kluger und überlegener Betrachtung dieser Welt und ihrer Händel, um deren Lenkung er so trefflich Bescheid wußte.

Dies alles hat er gemalt. In seiner Auffassung

und mit seinen Augen werden kommende Geschlechter diese Reichsschmiede und ihren Gegenpart sehen. Denn, wie nur ein ganz Großer, er vermag zu zwingen. Niemals, so oft er einzelne zu schildern hatte, hat er sich wiederholt, denn eine machtvolle Persönlichkeit erscheint immer wieder anders, offenbart, je nach der Stimmung, die sie beherrscht, immer neue Seiten. Es ist eine unendliche Mannigfaltigkeit in seinen Bismarckbildnissen; eine Fülle nicht nur des Modells, auch des Malers, der immer von frischem zu beobachten und dem ganzen Reichtum jener Natur gerecht zu werden verstand. An ihn hatte sich Lenbach fast verloren; immer wieder wandte er sich ihm zu. Gern versenkte er sich in die Züge Moltkes, in dieses klare, kahle Denkergesicht, voll einer unsäglichen Feinheit und Klugheit, das seine Geheimnisse nicht leicht und nicht jedem preisgab. Leo XIII., vor dessen Schlangenverstand Bismarck selber den höchsten Respekt hatte, ist ihm wiederholt gesessen. Da war nun etwas von einem ins Grandiose gesteigerten Schulmeister herauszuwittern und wiederzugeben, ohne daß die Würde einer bedeutsamen Persönlichkeit und eines Amtes darunter litt, dessen Verehrung für viele innerste Herzenssache ist. Hier ging es nicht ganz ohne Pose ab; ihrer kann unmöglich entraten, der die Erde segnen will in allen ihren Weiten.

Gelehrten ward ihr Recht. Dichter, ganz besonders der überaus feine und in jedem Sinn malerische Poetenkopf Paul Heyses wurden festgehalten. Es war fast zum Symbol geworden, daß man in dieser Welt etwas sei und bedeute, wenn man von Lenbach

gemalt worden war. So drängte man sich denn an ihn, und bei allem Fleiß vermocht' er kaum nachzukommen. Sein Ruf stand so fest, daß auch Mißratenes, wie das bei einem Charakteristiker niemals zu vermeiden sein wird, nicht störte, daß man ihm Flüchtigkeiten verzieh, die jedem anderen sehr übel vermerkt worden wären. In unerschöpflicher Fülle strömten ihm Gold und Ehren zu; er schöpfte gern daraus und ließ andere mitgenießen, weil diesem Künstler durch den Umgang mit den Reichsten eine großzügige Führung des Daseins Gewohnheit geworden war.

In eine große Zeit war er hineingestellt, und er ist ihr gerecht geworden. Die Aufgaben, die sich ihm darboten, verlangten einen geschulten, prüfenden Geist, denn sie waren mannigfaltig, begehrten also einen Reichtum an Ausdrucksmitteln, den er sich früh gesichert. Experimente waren unzulässig, Tasten und Suchen nicht gestattet, angesichts so hochgestellter und mit Arbeiten und Verpflichtungen aller Art überhäufter Persönlichkeiten, ihrer Ungeduld und oftmals wohl auch ihrer Launenhaftigkeit. Da galt es sacht erhöhen; dort mußte man froh sein, kam man dem Urbild nur nahe. Er hat oftmals die Vollendung erreicht; das Ewige im Vergänglichen der Menschenbildung erfaßt und gemeistert. Er wird kaum Tagebücher und Lebenserinnerungen aufgezeichnet haben, oder es ist wohl ihre Veröffentlichung nicht so bald zu erwarten. Man muß das bedauern, wiewohl es eben bei Malern selten ist, viel seltener als etwa bei Musikern, daß sie das Wort meistern. Denn vor ihm mag manche sonst ängstlich festgehaltene Maske gefallen sein; hinter andere wird er

mit seinem scharfen Künstlerauge einen guten Blick getan haben.

Ein jäher und merkwürdiger Aufstieg war dem Sohn des armen Maurermeisters vergönnt gewesen. Schilder und Fähnchen hat er malen müssen, kaum eine Möglichkeit zu höherer Ausbildung vor sich, um hernach Jahrzehnte auf den höchsten Höhen zu wandeln, unangefochten, beinahe mit dem Recht der Selbstverständlichkeit. Vielleicht starb er, dem es in all seinem Glück niemals an Heimsuchungen und Verstörungen gefehlt, eben, da es sich ihm für immer wölken wollte; vielleicht war es dieses Vorgefühl, das ihn, wie man erzählt, den Tod so schmerzlich und lang ersehnen ließ. Denn die Zeit war um, der er zugehört; die Gewaltigen alle, die sich ihn als Maler erlesen, deren Ruhm und Geltung den Wert seines Werkes erhöht hatten, waren vor ihm gegangen. Der über die vollen Garben geboten, mußte seit manchem leiden Jahr eine kümmerliche Nachlese halten, die seinem Ruhm eben keinen Zuwachs mehr brachte. Nun fände man sein Schaffen gern mindestens in den Hauptstücken vereinigt. Wie möchte es wirken, nun zum Teil doch schon jener Schauer verflogen ist, der vordem über das Dargestellte zum Betrachtenden floß? Die Schatten einer großen, verrauschten, aber immer noch wirksamen Zeit sähen wir gern durch den Letzten beschworen, der sie in voller Kraft, gewohnt zu beobachten und darin geübt, miterlebt hat. Wir grüßten jene Gestalten gern wieder, die man vielleicht hassen und heftig befehden mußte, die aber niemand gleichgültig lassen konnten. Es ist die breite Mittelmäßigkeit, die sich an ihrer Stelle allent-

halben behaglich eingerichtet hat. Wortfertig sind wir geworden, aber zu Taten erschrecklich unfähig: verarmt an Persönlichkeiten.

Eine Mahnung könnte davon ausgehen; freilich vielleicht eine tiefe Beschämung, die man sich gern spart. Denn was sich heute ähnlicher Aufgaben erfreut, das hält mit dem Maler des Reiches nicht künstlerisch, nicht sonst einen Vergleich aus; das strebt nach Korrektheit und nach jener Repräsentation, die immer wohlgefällig, nur, ach! so billig und so ledern ist. Franz von Lenbach hat seinen Tag erfüllt; er war licht und lang, war allen Menschen bedeutsam und wird noch in ferne Zeiten hinüberglänzen.

Rudolf Weyr

Er ist ein Wiener Kind. Ein Schottenfelder, das heißt, einem Bezirke entstammend, in dem das echteste Wienertum zu Hause war und ist.

Nun ist, nach einem feinen Wort von Wilhelm Goldbaum, die Wiener Renaissance das Barock. Und so hat es denn das Barock dem Urwiener Rudolf Weyr angetan.

Er ist nun ein Mann von sechsundfünfzig Jahren. Ueber mittelgroß, von ansehnlicher Körperkraft und trotz harter Jugend und schlimmer Erlebnisse von unbesieglicher Frische und Lebensfreudigkeit. Er liest gern und viel und mit Urteil. Ohne ein Redner zu sein, meistert er, innerlich bewegt und angeregt, das Wort in ungemeinem Maße.

Es ist etwas vom Naturburschen an ihm, auch in der Gewitztheit. Erstaunlich ist seine Arbeitskraft. Die Erfindung ist reich und fast mühelos; sein technisches Können groß und sicher. Woran andere Wochen, ja Monate wenden müssen, das mag ihm ein glücklicher Nachmittag bescheren. Ihm quillt es, in einer Zeit, in der auch die Besten und Tüchtigsten ängstlich suchen und immer wieder probieren.

Und niemals hat ihn diese glückliche Anlage zur

Leichtfertigkeit verführt. Unfertiges kommt nicht aus seinem Atelier, da unten tief im Prater, ganz nahe der Krieau mit ihren schönen alten Bäumen, auf denen die Krähen nisten, wo er, rastlos und nach Arbeit als seinem Jungbrunnen verlangend, fast den ganzen Tag am Werke ist. Er kennt keine Müdigkeit; es ist ihm eine Lust, immer Neues anzugehen. So hat er denn seine Sonderstellung und behauptet sie all die Jahre her, fast seitdem er mit dem Arrangement der unvergeßlichen „Jagdgruppe" in Makarts Festzuge zuerst populär wurde: hat seine künstlerische Note seit seinem „Bacchantenzug" in seiner kühnen und freien Bewegung, der das Burgtheater schmückt und leider so hoch angebracht ist, daß nicht einmal das Opernglas alle seine Fülle, all seine Anmut und Lebendigkeit offenbart.

Was die Künstlergenossenschaft an Ehren zu vergeben hat, ist ihm geworden. Er stand in schlimmen Zeiten an ihrer Spitze, bestrebt, zu leimen, soviel möglich war bei einer in sich zusammenbrechenden und an sich glaubenslosen Körperschaft. Er hat die Gabe, zu beschwichtigen und sich die Gemüter zu verbinden, in nicht gemeinem Grade. Die Sezession aber, die sonst mit manchen Größen in ein grimmiges Gericht ging, ließ ihn unangefochten. Denn sein Können erzwingt sich Achtung, auch beim Widerpart.

Er ist ein Grenzkünstler. Er steht dort am freiesten, wo sich Malerei und Plastik berühren, wie er sich denn immer noch gern in Farben versucht und mit ihnen ergötzt. Er liebt kühne Ueberschneidungen, eine mannigfaltige Bewegung; ohne spielerisch zu werden, wie

manche unter den Italienern einer knapp vergangenen Zeit, sucht er im Marmor die Wirkungen von Stoffen, etwa wehenden Schleiern, wiederzugeben. So lockt ihn denn zunächst das Relief und zieht ihn immer wieder an.

Es ist in diesem Sinne nichts Besseres zu denken, als seine Reliefs vom Grillparzer-Denkmal. Die Figur, die grämlich versonnen ins Grüne des Volksgartens blickt, ist von Kundmann. Immer ist bei den Reliefs mit glücklichem Instinkt der Höhepunkt des Dramas ergriffen. Das Vorschweben der Ahnfrau ist so meisterlich gegeben, wie Heros Jammer; Rustans Traum wird lebendig, und selbst — im „Ottokar" — das heftige Aufrollen einer Zeltwand, wenn die Halteschnur durchhauen ist. Da ist unbedingte, technische Sicherheit; eine erstaunliche Fähigkeit, nachzuempfinden und den „fruchtbaren Moment", der vorwärts deutet und nach rückwärts lenkt, herauszufinden.

Die ungemeine Schwierigkeit, in den Raum zu komponieren, besteht für ihn nicht. Jeder Zwickel ist ihm recht; ihm fällt schon etwas ein, was eben hier seine gute Wirkung tun wird, und jede leere Fläche beleidigt sein Künstlerauge und lockt ihn, sie mit Gestalten seiner Erfindung zu beleben. Er liebt dekorative Wirkungen, die man heute desto sicherer unterschätzt, je mehr das Raumgefühl und die Erkenntnis schwinden, wie innig von Anbeginn die Zusammenhänge zwischen Architektur und Plastik waren, wie vorsichtig sie gelockert wurden, und wie sich keine Kunst jemals ganz von den Bedingungen zu trennen vermag, die ihr Lebensrechte verliehen.

So grüßen denn vielerorten in dieser großen und sinnenfrohen Stadt Arbeiten seiner sicher greifenden und gelenken Hand und mahnen im Straßenlärm erfreulich an die Kunst und ihre Rechte. Ein verwegener Husar, oder, höchst anmutig und gefällig, inmitten des stärksten wienerischen Lebens die „Sage vom Stock im Eisen", dem bekannten, uralten Eisenband um einen ganz mit Nägeln gepanzerten Baumstumpf. Wen aber — es sind ihrer gar wenige, die dieser reizvolle und so ganz verödende Weg nach Wien bringt — die Donau hierher trägt, der sieht vor Nußdorf und seiner Schleusenwehr, die den Zugang zum Donaukanal hütet, seine mächtig aufgerichteten Löwen.

Es sind ihm auch Aufgaben der großen Kunst genugsam zugefallen, obzwar es ihm da lange eigen ging. Bei fast allen Wettbewerben hat er mitgetan; und mit einer verhängnisvollen Regelmäßigkeit fiel ihm jener zweite Platz zu, der wohl der verdrießlichste ist — so nahe dem Preis und der Ausführung und sich dennoch mit einer mageren Entschädigung begnügen müssen. Vor dem Prunktor zur neuen Burg steht sein Brunnen „Die Herrschaft zur See". Er ist für eine Nische wohl allzu lebendig, ja fast gewaltsam geraten, und das dürftige Brunnenbecken, in das ein dünnes Wasserstrählchen rieselt, ist gar zu klein. Aber das Gewühl anstürmender Gewalten ist ganz vortrefflich; und höchst bewundernswert ist die Gestalt des Poseidon — angejahrt, mit der Neigung zur Fülle und dennoch voll Stärke —, der da sein Haupt erstaunt und drohend aufreckt, welcher Tumult sich ohne seine Genehmigung erhoben habe.

Für den Stadtpark, der die Statuen unserer besten Maler der Vergangenheit beherbergt, hat er eben seinen „Canon" fertig gemacht, nach unendlichen Mühen; keine seiner Arbeiten hat ihn so lange beschäftigt, ist so oft gemodelt und zusammengerissen worden, als die des Antipoden Makarts, des Gedankenmalers, der rastlos und forschend der Vorzeit ihre Geheimnisse abfragen wollte und, selber ein Protest in Erscheinung und Tracht gegen unseren Alltag, durch die Straßen dieser Stadt schritt. Pose — aus innerlichstem Bedürfnis. Und so hat ihn Weyr erstehen lassen — mit dem wehenden Bart und den tiefen Augen des Propheten, dem offenen Rock, die Hosen in Röhrenstiefeln; einen Gurt um den Leib, die Rechte darin, die Linke in der Hosentasche; man meint, er müsse zu reden anheben, zornig und belehrend, gegen alles Unwesen und alle Flachheit, wie es Canon so gerne, so meisterlich und so aus innerer Ueberzeugung heraus getan.

In der Preisausschreibung um ein Brahms-Denkmal ist ihm der Sieg geworden. Daran wird nun gearbeitet, und ich glaube, wir kriegen etwas ganz Feines. Der Meister sitzt und sinnt. Aller Ausdruck ist eigentlich auf das Haupt konzentriert. Das ist nun wunderschön; geprägt von der Fülle der Gedanken und der Gesichte, die sich darin geregt haben: ganz kluge Milde. Viel Verträumtheit bis zum Weichen und dennoch ein bestimmter und entschiedener Wille. Auch hier gibt es viel zu schaffen; denn die Gestalt selbst ist für den Plastiker ebenso ungünstig, wie der Kopf lockend. Ueberhaupt hat Weyr, durch seine Uebung im Relief, Schwierigkeiten mit Ganzfiguren. Und da

ist denn nun der Ernst, mit dem er solche Aufgaben angeht und immer wieder ummodelt, höchst achtbar und ein Beweis, wie so gar nicht leicht begnügsam er ist. Es sind eben jeder, auch der glücklichsten Veranlagung Grenzen gesteckt. Sich in ihnen bescheiden, ist Sache der Kunsthandwerker, sie erweitern, die des Künstlers und zugleich einer unendlichen Mühsal.

Hohe Fürstlichkeiten des Barock, der Zeit, die bestrebt war, den Menschen zu stilisieren und prunkvoll zu erhöhen, hat er wiederholt glaubhaft gebildet: Ludwig XIV., der auf lange hinaus die Zeiten mit seiner feierlichen Persönlichkeit geprägt hat, Karl VI., den letzten Habsburger, zugleich den Letzten, der den Traum eines Weltreichs noch mit einigem Fug hegen durfte, den Schützer und Förderer der Künste, aus dessen Zeit die schönsten jener großzügigen und formenreichen Barockpaläste stammen, die immer noch die innere Stadt Wien schmückend kennzeichnen, der freilich, befangen im Prunk der spanischen Hofsitte, vergaß, für eine nahe Zukunft anders vorzusorgen als durch Pergamente — ein ungenügender Schutz gegen Fäuste, begierig, sich vom Erbe der Habsburger ihren Anteil loszureißen.

Zahlreiche Grabdenkmäler hat er geschaffen. Alle sind würdig und voll Ausdruck. Am populärsten ist wohl das für die Opfer der schrecklichsten Katastrophe, von der unsere Stadt heimgesucht ward: des Ringtheaterbrandes. Es ist beinahe bei ihm, als sei jeder Auftrag, jede Bestellung nur der Anstoß, der die in ihm schlummernde Fülle der Gestaltungen auslöst und zwingt, ins Leben zu treten, so rasch und so bereit-

willig stellt sich ihm das Erforderliche dar und so gern gerät ihm der erste Wurf am besten, so daß alle Aenderungen vielleicht die Standfestigkeit seiner Figuren, nicht ihren Ausdruck erhöhen können.

Vielleicht die schönste seiner Arbeiten, sicherlich die reinste und innigste, hat er eben begonnen. Sie ist nicht für den lauten Markt bestimmt, nicht ersonnen, ihm anderen Gewinnst zu bringen, als der aus der Erfüllung einer Herzenspflicht fließt. Und man sieht wieder einmal: der beste Auftraggeber eines Künstlers wäre er selber. Vor nunmehr sieben Monaten ist ihm seine Frau gestorben, eine hochbegabte Person; sicher mit der Feder, anmutig im Wort; von einer weit gesteckten, fast männlichen Bildung; ehrgeizig und über den Journalismus hinaus, in dem sie vollkommen sicher und gewandt war, höheren Aufgaben rastlos zugewendet. Ihr stiftet er dies Mal: ausruhend, ein Buch in der Hand, wie sie es gern auf ihren Spaziergängen mit sich trug. Vortrefflich ist die Behandlung des Kleides, dieser mannigfachen und launischen Umhüllungen der modernen und nervösen Frau, voll Ausdruck von den zierlichen Halbschühlein aufwärts. Ganz glänzend aber ist der Kopf; eine niedrige Stirn, umwirbelt von der Fülle des eigenwillig herandrängenden, schwärzesten Haares, schwarze, sehr nachdenkliche Augen, eine starke Nase und sehr sanfte, leicht angedrückte Linien um den Mund. Man vermißt die Farbe nicht, die sonst eben bei Frauenköpfen so viel ausmacht. Eine reiche Seele scheint eingefangen, die uns für immer entfloh.

Für Rudolf Weyr ist bei allem Realismus, den er

an den Ausdruck seiner Figuren wendet, bei all seiner Lebendigkeit der Stil ein inneres Bedürfnis. Und zwar der Stil, der hier heimisch ist und den großen Meistern des Barock Pflege und Entwicklung dankt. Er bewahrt ihn vor Manier und Manierlichkeiten; er gibt ihm Geschlossenheit bei aller Freude an der Fülle und bei seinem fast übergroßen Reichtum an Erfindung; er macht ihn zum wienerischesten im guten Sinne unter unseren Plastikern.

Es ist nie und nirgends Unreife bei ihm. Er erkennt, was er vermag und wie es ihm und seinen Mitteln des Ausdruckes zugänglich ist. Ernsthaft und seiner selbst und seiner Gabe gewiß, immer gefällig, ohne Spielerisches zu wirken, geht er seine Arbeiten an. Er hat wirkliche Grazie der Linienführung und kann sich bis zum Bedeutsamen erhöhen.

So wirkt er denn immer erfreulich, doppelt in einer Zeit, da tastende Versuche lauten Anspruch erheben, vor sicherem Können zu gelten; da wir mit Verheißungen überfüttert werden, um an Erfüllungen desto schmerzlicher zu darben. Er ist tüchtig, klar und zielbewußt, ohne jemals ins Nüchterne oder gar Platte zu fallen.

Ein durchaus gesunder Mensch, ohne Nervosität und sprunghafte Laune; Freund der Natur und fähig, sich in sie zu versenken, ohne Sentimentalität; gewandter und unermüdlicher Radfahrer, der ein gut Stück der Welt durchmessen und sie mit klugen und eigenen Augen angesehen hat; jedem guten Schwank geneigt und voll von Humor; laut aus dem Gefühl einer kraftvollen Natur; ein herzhafter Lacher, der dennoch

das Leben ernsthaft angeht und klug zu traktieren weiß. Aus seinen Niederungen aufgestiegen durch eigene Kraft zu allen Ehren und Auszeichnungen, die bei uns zulande einem Künstler zugänglich sind, ohne jemals Aufhebens davon gemacht zu haben. Völlig unverbraucht ist er, und ihm kann die stockende, die mühselige Zeit, da sich die Erfindung weigert, allem Ermessen nach nicht leicht kommen. Nur eines ist an ihm verwunderlich — daß nicht er, gerade er den Vorstoß nach der farbigen Belebung der Bildnerkunst unternommen hat, um den man sich eine Zeit so sehr bemühte, freilich, mit Ausnahme genialischer Werke Max Klingers, ohne eigentlichen, mindestens ohne jenen nachwirkenden Erfolg, auf den es bei solchen Versuchen allein ankommt. Hielt ihn ein gesunder Instinkt ab, stärkere farbige Wirkungen zu erstreben, als die sich natürlich aus dem Gegensatz von Bronze etwa und den verschiedenen Tönungen des Gesteins ergeben? Ich weiß es nicht; ich weiß nur — so wie er als Mensch ist, muß man Rudolf Weyr lieb haben; wie er als Künstler erscheint, darf man ihn mit Neigung und hoher Achtung betrachten.

Edmund Hellmer

Innerhalb einer kurzen Zeit hat sich Edmund Hellmer seine ganz eigene Stellung im Wiener und deutschen Kunstleben geschaffen.

Man wußte eigentlich nichts von ihm, als daß er ein sehr fleißiger und ernsthafter Arbeiter sei. Im Herzensgrunde hielt man ihn beinahe für einen Akademiker. Das ist bei uns nicht eben ein Lob.

Nun wurde sein zum Gedächtnis an die Türkennot errichtetes Denkmal im ehrwürdigen St. Stephan enthüllt. Man erkannte auf den ersten Blick, was ein hoher Kunst-Hofkriegsrat, genannt Kommission, befohlen und was der Künstler gewollt hatte. Und über seine Intentionen konnte man sich nur freuen. Es wurde der Brunnen an der Hofburg enthüllt; kein Meisterstück, aber für die Entwicklung des Künstlers höchst wichtig. Es kam sein reizender Schindler im Wiener Stadtpark, sein feierlicher Goethe an der Wiener Ringstraße, eigentlich nur durch Straßenbreite von Schiller geschieden. Endlich das Kaiserin-Elisabeth-Denkmal in Salzburg. Seither war man längst zur Einsicht gelangt: der Mann wirkt wohl an der Akademie, der man eben bei uns gar nicht Schlechtes genug

nachsagen kann, aber ein Akademiker ist er nicht. Im Gegenteil!

Es gibt Menschen, die große Kunstströmungen in sich hineinahnen. Sie scheinen also außerhalb ihrer Zeit zu stehen, bis sich die Bestrebungen durchsetzen, die sie vorher gefühlt haben. Im selben Augenblick haben sie ihre Geltung. Sie können das, wonach man eben, und zwar aus einem Gefühl der Notwendigkeit, verlangt. Zu diesen Menschen möcht' ich Edmund Hellmer stellen. Er gehört allerdings zu den Gründern der Wiener Sezession. Ob ihn aber heute noch etwas mit seinen Genossen bei jener Gründung innerlich vereint, ich weiß es nicht. Gewiß ist: er nimmt an ihrem Können keinen Teil, er hat sich ganz in sein Atelier tief unten im Prater und auf seine Lehrtätigkeit zurückgezogen.

Es ist ein hübsches Arbeiten in diesen Prateratéliers. Zwei mächtige Pavillons, denen man es dennoch nicht ansieht, wie umfänglich und jedem Zweck angemessen die Räume in ihnen sind. Zwischen beiden eine wilde Wiese. Schöne Roßkastanien und alte Ulmen und Ahorne an ihrem Rand, in ihrer Mitte die Schale eines Brunnens, grün überwachsen, denn der Strahl sprudelt längst nicht mehr, der einmal im Jahre der Weltausstellung und des Kraches, jener wirtschaftlichen Katastrophe, die Wien bis heute noch nicht ganz verwunden hat, leuchtend zur Höhe gestiegen ist. Verschlungene und schattige Wege führen hierher. Die Krieau mit ihren herrlichen Bäumen grenzt an. Die Sonne legt sich auf die weiße Trabrennbahn, man hört den Hufschlag der flinken Pferde, und die Kup-

pel der Rotunde baut sich mächtig in all ihrer Häßlichkeit höchst charakteristisch auf. Die Weltstadt schweigt hier. Spatzen piepen, Amseln pfeifen und Krähen rauschen mit schwerem Flügelschlag vorbei.

Eine ganze Kolonie von Bildhauern hat sich hier niedergelassen. Man sieht Brücken, auf denen gewaltige Steinblöcke lagern, hört das Pinken der Meißel. Sonst ist wenig Verkehr zwischen den einzelnen Ateliers, als könnten ihre Inhaber anders nicht so gute Nachbarschaft halten. Die Gebäude sind Eigentum des Hofes, und man entrichtet eine lächerlich geringe Miete, eigentlich nur einen Anerkennungszins dafür, der knapp hinreichen mag, die Kosten der Erhaltung zu decken. Aber man muß auch stets bereit sein, sie zu räumen. So mußte Hellmer einem Erzherzog Platz machen, den es einmal gelüstet, sich künstlerisch zu versuchen. Drum wendet keiner wesentliche Kosten an die Ausgestaltung. Man wird nirgends den Atelierluxus gewahr, den Hans Makart in so grandioser Weise, mit einem so unerhörten Geschmack und solchem Jubel der Farben entwickelt hat. Man arbeitet hier ernsthaft und mit Erfolg, die Erquickung ist ein Blick oder der Gang ins Grüne. Und die Bäume des Praters, in denen leider nun so arg geholzt wird, haben eine höchst eigene Weise. Es singt in ihnen von jener Lebenslust, die sich unter ihren Kronen so oft übermütig und jauchzend, ja bacchantisch betätigt hat. Wie ein Straußischer Walzer, oder plastisch: wie Rudolf Weyrs Fries am Hofburgtheater, der leider so hoch angebracht ist, daß nicht einmal ein Opernglas all seine Lebensfülle und Anmut offenbart.

Edmund Hellmer ist ein Wiener Kind. Er stammt aus einer Zeit, die für seine Kunst zwiespältig war. Die großen Monumentalbauten, die Kleinodien am Gürtel, der die innere Stadt umschließt, an der Ringstraße, waren in der Ausführung begriffen.

Es war gewiß, daß der Plastiker reichlich zu tun bekommen würde. Denn der vornehmste, der einzig gemäße äußere Schmuck eines würdigen Gebäudes ist immer und ausschließlich das Werk des Bildners. So fühlten sich mannigfache und kräftige Begabungen von dieser sprödesten der Künste angezogen.

Es fehlte aber gänzlich an Anleitung und Unterweisung. Keinen Meister gab es, bei dem man sich hätte in die Schule geben können. Da suchte und fand Victor Tilgner sein Heil bei den Franzosen. Er sah ihnen die flotte Technik ab. Höchst geistreich und manchmal bis zum Frechen, ja Fratzenhaften lebendig, war er ein Meister im Porträt, wie wir in Wien keinen zweiten hatten. All seine Büsten, deren eine Unzahl von ihm besteht, leben, haben Ausdruck und dringen auf das Wesen der Persönlichkeit, es sei ein Bruckner oder die Wolter oder Johannes Brahms. Er war ein Meister der Episode und empfand das Wienerische wie keiner. Er stammte auch aus Preßburg, das man vordem gern als die entlegenste Vorstadt Wiens bezeichnete. Ganz glänzende Volksgestalten sind ihm für das Denkmal Werndls, des Erfinders unseres ausgezeichneten Hinterladers, des Gründers unserer größten Waffenfabrik, die seit seinem Tode nicht mehr recht gedeihen will, in Stadt Steyer geglückt. Das Monumentale war minder sein Fall, mit so großen Mühen

er darum rang. Er verfiel in Pose; dies gilt von seinem Mozart wie von seinem Makart im Stadtpark, die beide nicht eben erquicklich wirken.

Andere suchten ihren Weg ganz für sich. Heinrich Natter lebte wohl lange in Wien, ist aber niemals ein Wiener geworden. Ihn trieb es zum Großen, ja Gewaltsamen. Sein schönstes Werk ist wohl der Zwingli in Zürich, und auch sein Hofer auf dem Berg Isel atmet eine gewaltige Kraft. Rudolf Weyr entwickelte sich zu einem Meister der dekorativen Plastik. Ihm hat es das Barock angetan, das ja in Wien künstlerisch eine der vornehmsten Heimstätten fand, mit seiner reichen Bewegung, dem schwimmenden Fluß seiner Linien, der Fülle seiner Erfindungen. Er ist unerschöpflich reich an Einfällen, von einer unglaublichen Leichtigkeit, ohne Spur von Leichtfertigkeit im Schaffen. Die überquellende Natur, den weiblichen Grundzug dieser Stadt, hat er sehr genau ausgewittert. So überwiegt bei ihm das Gefällige, Anmutige. Seine Begabung ist auf dem Grenzrain zweier Künste heimisch: der Plastik und der Malerei. So bevorzugt er das Relief, und es gibt wenig Besseres, als sein Bacchantenfries am Burgtheater oder einzelne seiner Reliefs am Grillparzer-Denkmal im Volksgarten. Und dennoch ist ihm eine ganze Figur von unvergeßlichem Reiz geglückt: sein Poseidon vom Brunnen vor der Hofburg, der die Herrschaft zur See symbolisiert. Er reckt den Kopf empor, gutmütigen Grimmes über den Lärm, den da allerhand Lumpengesindel, ohne ihn zu fragen, in seinem eigensten Gebiete zu Unfug treibt. Sein Körper ist der eines bejahrten Athleten, der Fett angesetzt hat,

dem aber die schreckliche Kraft noch ungebrochen geblieben ist. „Man wird mich doch nicht ernstlich böse machen?“ Seit Rafael Donner hat in der Wiener Kunst niemand so etwas gekonnt.

Hellmers ganze Begabung nun drängt zum Monumentalen. Er ist immer einfach und sinnreich.

In ihm lebt die Sehnsucht nach der Antike und das innige Verständnis für sie. Es ist seine eigenste Fähigkeit, seine Aufgaben zu vereinfachen. Das Nackte lockt ihn mächtig.

In dieser Beziehung höchst merkwürdig ist sein Brunnen an der Hofburg. Er sollte nur dekorativ wirken, sich dem großzügigen Barockbau eingliedern. Die Aufgabe, die ihm gestellt, war, die „Herrschaft zu Lande“ zu symbolisieren. Anstürmende Giganten, niedergeworfen, auf der einen Seite; eine Familie, bittend die Hände zum Herrscher erhoben, der im vollen, feierlichen, prunkhaften Ornat vorschreitet und die beiden Gruppen bekrönt, auf der anderen — dies war die erste Idee.

Die Schutzflehenden verschwinden. An ihre Stelle tritt der Adler, der bewährte Mitkämpfer des Fürsten der Götter in seinem Streite mit den Mächten der Tiefe. Der Ornat fällt ab. Ein Jüngling in nackter Herrlichkeit erhebt die Hand, und vor ihrem Drohen versinkt in die Nacht, was ihr nimmermehr hätte entsteigen sollen. Der Mensch, ordnend und gebietend, ist den Urmächten durch sich allein überlegen. Was der Brunnen an Mannigfaltigkeit, an Heftigkeit der Bewegung, an Reichtum der Erfindung eingebüßt hat, das wurde ihm an edlem Sinn und Bedeutsamkeit viel-

fältig wiedergegeben. Und für einen Hauptfehler kann der Künstler nichts. Man wünschte sich hier eine Kaskade, die stürzend die Frechen niederreißt, unter der Wucht des Gerölles sie begräbt, nicht ein dünnes Wässerlein, wie es nun niederrieselt und in eine dürftige Brunnenschale tröpfelt.

Volkstümlich geworden und zwar mit Recht ist sein reizendes Denkmal für Emil Schindler im Stadtpark. Schindler war der feinste Landschafter, den wir seit manchen Jahren, vielleicht überhaupt besessen haben. Ein Mann voll des innigsten Naturgefühls, ganz den Heimlichkeiten und Feinheiten zugekehrt. Echt dichterisch und wahrhaft von Gesinnung. Rastlos strebend und lernend und also natürlich von manchem zurückgedrängt, der auf der bequemen Straße seinen zahmen Schimmel ritt. Er hatte ein Leben voll der härtesten Kämpfe, deren ganzen Umfang man erst nach seinem Tode erfuhr. Die Liebe seiner Freunde errichtete ihm, einem Bahnbrecher der neuen Kunst, nach seinem frühen Hingang dieses Denkmal. Es ist seither Tilgners Makart dazugekommen. Weyrs Canon wird wohl bald aufgestellt, Pettenkofen und Schwind werden sich ihnen gesellen, und Schubert und Bruckner haben hier im Grünen Platz gefunden. Die besten Künstler Oesterreichs sollen hier einmal in ihren Ehrenmälern beisammen sein.

Hellmer nimmt Schindler ruhend. Er hat sich eben zu einer kurzen Rast niedergelassen. Ein Feldstein ist dem Müden gerade willkommen. Die Rechte hält einen Strauß wilder Blumen, wie er sie im Lustwandeln eben zusammengerafft hat. Er ist ganz nach innen gekehrt.

die Bilder, die ihm kaum vorübergezogen, die er genießend und dennoch nach Künstlerart sondernd in sich aufgenommen, fluten an seinem inneren Auge vorüber. Es ist eine linde Träumerei in dem Ganzen und eine unendliche Einfachheit. Das innerste Wesen des Mannes ist ergriffen und in der klarsten Weise ausgedrückt.

Ebenso wirkt sein Goethe an der Wiener Ringstraße. Er ist nicht eben günstig postiert. Denn zu seiner Rechten ist ein nicht allzu hohes Gitter des Kaisergartens, hinter dessen Stäben schöne Bäume vorleuchten; zur Linken aber erhebt sich ein himmelhohes Haus, das Palais Schey, das natürlich auf die Figur drückt, die in ein ganz winziges dreieckiges Zwickelchen von Platz hineingestellt ist.

Auch sähe man die Gestalt lieber in Marmor ausgeführt statt in Bronze, wie sie gemäß dem Auftrag der Besteller gegossen werden mußte. Und man möchte rund herum Gebüsche sehen, die den Dichter von seiner Umgebung schieden und ihm dennoch den Ausblick auf die Ringstraße und ins bewegte Leben gewährten.

Es ist nun sehr schwer, einen Goethe zu schaffen, der allen gerecht würde. Denn von ihm trägt ein jeder ein ganz bestimmtes Bild im Herzen, an das er sich nicht rühren lassen will. Der liebt den apollinischen Jüngling, der in Straßburg die schwerfällig gewordene oder in Feierlichkeit erstarrte deutsche Sprache wieder singen lehrte, ein anderer den hinreißenden Menschen der ersten Weimarer Zeit, dem sogar die Herzen zuflogen, die er empfindlich gekränkt, ein dritter den vollendeten Mann, der unendliche Höhen erklommen und dessen immer klaren Augen sich Urgeheimnisse aufgetan.

Also nimmt ihn Hellmer. Er ist bei Jahren, nicht mehr geneigt, den Brocken oder gar den Gotthard hinanzustürmen. Es ist ihm so viel vorübergezogen, daß allein die Flucht der Erscheinungen genügen konnte, eine leichte Müdigkeit zu erzeugen. Und so hat er sich in einen bequemen Lehnsessel niedergelassen und blickt in das bunte Leben einer weltstädtischen Straße. Er ist völlig in Ruhe und Betrachtung und immer voll Würde, die ein herzliches Vertrauen dennoch weckt. Ganz einzig schön ist das Haupt. Es ist schon geprägt durch die endlose Gedankenarbeit, durch das Ringen um letzte, höchste Erkenntnis. Die weiche Anmut und die Rosenblüte der Jugend ist verflogen. Ein höherer Adel hat dies Antlitz geweiht, das von der herben Schönheit eines Götterangesichtes ist. Mit jedem Mal, das man es wiedersieht, erscheint es bedeutender, notwendiger. Mir ist oftmals, wenn ich daran vorübergehe, als müßt' ich meinen Hut lüften zum stillen, scheuen Gruß, wie man ihn Unsterblichen zollt; ohne jeden Wunsch nach einer Erwiderung, nur damit man der eigenen Ehrfurcht vor dem Ewigsten genugtue.

Bald darauf hat Hellmer wieder ein Denkmal beendet, das im besten Sinn des Wortes volkstümlich werden muß.

Es war eine unendliche Trauer in allen Gemütern bei uns Oesterreichern, da die Nachricht von der Ermordung der Kaiserin Elisabeth durch die Lande flog. Nie zuvor hatte uns, seit dem Tode des Kronprinzen, ein Schlag so unerwartet, überhaupt noch keiner so unbegreiflich getroffen.

Man hatte die hohe Frau unendlich verehrt. Per-

sönlich war sie uns allerdings fremd geworden. Denn sie war eine Rastlose, die es von Land zu Lande trieb, eine Einsame, die sich aus dem Leben scheu zurückzog, nachdem es sie mit tausend Bitterkeiten getäuscht hatte.

Aber man liebte ihre Schönheit, die der Kummer nur geadelt hatte. Man wußte um ihren vornehmen Sinn. Sie war adelig im besten und seltensten Sinn, voll Güte und Duldsamkeit, von einer unermüdeten Lernbegier, verloren an jede Schönheit der Natur, ungewöhnlich gebildet, bestimmt in ihren Neigungen und in ihrem Geschmack. Es war ihr ein Bedürfnis, Märchen zu schaffen, sich in eine Traumwelt wie die des Achilleion auf Korfu zu flüchten, nachdem sie von der rauhen Wirklichkeit der Dinge so schwer verletzt worden war.

In Salzburg hatte sie als junge Braut zuerst den Boden Oesterreichs betreten. Sie liebte die Stadt, die an sich so schön ist und den Zugang zu den Lieblichkeiten des Berchtesgadener Ländchens, zu den Feierlichkeiten der Hohen Tauern bedeutet, in denen sie sich alsdann so gern erging; liebte sie schon um ihrer Großzügigkeit und der Fülle historischer Erinnerungen willen, die sich in ihr drängen. Und ihre letzte Rast auf österreichischem Boden, ehe sie nach Nauheim und von da nach Territet ging, um Genesung zu suchen und den Tod zu finden, hat sie hier gehalten.

In den Bahnhofsanlagen haben sie ihr nun ihr Standbild errichtet. Es ist, nach Richard Muthers glücklichem Wort, „so schön, so zum Weinen schön“. Es ist ganz Rührung, ganz Ausdruck.

Eine schlanke Frauengestalt. Das wunderbare

Haar umwölbt das schöne Gesicht gleich einer Krone. Ein Leidenszug steht darin. Der Sockel, auf dem sich die Figur erhebt, ist niedrig, eben nur so hoch, um die Frau über den Alltag hinauszuheben, und man empfindet ihn als Notwendigkeit und als Symbol. Sie verweilt ein wenig, wie im Wandel begriffen, wie genötigt, einen Bittsteller anzuhören. Es ist die Aufmerksamkeit eines gütig und teilnehmend Horchenden. Den nächsten Augenblick wird sie den Fuß heben, um jenen Schritt zu tun, den verhängnisvollen, letzten, der sie uns für immer unwiederbringlich entführen sollte.

Auch hier wieder ist also ein höchst fruchtbares, ja bedeutendes Moment in der glücklichsten Weise erfaßt. Wiederum ist die völlige Freiheit von Pose zu bewundern. Es sind bei Hellmer immer Menschen, die sich und ihr eigenstes Wesen offenbaren. Keine Spur von Steifheit. Und nicht genug anzuerkennen ist die Art, in der hier ein sehr schwieriges Problem gelöst ist: die Behandlung der modernen Frauentracht in der Plastik. Sie ist gewiß nicht dankbar für den Bildner, und sie kann bei einiger Ungeschicklichkeit störend, ja albern wirken. Hier schmiegt sich die Kleidung an den schönen Leib, fließt in weichen Falten nieder und verrät die beginnende Bewegung. Ich kenne wenige, die Gewänder so zu behandeln wissen wie Hellmer. Seine Menschen leben in ihren Kleidern. Die anderen stecken nur wie ärgerlich darin.

Es wäre noch viel aus Hellmers Atelier zu berichten. Denn er ist ein rastloser Arbeiter. Da ist sein Grabdenkmal für Hans Makart, sein höchst ein-

drucksvolles Standbild des Grazer Bürgermeisters Hohensinner, sein Entwurf eines Monumentes auf die Gruft eines sehr bekannten Wiener Kunstfreundes. Eine nackte Jünglingsgestalt, die ihr Angesicht der aufgehenden Sonne zukehrt, höchst edel durchgebildet. Ein Pfau, dessen Rad sehr glücklich die tausend Augen des Tages versinnbildlicht. Die Besteller stoßen sich an der Nacktheit, und so besteht leider wenig Aussicht, daß dies Denkmal, würdig des hohen Freundes des Lichtes und der Künste, ausgeführt wird.

Edmund Hellmer ist einer jener Künstler, die sich's niemals am ersten Entwurf genügen lassen, scheint er auch noch so glücklich geraten. Er bessert immer. Und das Selbstverständliche, mit dem seine besten Arbeiten anwuchsen, ihre Innigkeit, sie sind die Frucht rastloser Mühen, immer neuen Aufbauens und Niederreißens.

Er ist ein glänzender Lehrer. Gegenwärtig hat ihn die Akademie der bildenden Künste, an der eben ein schwerer Kampf zwischen den Vertretern des Alten und denen ausgetragen wird, die den neuen Geist einer immerwährenden, unermüdeten Befragung der Natur als der ewigsten Quelle aller Kunst bekennen, zu ihrem Rektor bestimmt. Ganz besonders aus Ungarn strömen ihm die Jünger zu. Er weiß ihre Begabung nicht genug zu rühmen. Aber sie laufen ihm zu früh aus der Schule. Heimgekehrt, werfen sie ihre angestammten Namen hinter sich und werden dann mit großen Staatsaufträgen, an denen es jenseits der Leitha niemals für genehme Persönlichkeiten fehlt, überschüttet, ohne alle Rücksicht, ob sie zur Lösung solcher Aufgaben auch immer die technische Reife, die in der Plastik nicht so leicht er-

worben wird, schon besitzen. Sie lernen nichts mehr zu. Als fertige Meister werden sie gepriesen und fühlen sich danach. Reiche Talente werden so in der Fülle der Gnaden erstickt. Hellmers bedeutendster Schüler ist übrigens eine Frau: Therese Feodorowna Ries, deren „Luzifer", nicht beeinflußt von Antokolski, großes Aufsehen machte und die sich seither als geistreiche und sichere Porträtistin bewährt hat.

Edmund Hellmer ist ein Mann von feiner Bildung und großen Horizonten. Gern denkt er die Bedingungen seiner Kunst durch.

Wenn seit der Antike kein eigentlicher Fortschritt in der Plastik erreicht ward, wenn sich ihr genähert zu haben, auch heute für den Bildhauer immer noch das höchste Lob ist, so sieht er den Grund zunächst in einem: der Bildhauer heißt heute zu Unrecht so. Er haut nicht mehr in Stein, er formt nicht in Bronze. Er hat somit den gesunden Boden des Handwerks unter den Füßen verloren. Er gibt eigentlich nur an, übergeht höchstens das Fertige. Die Ausführung selber aber muß er fremden Händen überlassen. Kaum daß er sie, wenn er sich die Erfahrungen dazu in der Praxis gesammelt und teuer genug erkauft hat, überwachen kann. In der Regel aber ist es schon eine Kopie, was seine Werkstatt verläßt. Etwas von der Frische, der Unmittelbarkeit, die uns aus den schönsten Kunstwerken der Antike packt, muß notwendig verloren gehen.

Hellmer kann sich den Unterricht nur ersprießlich denken, wenn er mit eigentlichen Schülerwerkstätten verbunden ist. In ihnen hätte der Jünger gründlich die Arbeit in Erz und Stein zu lernen. Ist er dann

völlig vertraut mit den Bedingungen, den Möglichkeiten ihrer Behandlungsweisen, so wäre wohl ein neuer Aufschwung der Plastik zu hoffen. Man denke der Renaissance, da Kunst und Handwerk in Ghiberti, Ghirlandajo, Bellini noch eng verschwistert waren.

Eine fruchtbare Anregung. Begas interessiert sich für den Gedanken und hofft, ihn verwirklichen zu können. Bei uns in Oesterreich — ja, seit wann hätten wir Geld für so etwas, wenn es nicht ein „nationales Postulat" eines interessanten Volkes ist?

Der Bürgermeister

Am 23. Oktober begeht Dr. Karl Lueger, nun seit manchem Jahr Bürgermeister von Wien, seinen sechzigsten Geburtstag.

Zurüstungen dafür sind schon lange und im großen Stil getroffen worden. Ein Teil des für diesen Tag Geplanten ist nun allerdings vereitelt. Der große Fackelzug und das Ständchen vor dem Rathaus sind verboten worden. Vorwand: der niederösterreichische Landtag ist beisammen, sodaß nach irgend einem Gesetz jede Straßendemonstration unzulässig ist. Grund: eine wirklich große und geschickt genährte Erregung in der sozialistischen Partei über Luegers Aeußerung, es seien nur Lumpen, die am 1. Mai ihren Arbeiterfeiertag im Prater begehen. Zu allem Unheil ist der 23. Oktober ein Sonntag; da hätt' es denn leicht zu Szenen kommen können, die man kluger Weise lieber vermeidet. Nun darf man solche Worte gerade beim Bürgermeister von Wien nicht allzu ernsthaft oder gar tragisch nehmen. Sei einer noch so hoch gestiegen, gemeiniglich wird an ihm etwas haften bleiben, das an seinen Ursprung und seinen Ausgangspunkt erinnert; sicherlich wird er sich der Mittel nicht völlig entwöhnen, auch beim besten Willen nicht, denen er seine Siege

verdankt. Dr. Lueger ist von Haus aus Demagoge. Der wägt nicht so genau, was er sagen darf und wo er etwas ausspricht. Und er ist Wiener aus einer bestimmten Schicht, die gar nicht versteht, wie man so übelnehmerisch sein kann, derlei als Beleidigung zu empfinden. Das wird halt so gesagt und vergessen.

Dabei hat er wirklich in dieser Stadt eine ganz einzige und unerhörte Volkstümlichkeit. Ein Plebiszit daraufhin würde das merkwürdigste Ergebnis bringen. Es ist eine fast religiöse Verzückung, mit der breite und zahlreiche Massen der Bevölkerung auf ihn sehen und seinen Worten lauschen.

Er ist kein Redner großen Stils. Denn er vertritt niemals Ideen, und so kennt er denn auch in der Polemik kaum andere Waffen, als den persönlichen Angriff. Nichts aber wirkt auf die Menge so bestimmt, wie das. Ein Schimpfwort versteht endlich jeder, auch der dümmste Kerl, und jauchzt ihm zu, wenn es mit seiner eigenen Herzensmeinung zusammenstimmt. Es hat etwas Befreiendes, gar in einer Stadt, in der eine ernsthafte Erörterung gewichtiger Fragen keine Hörer findet, denn sie ist nun einmal fad, und was hier den Leuten eingehen soll, das muß nach einer „Hetz" schmecken.

Das nun versteht er meisterlich. Vordem — er ist mit Amt und Jahren auch älter, ernsthafter und verärgerter geworden — verfügte er über Laune und Lunge, wie keiner. Sein Hohn war ätzend: die Mundart, die er vollkommen meistert, versorgt ihn immer wieder mit schlagkräftigen und überraschenden Wendungen. Er hat Pathos: er hat, was der Wiener so

überaus liebt, Gemüt und Gemütlichkeit; paßt es ihm, alsdann verfügt er über eine Liebenswürdigkeit, der sich auch seine Gegner nicht zu entziehen vermögen, deren Echtheit freilich vielleicht keine allzu genaue Prüfung vertrüge. Denn eine gewisse Falschheit, ja Hinterhaltigkeit gehört denn doch auch zum Wienertum.

Die Denk- und die Sinnesart gewisser Schichten hat er völlig ergründet: den eigentlichen Wiener Mittelstand kennt er durchaus. Er wird nie etwas sagen, das geeignet wäre, die Gefühle der Hausbesitzer vom „Grund", der einmal eine Stadt in der Stadt bedeutete, der kleinen Meister, die noch etwas haben oder zu etwas zu kommen hoffen, zu verletzen. Freilich auch niemals etwas, das ihnen weitere Aussichten, einen freieren Horizont auftäte. Er bekennt gleich ihnen mit gläubiger Inbrunst die einzige Schönheit der unvergleichlichen und wundersamen Kaiserstadt; ist in ihr etwas nicht so bestellt, wie es sein sollte, dann liegt es eben nur an Persönlichkeiten. Sind erst diese aus dem Wege, andere, die Richtigen an ihrer Stelle, dann ist alles in Ordnung, und es geht, wie es sollte und von Rechts wegen müßte. Ein bequemes und bewährtes Rezept der Volksführer seit Urbeginn.

Er hat den Hochmut der besitzenden Kaste und ihrer Anwälte gegenüber den Besitzlosen. Er verachtet sie im innersten Grunde seines Herzens: hat ihnen geschmeichelt, wenn und solang er sie in sein Lager zu locken hoffte, haßt sie, wo ihm das nicht gelang und seine Künste, die sonst nicht leicht versagen, an ihrem Widerstand gescheitert sind. So erklären sich allerhand sonst unbegreifliche Explosionen. Es ist ihm noch

immer nicht recht verständlich, wieso jemand, „wer nix ist und nix hat", das Recht besitzen soll, im Rat der Gemeinde mitzutun. Ihm gilt immer noch der Zensus, die direkte Steuerleistung vor allem. Er versteht es so wenig, daß er es als eine Anmaßung empfindet, wenn der Angestellte eine andere Meinung hat, viel mehr zu bekunden wagt, als sein Brotgeber. So gilt denn zum Beispiel den unbotmäßigen Lehrern sein grimmigster und unversöhnlichster Groll. Denn, und dieses ist wiederum gar nicht wienerisch an ihm, der Mann versteht unauslöschlich zu hassen.

Er ist ein schlechter Jurist; denn er hat nicht viel studiert. Er mag das schmerzlich empfunden haben, als er noch als kaum beschäftigter Anwalt in seiner Kanzlei saß; darum haßt er alle Juristerei. Er hat eigentlich wohl überhaupt wenig gelernt. Ob er jemals ein ernsteres Buch gelesen, gilt in den Kreisen der Wissenden für eine sehr unsichere Doktorfrage. Die „Hermannsschlacht" Heinrich von Kleists hat ihm doch sehr mißfallen, als sie an einem Theater gespielt wurde, das in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis zur Gemeinde steht. Für bildende Kunst hat er kaum einen Sinn; wenigstens ist es ihm noch nicht geglückt, in irgend eine Beziehung zu ihr zu kommen. Die Aerzte verachtet er; er hat sich's doch geleistet, in der wegwerfendsten Art über sie und über das zu sprechen, was sie können, und Dürrkräutler, das heißt Medizinal-Kräuter-Händler, die gelegentlich und bei nicht zu strenger Aufsicht auch kurpfuschen, über sie und ihre Leistungen zu erheben, in derselben Stadt, deren medizinische Schule einmal führend gewesen ist.

Also: ein Erzbanause! Kann sein. Dabei aber dennoch nicht nur „ein lieber Kerl", wie ihn schwärmerische alte Weiber beiderlei Geschlechts anhimmeln, vielmehr ein ganzer und genialer Kerl.

Er hat immer verstanden, sich durchzusetzen. Als Kind ganz armer Leute — die Eltern waren Portiers im fürstbischöflichen Palast — hat er das Gymnasium des Theresianums besucht, wo sonst die Söhne des Ur- und des höheren Beamtenadels so hübsch unter sich sind.

Schon hier, wo es für einen armen Jungen wahrhaftig nicht leicht ist, hat er sich Achtung unter diesen Buben erworben, die sonst im Gotha- und im Beamten-Schematismus, womöglich in beiden, besser Bescheid wissen, als in der lateinischen oder griechischen Grammatik.

Nicht umsonst fällt der Schatten von St. Stephan auf seine elterliche Behausung. In der Seele des gläubigen Knaben — er war immer ein frommer und überzeugter Katholik, und die Echtheit seiner religiösen Gesinnung zu bezweifeln, wär' ein Unsinn — erwachte früh eine Sehnsucht: er wollte Bürgermeister seiner Vaterstadt werden.

Das hat er immer im Auge gehabt. Mit einer eisernen Willenskraft hat er dahin gestrebt. Oftmals stand er in diesem Kampf allein: die er sich als Helfer geworben, fielen von ihm ab, oder es war aus sonst einem Grunde nicht möglich, mit ihnen eines Schrittes zu gehen. Aber die letzte, die stärkste Welle trägt den Schwimmer. Ihr, der christlich-sozialen, hat er sich

anvertraut, und sie hob ihn hoch, bis dahin, wo er sein sehnsüchtig Ziel mit der Hand erreichen konnte.

Man erinnert sich: auch damals gab es einen Zwischenfall. Die kaiserliche Bestätigung ward ihm vorenthalten, und er mußte eine neue, stürmisch fordernde Bewegung zu seinen Gunsten entfachen. Hernach war es erreicht. Er steht an der Spitze dieser Stadt, fast ohne Opposition. Eine Fülle von Macht, wie sie nie noch der Bürgermeister einer Stadt in seiner Hand vereinigte, hält er in der seinen.

Die ihm und seinem Sterne trauten, als er sich mühsam aus dem Qualm vorortlicher Wirtshäuser losrang, wo er zuerst aufgeglänzt, die hat er mit den stärksten Banden des Interesses an sich zu schmieden gewußt und, als Sieger, ausgiebig belohnt. Es hat sich allen ausgezahlt, die ihm getreue Mannen im Staat gewesen sind. Eine Widersetzlichkeit aber duldet er nicht; eigenen Willen und eigene Leistungen nur so weit, als er klug genug ist, um zu begreifen, daß er allein nicht alles machen kann. Manches Mal hat er mehr auf sich genommen, als er selbst bei seiner unerhörten Arbeitskraft und -Lust versehen kann.

Er ist eine durchaus selbstherrliche Natur. Auch seine Liebenswürdigkeit und Gemütlichkeit ist die der Autokraten, die sich gehen lassen dürfen, weil sie gewiß sind, der, den sie ihrer Vertraulichkeit würdigen, kann doch keinen Augenblick vergessen, wen er vor sich hat. Er ist für seine Person durchaus integer — da ist niemals auch nur eine Verdächtigung laut geworden — und bedürfnislos. Vordem galt es für eine schmerzliche Auszeichnung, bot einem der Bürgermeister

eine Zigarre an. Denn er rauchte ein ganz infames und ein sehr billiges Kraut. Aber er repräsentiert gern und glänzend in den prunkvollen Räumen unseres Rathauses, das für Festlichkeiten ganz wundersam erbaut ist. Da wird nicht gekargt noch geknickert; er stellt sich, seine Machtfülle, die Gewichtigkeit seines Amtes, von dessen ragender Bedeutung er erfüllt ist, gern mit geziemendem Prunk zur Schau, ist als Gastgeber höchst gewinnend, ja herzlich. Auch da widerfahren ihm Entgleisungen: so, als er „beide Augen zudrückte", um den Journalisten-Kongreß willkommen zu heißen. Die es hätte verletzen müssen, haben ihm die Wendung nicht übel genommen; seine Parteigänger aber ergötzten sich an ihr als einem Leckerbissen mehr zu den vielen, die man ihnen aufgetischt hat.

Er weiß aus langer, schmerzlicher Erfahrung, wie unsäglich mühevoll der Aufstieg zur Höhe ist, wie leicht er die Kraft auch des Begabtesten verzehrt, wie im Ringen darum Tatsachen geschaffen werden, die man hernach bedauern, aber nicht mehr aus der Welt schaffen kann. So ist es denn sein rastloses Bemühen, immer mehr Menschen in ein unmittelbares Abhängigkeitsverhältnis zu sich zu bringen. Der Kreis städtischer Unternehmungen hat sich mächtig gedehnt; damit schwoll die Zahl der Menschen, deren Wohl und Wehe unter seinem Einfluß steht, die sich um des Brotes willen ducken müssen, die sicheren Stimmen. Da sind die Straßenbahnen, die, ein unerhörter Fall, die Staatsbahn lahmlegen und zu keiner Entwicklung kommen lassen, die man mit schwerem Aufwande gebaut; da sind die Gas- und Elektrizitätswerke, mit der Unzahl

von Gewerbeleuten, die dabei Nahrung gewinnen, die Angestellten, die Lehrer, die niedergezwungen werden sollen, da sie noch immer widersetzlich sind, eine stattliche Armee, unbedingt zuverlässig und ihrem Führer gehorsam, der keinen Scherz versteht und keine Lauheit leidet.

Er ist ein Organisator von hoher Begabung. Vordem war die „Schlamperei", die Nachlässigkeit, beim Wiener Magistrat geradezu sprichwörtlich; auch wichtige Dinge wurden ins endlose verzögert. Das gibt es nun nicht mehr. Es wird rasch und gut gearbeitet. Er hat das Genie des Mutterwitzes und des gesunden und klaren Menschenverstandes, wenn es ihm nicht wieder einmal der Demagoge, die Freude am Verblüffen oder am Schlagwort oder am echt wienerischen „Frozzeln" des Gegners abgewinnt. Manches muß er auch tun oder dulden, um seine Partei bei guter Laune zu erhalten, die nun einmal von Zeit zu Zeit ihren Spaß haben will, der er ohnedies zu ernsthaft und zu würdevoll geworden ist. So unbedingt er über sie gebietet, so Unerhörtes er ihr an Willenlosigkeit aus blindem Vertrauen manchmal zumuten kann — er ist viel zu klug, um mutwillig Gegensätze aufkommen zu lassen oder Freude an überflüssigen Kraftproben zu haben. Wenn er ihnen pfeift, so knurren seine ungebärdigen Gesellen vielleicht zum Schein, gehorchen aber, innerlichst erschrocken, dennoch dem Meister, der sie bändigt. Er leidet manchen, der ihm bis in die Seele zuwider ist, immer noch um sich. Den, weil er einen gewissen, persönlichen Anhang hinter sich hat, den man sich nicht entfremden mag; jenen, damit an

der Echtfarbigkeit seiner Gesinnung kein Zweifel aufkomme. Er versteht endlich doch jedem zu nützen. Ungern und nur im Notfall läßt er das Standrecht mit seiner Erbarmungslosigkeit walten. Denn etwas vom Glückssoldaten steckt in seiner Natur, der weiß, daß er nach der Schlacht manches erlauben muß, wenn er im Kampf die höchste und letzte Hingebung fordern will.

So hat er sich diese große und schöne Stadt unterworfen, deren echtestes und begabtestes Kind nach seiner Art er gegenwärtig wohl ist. Einiges von dem, was er seither vollbracht, ist schon erwähnt worden; hätte er nichts erreicht, als dem ewigen Skandal mit den Straßenbahnen ein Ende zu machen, die vordem in den Händen übel berüchtigter Jobber waren, so wäre ihm nichts Kleines gelungen. Immer wieder ist ihm vorgerechnet worden, er habe sich übers Ohr hauen lassen bei jedem Geschäft, das er gemacht. Es mag ja sein, daß er, hingerissen von seinem Temperament und von der Ungeduld, endlich einmal ganz nach seinem Gefallen schalten und wirken zu können, Uebereilungen beging und sich manchen Vorteil entschlüpfen ließ, dessen sich ein Gelassenerer versichert hätte. Im allgemeinen sind die städtischen Finanzen dabei gar nicht übel gefahren. Er hat wirklich Ideen für die Verwaltung, wie denn alle seine Anlagen und Gaben aufs Naheliegende zielen. Der Bau der neuen Hochquellenwasserleitung schreitet rüstig fort. Aus der grünen Steyermark, nahe bis Admont, wo in einem wundersamen Kesseltal sich die Söhne des heiligen Benedikt eine der schönsten Abteien aufgebaut haben, aus den sieben Seen

soll sich eine Flut des besten und gesündesten Trinkwassers nach der Stadt ergießen, für deren Bedürfnisse alsdann für Menschengeschlechter hinaus vorgesorgt sein wird, während die gegenwärtige Leitung im Winter oder in trockenen Sommern kaum mehr zulangt. Für die Armenpflege, für die Versorgung der Irren ist Neues, Großes geschaffen worden. Sicherlich, das Gezänk im Gemeinderat und viel mehr noch in der niederösterreichischen Gemeindestube, wo Lueger kaum minder unbedingt gebietet, ist widerwärtig; die Art unwürdig, in der eine ohnmächtige Opposition sich behandeln lassen muß, der immer noch die Sünden der Vergangenheit, an denen sie wahrhaftig unschuldig ist, unter die Nase gerieben werden. Dadurch aber läßt sich die Tatsache nicht aus der Welt schaffen, daß viel, zielbewußt und mit Erfolg gearbeitet wird; daß für die kurze Dauer seiner Bürgermeisterschaft Erstaunliches vollbracht ward, daß Zug und Schwung in die Art gekommen ist, mit der kommunale Fragen angegangen und durchgeführt werden.

Dafür mag man denn schon einiges in Kauf nehmen. Zumal hier, wo persönliche Initiative und herzhaftes Zugreifen nur allzu lange auf sich warten ließen. Sicherlich ist der Bürgermeister ein Mann von einem glühenden Patriotismus. Eine Art Monroe-Doktrin hat er aufgestellt. Wien den Wienern! Es schmeckt vieles an ihm nach vergangenen Zeiten. Er hat Freude am Angedenken und züchtet es, so wenig es auch in unsere Tage taugt. Es fehlt nicht viel, und die Bevölkerung scheidet sich wieder, wie in den Tagen nach 1848, in „Verdächtige“, denen gegenüber jede

Drangsalierung gestattet ist, und in „Gutgesinnte", die sie überwachen. Ein ganz vollendetes und lückenloses Netz ist über diese Stadt gespannt, eine meisterliche Organisation umfaßt die Getreuen, bietet sie auf, wenn man ihrer bedarf, befördert sie dahin, wo man sie braucht. Man muß sich dabei der weltlichen Kongregationen und ihres Waltens in romanischen Ländern erinnern, das gewiß vorbildlich war. Er ist schon als Autokrat kein Freund einer allgemeinen Bildung. Hammel sind immer leichter zu leiten, als klügere Geschöpfe.

Die Jahre Dr. Carl Luegers werden vorübergehen. Man sieht niemanden, der einmal sein Erbe übernehmen könnte. Er selber ist, sagt man, von nicht zu fester Gesundheit, und das Alter rückt ihm nah und näher. Sein Werk hat er allerdings gegründet, soweit Menschenwitz und Menschenwollen vermögen. Seine Werke aber werden nicht verschwinden und dieser Stadt ewiglich frommen. Freilich, auch das gehört zu seinem Wesen, in dem viel Gottesgnadentum steckt, immer wieder zu demonstrieren, es ginge nichts, aber schon gar nichts, ohne ihn. Er ist aber mehr, als nur eine starke und merkwürdige Individualität. Aus dem Genius dieser Stadt ist er geboren, zu einer Zeit, die seiner wohl sehr bedurfte: alle Vorzüge und alle Schwächen des ursprünglichen, grundsätzlichen Wienertums stellt er dar in einer Größe, die sich bis zur Verzerrung steigern kann, in einer unglaublichen Echtheit, daß man außerhalb des Anblickes von St. Stephan nicht ihn, noch den eigentümlichen Widerhall verstehen kann, den sein Name hier in aller Herzen weckt. Man schilt ihn einen Komödianten. Nun denn, er meistert seine Rolle,

und hier, wo immer Schauspieleranbetung getrieben ward, schadet das nicht einmal. Schlichte Größe würde da nicht begriffen: die sonderbare Mischung bunter Eigenschaften, die sich in Dr. Carl Lueger einen, war notwendig zu einer so durchgreifenden Wirksamkeit, wie sie dieser Mann entfaltet hat.

Charlotte Wolter

Wir haben vielleicht die letzte echte Heroine mit Charlotte Wolter begraben. Denn sie sterben aus mit den Dichtern, die ihnen Aufgaben zu stellen wissen. Das moderne Drama kennt kein Fach, sondern nur die Persönlichkeit. Mit einer Note, heroisch oder lyrisch, ist ihm nicht mehr gedient. So kam es, daß die Wolter mehr und mehr von der Bühne verdrängt ward, bis sie einsam und bestaunt, wie ein verehrungswürdiger Ueberrest einer merkwürdigen Vergangenheit, uns auch im Leibe gestorben ist. Den Herzstoß hatte sie schon früher empfangen: damals, als unzeitiger Diensteifer das wahre Alter jener Frau ans Licht zerrte, die auf der Bühne immer noch jugendlich erschien oder mindestens erscheinen wollte.

Aus sehr traurigen Anfängen hatte sie sich zu einer fast gebietenden Stellung aufgeschwungen. Es war Valdeck, der Laube auf die schöne Statistin des Carl-Theaters mit der schweren Wucht der Bewegungen und der Ausdrucksmittel aufmerksam machte. Nach kurzen Wanderjahren stand sie auf derselben Bühne, auf der vorher die Rettich mit ihrer klugen, manchmal klügelnden Art, mit ihrer gelassenen Ruhe, aus der nur selten die heißen Funken sprühten, geboten hatte. Die Wol-

ter war anders, elementarischer, heißer. So befremdete sie anfangs, ehe sie einen sehr dauerhaften Sieg erfocht. Denn mehr als ein Menschenalter behauptete sie sich, und nicht als Besiegte ist sie von uns geschieden. Noch ist bis heute diejenige nicht gekommen, die ihr in ihren besten Rollen auch nur annähernd gliche.

Die Natur hatte sie reich begabt. Die Gestalt war eher klein, aber ein streng geschnittenes Cameengesicht saß auf ebenmäßig geformtem Körper. Tiefe, drohende Augen voll Leidenschaft und Verlangen leuchteten gebietend vor. Ihre Stimme war dunkel, und sie war in ungewöhnlicher Weise jedes Ausdruckes fähig. Nun läutete sie Frieden, nun wieder Sturm; ihr Flüstern raunte in jede Heimlichkeit der Seele hinein, ihr Zischen gellte und berührte wie ein jäher Geißelhieb alles, was wund in uns war. Eine aufrührerische Macht war ihr gegeben, und sie verstand sie zu gebrauchen. Sie konnte mit unerhörten Lauten schmeicheln und drohen; jeder Sprung in der Stimmung glückte ihr, weil das Jähe, das Sprunghafte ihr eigenstes Element war. So erschien sie anfangs naturalistisch und roh, bis man sich an sie und ihre Art gewöhnte und begriff, daß sie dennoch immer von innen heraus erglomm, wie der Berg beim echten Alpenglühen sich aus seinem Kerne heraus entzündet, bis er rot wie ein glimmender Karfunkel in die fahle Dämmerung ringsum hineinleuchtet.

Jenen breiten Schatten warf sie, jenes geheimnisvolle Dunkel war um sie gelagert, welches der Heroine so wohl ansteht. Denn Heroine ist eigentlich diejenige, welche das Geschick zu einem mehr als gemeinen Leiden

gezeichnet hat. An solchen Persönlichkeiten aber liebt man das Kainsmal zu sehen. Ihre Bewegungen waren bei aller Heftigkeit niemals unedel. Sie fand Stellungen von statuenhafter Ruhe und Schönheit, Gesten, die raumgreifend und also bedeutend waren. So steht ihre Hermione im „Wintermärchen" vor uns. Wenn sie sich als Marmorbildnis auf dem Sockel erhob und dann allgemach geheimnisvoll und hold das warme und blühende Leben durch ihre Glieder rann, bis sie lebendig aus ihrer einsamen und frostigen Höhe zu dem beglückten Mann herniederstieg, so war das wie ein holder und schöner Traum, dessen man sich so gerne miterfreute. Hier waren Dichtung und Darstellerin so durchaus eins, wie nicht oft. Hier schwiegen Einwand und Bedenken.

So ganz eines Gusses war auch ihre Sappho, besonders wenn der Sturm in ihr verbraust war und sie, den Göttern wiedergegeben und bereit, sich für immer mit ihnen zu vereinigen, den leukadischen Felsen hinaufklomm. Es war dann jene innige Rührung im Publikum, wie man sie angesichts des Waltens der Ueberirdischen empfindet, die nicht dulden, daß sich der an Niederes verliere, den sie ihrem Dienste geweiht. Schön und edel in jedem Laut und in jeder Regung der Glieder, verkündigte sie Iphigeniens hohe und reine Weibheit. Etwas von jenem Adel des Griechentums, den wir an dieser erhabenen, freilich etwas zu erhabenen Gestalt lieben, lag über ihrem Scheitel; und dennoch verlor sie sich niemals in das Körperlose, Schemenhafte, das der Darstellerin dieser Figur so leicht droht. Sie war dafür selber eine zu kräftige, eine im Grunde

zu unbändige Natur. Sie konnte hoch steigen, nicht aber sich übersteigen. Ihr Nährboden war eben immer die Muttererde, die sie hielt und an sich lockte mit tausend Armen.

In wenigen Jahren hatte sie einen großen Umfang des Könnens erreicht. So konnte sie Gestalten glaubhaft machen, die nicht bald eine zusammenzuhalten vermag. Etwa die Medea, in der eine ungeheure Charakterentwicklung begreiflich gemacht werden muß. Denn sie ist anders in Kolchis als in Griechenland; anders als das übermütige, jagdfrohe, wenn auch zauberische Mädchen, anders, nachdem die Schuld des Vaters den ersten schweren Schatten ihr in die Seele geworfen hat, bis dann endlich sich eine eigene Versündigung dazu gesellt, bis sie sich heimatfern auch der Heimat beraubt sieht, die sie an der Brust Jasons sich geträumt, bis ihr's endlich vor der Möglichkeit selbst der Taten graust, die sie dann doch vollbringt. Dies alles konnte sie; man sah aus dem Keim alles aufwachsen, was dann erschütternd an unsere Seelen griff. So ist die Art, in der sie die Szene mit den Kindern spielte, eindringlich bis zum Unvergeßlichen gewesen. So viel Mütterliches in so großem und berechtigtem Groll! Erschütternd, sein eigen Gewissen stand sie dann vor Jason, überlegen dem Manne schon durch die tausendfach größere Weihe des Schmerzes, den sie erlitten. Sie wußte sich überhaupt zu steigern, und in ihren Höhepunkten ging jene Glut von ihr aus, die mitreißt, und sie stand dann, eine Fürstin durch sich, auf den Brettern.

Aus innerer Glut heraus spielte sie eine ihrer größten Rollen, die Lady Macbeth. Man sah bei ihr, wie

dies Weib, nachdem ihr die Kinder gestorben, eigentlich nur ihrem Schlagetot von Gatten lebt. In diesem einsamen Schloß mit dem gräßlichen Namen — Inverneß klingt an Inferno, an die Hölle, bedeutsam spielend an — sitzt sie einsame Tage, ohne Kinderlachen, mit nichts beschäftigt, als mit diesem einen Traum von Größe, durch den sie Macbeth entschädigen möchte für das, was sie ihm nicht bieten konnte. Sie ist entschlossen, längst, selbst vor der Gelegenheit zur Tat; und wie sein lebendig gewordener Wunsch steht sie dann neben dem Zögernden, raunt ihm heiße Worte ins Ohr, spricht Dolche. Dann die Nachtwandelszene — im geisterhaft bleichen Gesicht die starren, offenen Augen; gespenstige, unruhige, müde Bewegungen; endlich ein klagendes Raunen, vernehmlich im ganzen großen Hause, unheimlich, das einem ans Herz griff, als wäre man Mitschuldiger der gräßlichen Tat, unter deren Wucht selbst diese überentschlossene Seele erliegt. Man war in ihrem Banne; man sah immer nach diesen feinen, ruhelosen Händen, die sich vom Blute reinigen wollten, und die Schauer des Tragischen zogen durch jede Brust.

Herrschergröße war ihr gegeben. Ihre Lea in den „Makkabäern", ihre Volumnia im „Coriolan" mögen's bezeugen. Sie war Siegerin gegenüber Antiochus und dem ungebärdigen eigenen Sohn. Sie zwang: wo sie das nicht konnte, versagte sie. Gewaltig war ihre Orsina. Da züngelte Flämmchen nach Flämmchen auf, bis die eine große Lohe blendend und überwältigend allen entgegenschlug. Von dieser einen Szene lebte das Stück durch lange Jahre und empfing seine Zugkraft

durch sie. Aehnlich erging es der Milford unter ihren Händen. Ganz für sich aber spielte sie die Adelheid im „Götz". Eine unwiderstehliche Lockung zur Sünde ging von ihr aus. Es war die echte, große Buhlerin aus innerem Bedürfnis. Ihre Sterbeszene beklemmte wie ein unheimliches Erlebnis, dessen man gerne wieder vergäße, ohne es jemals los werden zu können. Dämonische Weiber, große Dirnen der Weltgeschichte, wie die Kleopatra oder die Messalina, waren ihre eigensten Domäne. Aehnliche Naturen im modernen Stücke gerieten ihr sehr wohl. Aber ihre Kunst war im Grunde gradlinig; auf ein Ziel schritt sie mit aller Entschlossenheit los, ohne sich unterwegs unnütz zu verweilen. Sie arbeitete immer aus dem Instinkt, aus dem Ahnen einer Rolle mehr als aus ihrer Erkenntnis. Sie wirkte durch sich: durch Kunst und nicht durch Künstelei. Aber sie verstand sehr sicher, alles zu ihrem einen Endzwecke heranzuholen. So hatte ihre Kriemhild in jener Szene, wo sie zum letzten Male Gericht über Hagen schreit, den ruhelosen, federnden Gang eines schwer gereizten Raubtieres, etwa einer hungrigen Löwin. Und ihr großes Geheimnis, mit dem sie ihre besten Wirkungen erzielte, lag in ihr selbst; es war etwas Adeliges in ihrem Wesen; sie erhöhte, was sie berührte.

Um die Auferweckung eines Großen, den man zu Unrecht eingesargt, hat sie ihre ewigen Verdienste: Grillparzer dankt ihr seine fröhliche Auferstehung. So gebührt ihr ein Teil seiner Unsterblichkeit. Am Burgtheater war sie groß geworden, mit ihm verwachsen; erzogen in allem Wesentlichen, verbildet in Kleinigkeiten

und im Einzelnen war sie durch die Ueberlieferung dieser Bühne, zu deren stolzesten Besitztümern die Wolter durch Jahre gezählt. Eine eigene Literaturgattung, die freilich lange vor ihr schon abgestorben ist, hat sie mit hervorgerufen: die Wolter-Stücke der Mautner, Weilen und Mosenthal empfingen ihr Leben meist nur von der großen Schauspielerin. Seit Jahren hat man sie selten mehr gesehen; ihr letzter, großer Erfolg war in Philippis „Dornenweg". Erschien sie wieder einmal auf der Bühne, so jauchzte man ihr gerne zu, wie um sie für jenen Abend zu entschädigen, an dem ihr das Schweigen anläßlich ihrer Kleopatra zugerufen, daß ihre Zeit für immer und unwiederbringlich dahin sei. Bei lebendigem Leibe sah sie sich zu den Toten geworfen und beerbt. Das muß an dieser ungestümen, kraftvollen Natur bitterlich genagt haben. Und dennoch mochte sie eines getrösten: denn vom Vorhang des Burgtheaters grüßt ihr Bild in aller jener Schönheit, welche sie dereinst besessen, in den Zuschauerraum. So ist sie ein Sinnbild und ein Wahrzeichen des neuen Hauses geworden; und so, wie wir sie noch unverwelkt gekannt, mögen wir sie festhalten im Gedächtnis. Sie war die letzte Heroine — bis auf weiteres. Aber eine stolze Reihe großer Künstlerinnen ist für uns abgeschlossen, gipfelt also für uns in Charlotte Wolter.

Helene Hartmann

So fällt in diese sonnigen Vorfrühlingstage ein Schatten, der nimmer weichen will. Er lagert sich breit in die erste Zeit des neuen Herrn im Burgtheater, die man gern fröhlich und ungetrübt gesehen hätte. Sein bester Mann ist tot, Helene Hartmann ist gestorben, und uns ist, als wär' ein Jungbrunnen versiegt. der kaum noch voll und freudig gesprudelt und uns allen Erquickung für lange verheißen.

Es ist unmöglich, im gegenwärtigen Augenblick eine Analyse der Persönlichkeit und der künstlerischen Art der toten Frau zu geben, unmöglich besonders für einen, der sie gekannt und eben erst den vollsten und kräftigsten Eindruck ihres Wesens empfangen hat. Ueberhaupt kann ja die Analysis höchstens einen Begriff von den Mitteln und Mittelchen geben, mit denen ein Schauspieler seine Wirkungen sucht. Wo aber alles so ganz aus einer Natur quillt, wie bei Helene Hartmann, da heißt's sich bescheiden und einfach aufweisen, wie diese Natur beschaffen und erwachsen war.

Die Mittel, die Frau Natur ihr für ihren Beruf mitgegeben hatte, waren mehr als genügend. Die Gestalt nicht eben groß, mit einer frühen Neigung zur Fülle, doch ebenmäßig und wohlgegliedert, die Stimme

hellklingend, ein hübsches, rundliches Gesicht, belebt von zwei so klugen, braunen Augen, wie man sie kaum je gesehen hat. Alles an ihr gewinnend und dennoch wieder nicht rein gewinnend. Anmut bei bestimmten und selbst strengen Linien. Geschmeidigkeit und Würde, die manchmal, wenn's die Rolle forderte, mühelos bis zur Größe hinaufwuchs, denn das Mühelose, das Gewachsene war das Symbol ihrer Kunst, und in diesem Sinne konnte man sie nur mit Bernhard Baumeister vergleichen, dem nun auch ein so trauriges Siechtum verhängt ist. Sie war echt und wahr. Sie konnte allerliebst schmälen, sie konnte keifen, aber sie konnte auch zürnen, und zwar mit jenem Groll, der aus dem Herzen kommt und ans Herz greift. Allerliebste Backfischchen hatte sie uns vorgespielt, mit der schwänzelnden Beweglichkeit einer Eidechse, und wenn sie gar noch ihr mütterliches Schwäbisch anbringen konnte, wie als „Lorle", so war sie zu herzig. Ein Glück dem Burgtheater in ihren jungen Jahren, war sie ihm ein immer köstlicherer Besitz, solange sie mit diesem Institut verbunden blieb, und in ihrer vollsten Kraft ist sie uns entrissen. Immer und in jedes Wort mischt sich die Klage.

Noch ehe die Jugend vollkommen von ihr Abschied genommen hatte, während sie noch, und sei es auch nur zum Vorbilde für die Nachwachsenden, ganz gut einzelne Rollen ihres jugendlichen Repertoires hätte spielen können, gab sie selber und aus freien Stücken der Jugend den Abschied. So blieb ihr der ruhmlose Kampf gegen das Alter erspart, an dem sich Schauspielerinnen so leicht verzehren. Ihr brachte das graue

Haar neue, reichere Ehren, uns aber Eindrücke, wie sie nicht verlöschen. Denn wie sie im Leben die beste Mutter gewesen, so konnte sie nun auf der Bühne Mütter spielen, deren man nimmer vergessen soll. Da war eine große Güte, eine Milde, Sorglichkeit und Weisheit, da flogen Laute auf von einer Weichheit und Innigkeit, daß man erschrak und fühlte, wie das Herz dieser Frau im gleichen Takte schlug mit dem Dargestellten, wie sie nicht mehr spielte, sondern lebte, ganz hingegeben an die Rolle, ganz eins mit ihr und also einzig. Und da wuchs sie auch, bis jeder Maßstab unzulänglich war und bis jenes Erstaunen uns übermeisterte, mit dem man dem Großen gegenübersteht. Ein halber Zweifel war's, eine halbe Frage: Ja! ist das möglich? Kann man das wirklich so?

Alles war ihr gegeben, nur eins blieb ihr versagt: das Gemeine. Innere Verlogenheit darzustellen, war dieser grundehrlichen, künstlerischen Natur auf der Bühne unmöglich. Sie hatte ja Rollen zu spielen, in denen ein solcher Ton anklingt. Dann transponierte sie sie. Man könnte beispielsweise die Marthe Schwertlein vielleicht in Goethes Sinne etwas schärfer, etwas kupplerischer darstellen, als sie's getan. Aber welche unsägliche Gutmütigkeit, welche Liebenswürdigkeit verlieh sie dafür dieser Gestalt, daß sie nicht einen Augenblick ins Widrige fiel! Diese Marthe kuppelte wohl, aber mit dem ganz bestimmten Hinblick auf ein sehr sittliches Ziel, auf eine Ehe zwischen Faust und Gretchen. Wenn nebenher Mephisto für sie abfiel, so war's ihr nur ganz recht. Oder ihre Frau Vockerat in „Einsame Menschen". Der Dichter hat sich das Elternpaar

beschränkt, im Unrechte gegenüber dem Sohne, gedacht. Das konnte die Hartmann nicht. Aber sie konnte etwas anderes: den verschwommenen Begriffen des Sohnes setzte sie ihre ganze Gesundheit, ihre ganze Freudigkeit in der Beschränkung entgegen, und man wird ihr den Abend der Erstaufführung dieses Stückes nicht vergessen. Eine große Schwere lag über dem Haus, gleich Nebeln aus den Havelseen spann es sich von der Bühne herüber in den Zuschauerraum. Man atmete beklommen. Kaum eine Hand regte sich, und plötzlich brach ein Sturm des Beifalls los. Was war geschehen? Zwei altmodische Menschen, sie und Baumeister, hatten sich umarmt. Sie trug Sonne in die Welt. Man wird sie schwer vermissen, und uns allen muß es sein, als wär' uns ein persönliches Unrecht geschehen, daß diese Sonne sich so früh und für immer umwölkt hat. Wer soll sie ersetzen?

Oder sie hatte ein ganz nichtswürdiges Machwerk vor sich, wie es „Der Mohr des Zaren“ von Richard Voß ist. Da hat sie eine Bojarin zu spielen, die ursprünglich sehr obstinat und in ihrem Bojarenstolze sehr erbittert beim einfachen Gedanken an die Möglichkeit einer Verbindung zwischen ihrem Blute und dem des Mohren ist. Der Seelenadel dieses Mohren bezwingt sie, und im Hinblick auf die Möglichkeit von Enkelchen läßt sie sich in einer ganz niederträchtigen Schlußtirade erweichen und gibt ihren Segen. Da war sie ein bißchen ironisch, ein bißchen Spitzbub und endlich ganz überquellendes, aber zweifelndes Gefühl. Ein ähnliches Meisterstück, wie eine Künstlerin eine der heikelsten Situationen durch Takt und überlegene Klug-

heit aus jeder Gefährlichkeit heraushebt, hat man kaum zuvor gesehen. Oder in der „Schmetterlingsschlacht". Man kann nicht behaupten, daß die Rolle an sich sympathisch sei. Sie schmeckt ein bißchen sehr nach Frau Marthe. Aber diese Frau hat Töchter, und sie sorgt für diese Töchter nach ihren Begriffen und nach ihrem Können und so gut sie's vermag, wenn auch die Mittel, die sie anwendet, von satten Moralisten mißbilligt werden mögen. Wie betonte sie dies ihr Mutterrecht! Es war wieder einmal eine Verschiebung der Basis des Stückes, aber nicht dadurch, daß sie es drückte — sie hob es in eine Höhe, auf der es der Dichter, überrascht, freilich nicht sehen gewollt.

So veredelte sie alles, was ihr zukam. Sie trug das Magisterium magnum, das große Geheimnis, nach dem die Alchymisten suchten, in ihrer Brust. Was immer sie empfing, das gab sie wieder zu lauterem Golde gewandelt. Niemals entzog sie sich einer Rolle. Niemals schien ihr, die der Größten eine war, eine Aufgabe zu gering. Ein rastloses Studium setzte sie an alles, denn was bei ihr so selbstverständlich kam, das ward ihr nicht leicht, noch ohne Mühe zuteil. Tausend Leiden war sie hindurchgeschritten, ehe sie die schmerzensreichen Mütter so darstellte, wie sie es vermochte.

Ein Sohn, reich an Gaben, in jungen Jahren so geartet, daß sich Eltern seiner rühmen durften, war ihr hingesiecht an einem schrecklichen, rätselhaften, unaufhaltsamen Leiden. Wie rang sie in jenen Tagen mit dem Tode! Wie kämpfte sie um dieses Leben, für das es dennoch keine Rettung und kaum eine Zufristung gab!

Es war nichts zu teuer, galt es Paul. Damals in jenem furchtbaren Ringen mag die Erschöpfung, der sie nun erlag, in ihr begonnen haben. Auch anderes Ungemach blieb ihr nicht erspart; die uns die Sonne gegeben, der hat sich die Sonne nur zu oft entzogen. Ihr ging alles zu Herzen. Aus dem Herzen quoll ihre Kunst, und am Herzen ist sie gestorben.

Noch schienen ihr reiche Ehren beschieden. Noch griff sie nach dieser und jener Rolle, wenngleich in den letzten Jahren ihre künstlerische Freudigkeit, nicht aber ihre Schaffenslust gemindert erschien. Sie war müd und gealtert vor der Zeit, und manchmal erschien sie, der das Leben so viele Ehren, eine so reiche und unbedingte Anerkennung gegeben, wie eine, die sich selbst fallen gelassen, die sich selber aufgegeben hat. Wir aber hatten mit ihr gerechnet, noch auf lange hinaus und uns ihres Wachsens gefreut, ihres Besitzes gerühmt wie eines köstlichen, unantastbaren Eigentums für lange Zeit. Das ist nun vorbei. Wir müssen verzichten, und wir mögen rechnen und erwägen wie wir wollen, unsere Blicke schweifen lassen durch alle Lande deutscher Zunge: den Ersatz finden wir nicht, dieser Stuhl bleibt leer, und diese Rechnung will nimmer, nimmermehr stimmen.

Louis Gabillon

Und so wäre denn der Mecklenburger mit dem französischen Namen, der seit undenklichen Zeiten ein Wiener geworden war, seiner Zerline nachgefolgt in „die himmlischen Jagdgründe“. Louis Gabillon, einer der Alten vom Burgtheater, ist gestern gestorben.

Er war geboren am 15. Juli 1828 in Güstrow in Mecklenburg, einer kleinen Landstadt, die in der Geschichte dadurch namhaft ist, daß in den Jahren 1628 und 1629 der Friedländer darin Hof hielt. Eben damals hatte Albrecht Graf Waldstein die angestammten Herzoge des Landes um ihr Erbgut gebracht; und in dem weitläufigen, düsteren Schlosse von Güstrow hing der finstere Mann seinen weitausgreifenden Plänen nach. Wär' ihm eine längere Lebensdauer vergönnt gewesen, er hätte Europa und seine Geschicke umgestaltet. Hier, in einer Stadt mit Zerline Würzburg, die am 19. August 1834 das Licht der Welt erblickte, verbrachte er seine Jugend, um dann im nahen Rostock Medizin zu studieren. Aber ihn lockte die Bühne, und schon nach kurzen Lehr- und Wanderjahren kam er ans Burgtheater. Am 31. Oktober 1893 waren es vierzig Jahre, daß er dieser Bühne angehörte.

Er kam als Liebhaber. Die Vorzeichen, unter denen

er seine Tätigkeit antrat, waren alles, nur nicht verheißende. Man hatte noch Löwes große Glut im Gedächtnis; die fehlte ihm freilich. Als Ferdinand fiel er, seinem eigenen Geständnis nach, bodenlos durch. Der große Anschütz soll nach der Vorstellung versichert haben, es sei, seitdem das Burgtheater stehe, der erste Fall, daß ein Ferdinand nach dem zweiten Akt nicht gerufen wurde. Darnach und bei der unvermeidlich sicheren Wirkung dieses Aktschlusses muß sein Ferdinand allerdings ein sehr böser Fall gewesen sein. Aber er blieb, und bald schuf er sich sein eigenes Fach, das man vor ihm in solcher Vollendung kaum gesehen. Er ward der „eiserne Mann" des Burgtheaters.

Ansehnliche Mittel standen ihm dafür zu Gebote. Seine Gestalt überragte das Mittelmaß und verriet in jeder Bewegung eine ungemeine Kraft. Man sah, daß er in jeder körperlichen Uebung wohl bewandert war. Seine Stimme hatte etwas vom ehernen Klang der Drommete. Seine Würde war groß, seine Haltung gebietend, sein Ernst grimmig. So war er ein glänzender Alba, und man erschrak, wenn er Egmonts Degen forderte, als müßte sich des strahlenden Helden Geschick nun wirklich vollziehen. Innere Güte bei kratzbürstigem Wesen durchleuchten zu lassen, war ihm leicht; wenn er als Don Lope seinem großen Partner Baumeister im „Richter von Zalamea" gegenüber stand, dann begriff man, wie sich diese beiden aus innerster Achtung heraus unablässig bekämpfen müssen. Ein Meister des Wortgefechts, zungengewandt, schneidig wie blanker Stahl, so trat er als Benedikt seiner Beatrice gegenüber, und in dem Redezweikampf von Louis

und Zerline klirrte Klinge an Klinge, daß es eine höchst ergötzliche Lust war.

Mystische Schauer, das Dunkel des Geheimnisses wußt' er einer Gestalt zu leihen. In diesem Sinne seine größte Leistung war wohl sein Hagen in den „Nibelungen" Friedrich Hebbels, die Christine Enghaus, der Gattin Hebbels, und ihm es dankten, wenn sie sich in Wien behaupteten. Ein Nachtelfe war lebendig geworden. Schwarz das Haar, schwarz der Bart, funkelnd und drohend das Auge; ganz schwarz das Gewand, bis auf Flitterwerk am Gürtel — so steht er uns noch in der Erinnerung. Sein dunkler Schatten fiel auf den hellen Helden Siegfried. Unversöhnliche Gegensätze waren die beiden, ein Haß aus der Tiefe der Natur floß lodernd von Hagen zu Siegfried und war nur im Blute des Drachentöters zu löschen. Und wiederum: die echteste Treue war gegen seinen Herrn, gegen den einen Freund, der sich im letzten Sturme zu ihm gefunden, gegen Volker. Von Akt zu Akt wuchs diese Gestalt: riesenhaft schwoll sie im Riesenwerk. Alles war stilisiert: aber einen Uebermenschen rein menschlich spielen wollen, heißt nicht ihn begreiflich machen, nur ihn abschwächen und herunterziehen. Es ist im Augenblick niemand auf der deutschen Bühne, der sich dieser ungeheuren Aufgabe mit gleichem, vollem Gelingen unterwinden könnte.

Sein Humor war groß und echt. Sein Markgraf Kattwald in „Weh' dem, der lügt", hatte etwas vom Oger aus dem Märchen, der die kleinen Kinder frißt. An einer sehr mangelhaften Darstellung gerade dieser Rolle war das Lustspiel bei seiner ersten Aufführung

mit gescheitert; so half er es der deutschen Bühne wieder erobern, der es seither, ein köstlicher Besitz, angehört. Unvergeßlich ist sein Hofmarschall Kalb, eine sonderbare Rolle für einen weiland Ferdinand. Geziert, albern, geckenhaft im höchsten Grade, und dennoch ein wirklicher Weltmann, der am Ende in den Augen eines Hitzkopfes wie Ferdinand für einen Augenblick einem jungen und unerfahrenen Geschöpf, wie Louise gefährlich erscheinen konnte. Und sein Junker Tobias! Wie gern hätte man ihn mindestens noch einmal gesehen. So war ihm ein großer Umfang des Könnens; in vielen Sätteln war er gerecht; mit allem Fleiße gab er sich den Rollen hin, die ihm zufielen, besserte und arbeitete an sich wie an ihnen und gewiß manchmal unter großen Schwierigkeiten. Denn sein Gedächtnis war niemals zu willig.

Gabillon war ein Mensch von umfänglicher Bildung. Sein Geschmack war sicher und zuverlässig. Er liebte und vertrug ein offenes Wort. Ein leidenschaftlicher Jäger — seine Jagdgeschichten waren berühmt, wie seine Gelassenheit, mit der er jeden Einwand abzuwehren wußte —, ein großer Tierfreund. Seiner Hunde war Legion, und einzelne davon waren berühmt, besonders jener Wolfshund Sello, der an Schadenersatz ein kleines Vermögen kostete und einmal seinen Herrn in ernstliche Gefahr brachte. Denn zu Nacht überfiel das unbändige Untier den Schlafenden, der nur durch die Macht seiner dröhnenden Stimme und durch die Wucht seines Armes der Bestie Meister wurde. Einen anderen tat er in einen alten Reisesack, verschloß ihn, und versenkte das Tier im Grundlsee. Den Schlüssel

überreichte er Zerlinen, als Schlüssel zu des toten Lieblings Grabstätte. Gern erging er sich einsam im Gebirge, denn er war ein rüstiger Geher; gern erprobte er schwimmend und rudernd seine ungewöhnliche Kraft. Ihm war es ein Leichtes, seine Plätte durch den tobenden Hochgebirgssturm ans sichere Ufer zum Blockhause zu bringen, das er sich selbstherrlich am Ufer des geliebten, grünen Grundlsees gezimmert und das in früheren Jahren oft der Schauplatz der heitersten Geselligkeit gewesen.

Am 27. Juni 1856 hatte er Zerline Würzburg heimgeführt. Ein erlesener Kreis fand sich bald um das Paar, um die geistreiche Frau, den kraftvollen Mann zusammen. Es war damals noch mehr genialisches Treiben; man machte Maifahrten ins Grüne, kochte, schwelgte, erlustigte sich im Freien. Die Ehe währte lange — am 30. April 1892 ist Zerline Gabillon in Meran einem traurigen und langwierigen Leiden erlegen. Die beiden hatten jedes am Gefährten gehangen, was nicht ausschloß, daß sie viel miteinander haderten. Denn zwei ganze, unverbrauchte Naturen kamen hier zusammen und rieben sich aneinander, daß es oft genug Funken gab. Ein wenig mag auch die liebe, leidige Gewohnheit mitgetan haben; die sich auf der Bühne so oft bewehrt und auf Mensur gegenüber gestanden, die konnten sich im Leben nicht so ohne weiteres wie zwei Lämmlein vertragen. Auch Benedikt und Beatrice werden in der Ehe nicht so rasch und ganz dem geliebten Zungenkrieg entsagt haben. Aber eine hohe Achtung vor dem Werte und dem künstlerischen Können des Genossen lebte in jedem; unter einem

Dache vertrugen sie sich nicht lange, getrennt überfiel jeden die heftigste Sehnsucht nach dem andern. Es war eben eine echte Künstlerehe, nur in einem nicht: sie hielten musterhaft Haus, und keines hat jemals Genialität mit Liederlichkeit verwechselt. Zwei Töchter überleben das Paar: die eine, die Gattin des bekannten Historikers und Reichsratsabgeordneten Fournier, die andere, eine begabte Zeichnerin und überhaupt eine feine, künstlerische Natur, vermählt mit dem trefflichen Literarhistoriker Bettelheim.

Eine Lücke in jedem Sinne hinterlassen sie. Noch ist niemand da, der Zerline ganz und in allen Rollen ersetzen könnte, und schon gilt es Umschau halten nach einem Erben für Louis. Er wird so leicht nicht zu finden sein. Ein rühmliches Blatt in der Geschichte des Burgtheaters bedeuten sie; ihre Namen haben sie eingezeichnet, wo die besten der deutschen Schauspielkunst sich verewigt haben. Ein bestimmter Begriff: der einer ganz klaren und scharf umschriebenen Persönlichkeit verband sich mit jedem. Und darum wird man ihrer so leicht nicht vergessen. Wie man Gabillon geschätzt, das zeigte sich, als er am 31. Oktober 1893 sein vierzigjähriges Dienstjubiläum am Burgtheater beging. Es waren Stürme, die losbrachen, die den alten Mann auf der Bühne überwältigten. Bald darnach flogen freilich die ersten Posten über übles Befinden auf. Noch spielte er seine gewohnte Piquetpartie, noch war sein Händedruck schmerzhaft eisern — aber er verfiel. Und nun mögen sie ihn auf den Matzleinsdorfer Friedhof neben seiner Zerline beisetzen. Denn sie gehören zusammen. Gräbersymbolik ist nicht mehr beliebt; aber ich sähe

auf seinem Grabe gerne eine Hainbuche, auf ihrem eine Haselstaude, die Zeichen hahnebüchener Kraft und schlanker, dennoch kräftiger Anmut. Beide stehen auch in der Natur gern einander nahe. Nur nicht etwa Efeu und Fichte; denn das hieße das Verhältnis fälschen, in dem ein jeder sich und sein Wesen behauptet hat. Und nur keine ruhmredige Grabschrift; denn was sie uns waren, das sagt jedem von uns der schlichte Name.

Baumeister

Es ist eine herzliche Freudigkeit, mit der man Bernhard Baumeisters heute gedenkt. Denn es ist Urgesundheit in ihm. Wie hätte er anders die vielen und schweren Krankheiten überwinden können, die uns seinen Besitz vorzeitig streitig gemacht? Und etwas sehr Lichtes geht von seiner Gestalt aus.

Er ist eine große Natur. Groß in der Echtheit der Empfindung, in der Unmittelbarkeit des Ausdrucks, selbst in der Abgeschlossenheit. Denn er kann nun einmal nicht aus seiner Haut heraus, und dies ist mit das Köstliche an ihm. Er vermag nur Gestalten, die an den Kern des Lebens rühren oder mindestens zu rühren scheinen. Die aber gelingen ihm ohne jeden Rest und mit vollster Rundung. Indem er sich selbst offenbart, beschenkt er uns reich.

Eine überzeugende Kraft lebt in ihm. Seine ganze Kunst geht aufs Männliche. Er überlistet niemals den Zuschauer. Er ist nicht der Mann der künstlichen Steigerungen und der vorbereiteten Wirkungen. Seine Tragik springt an und schlägt mit einem einzigen Tatzenstreich nieder. Und sein Humor ist vom lautersten Quell.

Er ist durchaus germanisch in seinem ganzen We-

sen, in der Unbekümmertheit, mit der er sich offenbart und scheinbar ungewollt, ja achtlos das Größte erzielt. Dem scheint zu widersprechen, daß er in einem spanischen Stück, in Calderons „Richter von Zalamea“, seine stärkste tragische Wirkung erzielt. Gerade diese Figur aber hat sehr viel Deutsches. In ihrer Linienführung erinnert sie an Michel Kohlhaas, an den Erbförster, selbst an Immermanns prächtigen westfälischen Hofschulzen. Es ist ein starkes, selbst starres Gerechtigkeitsgefühl in ihr, das sich gegen eine ganze Welt setzt und behauptet.

Die Natur selber hat Baumeister für seinen Beruf gebildet. Sie gab ihm eine stattliche und kraftvolle Gestalt: ein Gesicht, das jede gutmütige Schalkheit, aber auch den schrecklichsten Ernst auszudrücken vermag; kluge und leuchtende Augen, eine beherrschende Stimme. Also brauchte er nicht an sich zu künsteln, und so begriff man denn nicht immer, was man an ihm besitze. In Zeiten, die der Manier fröhnten, mocht' er gar zu schlicht und einfach erscheinen. Sowie man aber den Rückweg zur Natur suchte, stellte er sich als Muster und Wegweiser dar. Denn mit seinem Erscheinen auf der Bühne verschwindet die Kulisse; der Wald mit seiner Maienpracht entsteht und weht uns an.

Da muß man zunächst seines Kent gedenken, dieser Verkörperung deutschester Treue. Er ist scharfsichtig; er erkennt ganz genau, wenn sein König unrecht tut, und mit dem scharfen Ton eines Trompetenstoßes, unbekümmert um alle Folgen seines Tuns, ohne Besinnung schleudert er seine Warnung klar ins Gesicht.

Dennoch vermag er sein Geschick nicht von dem seines Fürsten zu trennen; denn in ihm lebt die echte Feudalität, die sich dem Gesalbten innerlich, ohne Wank und für immer zu eigen gibt. Und Kent im Block! Dies ist die tiefste Demütigung jeder echten Menschlichkeit: ein Zeichen unsäglicher Verwilderung der Zeiten, die keinerlei wahren Wert mehr achten, weil sie ihn nicht zu begreifen fähig sind.

Oder, dem Kent verwandter, als man meint, sein Sir John. Denn die Anhänglichkeit Falstaffs an Prinz Heinz ist echt. Er zieht seinen Nutzen aus des Prinzen jugendlichem Braus. Du lieber Gott, es ist nun einmal Menschenschwachheit, sich an einem Faß Most gern das Krüglein zu füllen. Aber er vergilt es ihm reichlich. Denn niemals hat es einen königlicheren Schalksnarren gegeben, als ihn. Er atmet Behagen: er lügt mit einer Kunst, die über jeden Begriff geht, mit einer Vollendung ohnegleichen. Nur ein rastloses Zwinkern der Augen, das den Widerpart mustert, wie weit er wohl auf den Schwank einzugehen geneigt sei. Und endlich, wenn die leidige Sache vorüber ist, ein sehr vergnügtes Lämmerhüpfen. Es wird einem in seiner Gesellschaft wohl, nicht nur gefallen lassen kann man sie sich. Er wäre so gern tapfer, wenn nicht die Gebrechlichkeit des vielen, so vielen Fleisches ihn daran hinderte; enthaltsam, steckten nicht alle Begehrlichkeiten der Welt in ihm. Er ist voll humoristischer Ueberlegenheiten; findig wie Ulyß. Und ihn trifft die Verbannung wirklich ins Herz; nicht die nahe Not — wann wäre Falstaff in Verlegenheit, den Dümmeren zu finden, der für seines feisten Leibes Not-

durft sorge? — lediglich die Tatsache, daß sein Heinz sich von ihm wendet, daß die gesegnete Zeit der Jugend nicht wiederkommen will, tötet ihn. Hier ist große Tragik, und Baumeister erkennt und deutet sie. Alle Sicherheit ist von ihm gewichen. Er stammelt — er lügt noch, aber ohne Freude, er ist zur Notlüge hinabgesunken ... Die freie und meisterlich geübte Fertigkeit ist ein trauriger Behelf geworden.

Die stärkste Erschütterung geht allerdings von seinem „Richter" aus. Ein Mann, der sich königlich auf seiner Hufe fühlt, ein Bauer, frei von den Ahnen her, niemandem hörig. Der keines bedarf, vielen hilfreich ist, sich keinem gleichstellt, noch weicht. Er ist kein Großsprecher; aber in ihm lebt jede Ehre, und wer ihm die antastet, der zerstört ihm die Weltordnung, in der er gelebt hat, wirkt und einzig bestehen kann. Er ist ein entschlossener Gesell, der schwer auflodert, einmal aber aus seiner Bahn geworfen, vor nichts zurückschreckt und eine Welt in Brand stecken mag. Und nun geschieht ihm das Unerhörteste. Eine Gewalttat besudelt ihm das Haus und schändet ihn selbst. Wer vergäße des grimmen Alten, der an den Baum gebunden ist, mit jenem glühenden Auge, darin Empörung lodert, die Schändung seiner Tochter mitansehen muß! Immer wieder empfängt man jenen Ruck, dessen man nicht mehr vergißt; erkennt, wie ungeheuere Saaten des Verderbens in der Brust eines Einzelnen aufzuschießen vermögen. Tiefster Fall und Erhebung sind untrennbar in eines verwoben. Die Güte und die Gerechtigkeit selbst sind in ihrem Tiefsten verletzt und suchen nun ihre Ahndung. Denn einer der Grund-

töne in Baumeisters Wesen, vornehm und adelig selbst im größten Sturme der Leidenschaften, ist jene große Güte und Weichheit, die es nicht begreift, es könnten andere anders geartet sein, die also leicht an allem irre und alsdann tragisch wird.

Andere Gestalten drängen herzu. Da ist sein unvergeßlicher Erbförster, gerade von Wuchs und stark wie eine Buche; sein eherner Götz, so voll Innigkeit des Familiengefühls, voll Gesundheit und Herzlichkeit; sein Vater in „Denise“; sein Vockerath, der die Erinnerung an die ihm verwandteste, die vorzeitig von uns geschiedene Helene Hartmann beschwört. Er hat den Scheingestalten Philippis Wesen geliehen; er hat sich immer fest und zuverlässig bewährt. Er ist kein Grübler und kein Tüftler. Er greift mit hartem Griffe zu: zerbricht die Gestalt dabei — auch dies ist schon vorgekommen — so ist's nicht seine Schuld; erfaßt er sie aber, dann ist kein Mensch befähigter, sie so ganz auszuschöpfen, wie er.

Ein halbes Jahrhundert haben wir ihn so. Es sind Sterne mit jähem Glanz neben ihm aufgeschossen und niedergegangen. Wenige leben mehr, die sich seiner Jugend erinnern. Der fröhlichen Naturburschen, die ihm so schön und mühelos geraten sein mögen, wie denn einzelne immer noch seines Mercutio, wohl der Gestalt aus jener Periode, die ihm am längsten verblieben, mit Freudigkeit gedenken. Die mit ihm jung gewesen, die sind alle dahingegangen. Es lebt nicht ein Einziger mehr, der gewirkt, da er hier erschienen. Also ist die Achtung vor ihm und seiner Kunst beinahe schon ein Vermächtnis der Geschlechter, und es war

programmatisch, wenn man ihn eine gute Zeitlang den ersten Schauspieler im „Hamlet" und den Kammerdiener in „Kabale und Liebe" spielen ließ. Denn aus wessen Munde konnte die Warnung vor Unart und Unnatur eindringlicher erklingen oder der Angstruf der Zertretenen erschütternder? Und war es nicht allen eine Mahnung, daß er sich solcher Rollen annahm?

Sonnenthal

Sonnenthal ist der repräsentativste deutsche Schauspieler. In welcher Rolle immer er auf der Bühne erscheine, er wird gewichtig, ja bedeutend dastehen. Darin liegt sein größter Vorzug, darin aber nach modernen Begriffen auch schon eine Umgrenzung seines Könnens.

Die Natur selbst hat ihn für seinen Beruf aufs günstigste begabt. Eine ragende Gestalt, tiefe und herrschende Augen, eine Stimme voll Klanges und Fülle bei Neigung zum Zittern, die auch im Affekt Klang- und Ausdrucksfähigkeit bewahrt, der die Anstrengungen der umfänglichsten Aufgabe nichts anzuhaben vermögen. Im Gegenteil, sie gewinnt an Wohllaut, je höhere Anforderungen an sie gestellt werden.

Er hat Vorbilder gehabt und rechtschaffen von ihnen gelernt, seit den Tagen, da er, der eigenen Anfängerschaft bewußt, zuerst vor Bogumil Dawison stand, zuerst dem großen Unsteten, Unberechenbaren Proben seiner Kunst gab, die erste Aufmunterung von ihm empfing. Er hat das niemals versteckt oder abgeleugnet: nicht den Einfluß seiner Kollegen von der Burg, an denen er sich nachstrebend bildete, nicht den Tommaso Salvinis, der ihm, dem Reifen nahe, neue Wege gewiesen.

So ist er aus der Tradition erwachsen, ohne die eine gesunde Bühnenkunst niemals denkbar sein wird. Und in seiner Person stellt sich nunmehr die Ueberlieferung dar, die andere genutzt haben, um sich nach ihrer Art weiterzuentwickeln. Erfolge aber, wie er sie seit vielen Jahrzehnten beharrlich behauptet und nicht nur vor dem ihm so zugetanen Publikum der Burg, auch vor einem argwöhnischen, ja mißgünstigen Publikum immer wieder erstreitet, können nicht zufällig sein. Sie müssen ihren Grund in seinem Kern, in einer echt künstlerischen Persönlichkeit haben.

Dezennien hindurch hat er die edelsten Gesinnungen in Dichters Auftrag verkündigt. Auf seine weiche Art konnte das nicht ohne währenden Einfluß bleiben. Ueberhaupt nur eine durchaus empfängliche Natur, biegsam bis zur Schmiegsamkeit, kann einen wirklich bedeutenden Bühnenkünstler ergeben. Die größten Vorzüge, die bedenklichsten Schattenseiten des Völkchens, das beinahe so oft ärgert wie erbaut und ergötzt, hängen mit dieser Tatsache, mit einer leichten Bestimmbarkeit und einer innerlichen Unstete zusammen.

Gehaltene, würdige Vornehmheit möchte man als das Bezeichnendste von Sonnenthals Kunst ansprechen. Er kann viel, und es ist ein weit bespannter Rahmen, innerhalb dessen er sich mit aller Sicherheit bewegt. Daheim ist er doch zumeist in der gemäßigten, in der glücklichen Zone des Gefühls. Ganz versagt ist ihm nur das Niedrige. Er steigt nicht gern abwärts zu den Schatten, die andere für ihre stärksten Wirkungen aufrufen und beschwören. Auch Tatenmenschen, die einer jähen, starken Faust ihr Bestes schulden, sind seine

Sache nicht. Das Gemüt überwiegt immer und durchaus.

Er beherrscht die Formen der besten Gesellschaft. Er weiß, wie man sich in ihr bewegt, wie man dort spricht, sich kleidet. Es hat eine Zeit gegeben, da er in dieser Hinsicht eine direkt erzieherische Wirkung übte, da er der meistnachgeäffte Schauspieler deutscher Zunge und über seinen Beruf hinaus für viele aus ganz anderen Sphären ein vielbestauntes Vorbild gewesen ist.

So ist denn seine Liebenswürdigkeit ganz und gar unentrinnlich, ohne jemals schmeichlerisch zu werden, die eines Mannes, der nun einmal nicht anders kann, sich und seinem Werte aber nicht das Mindeste vergibt. Es ist die Liebenswürdigkeit nicht eines oberflächlichen, gefallsüchtigen Menschen, vielmehr eines überlegenen, ja übersättigten Mannes, der dennoch aus seiner eigensten Natur heraus nicht anders sein kann, als entgegenkommend und gewinnend. Der sich andere verbinden muß, um seine Wirkung recht zu üben. In jenen französischen Komödien, die einmal im Burgtheater mit besonderer Liebe gepflegt wurden, die nun nicht mehr kultiviert werden, weil wir deutsches Surrogat dafür haben, hat er so manche Nichtigkeit mit einem Anschein des Bedeutenden versehen, manche taube Nuß mit Edelmetall überzogen, das er aus seinen Herzensschachten geholt. Was vermochte seine zitternde Stimme, leicht umflort, wenn er auch nur einen teuren Namen rief, was besagte unter Umständen der Druck seiner Hand auf der Schulter des Partners nicht alles!

Das Elementarische ist nicht sein Fach. Er über-

rumpelt und erschüttert nicht; die innerste, die weichste Rührung aber kann er in einer Weise auslösen wie wenige. Er vermag uns wirklich in Mitleid schmelzen zu lassen. Es ist immer ein Mensch, ein wahrhaft guter und vornehm gesinnter Mensch, den wir bei ihm handeln und leiden sehen. Das packt uns, die wir uns vor dem Vorhang gern edel und teilnehmend empfinden. Als ginge es uns unmittelbar an, als wär' jeder Satz für uns ausgemünzt, wie ausgesprochen.

Zwiespältige Naturen, die zwischen Himmel und Hölle, zwischen Gut und Böse schwanken, gelingen ihm also aufs beste. Wer vergäße seinen Clavigo, der ihn jemals genoß? Darin liegt sein Modernes, denn in ähnlichen Gestalten, nur minder geschlossen, hat die neue Kunst ihr Bestes vollbracht. Wer ihm aber die Wirksamkeit im Gegenwartstück abspricht, der hat ihn in seinen schönsten Rollen vergessen, so seinen Rektor im „Glück im Winkel". Da ist eine Güte ohne Schwachheit, die nur ihren eigensten Impulsen folgt, wehrlos und dennoch gerade dadurch zwingend, und durchaus, in jedem Wort, in jeder Gebärde unvergeßlich.

Sein Bleibendstes aber hat er wie jeder echte Künstler am Bleibenden vollbracht. Immer wieder weckt sein Lear in den Höhenpunkten ungemessenen Beifall, wiewohl die ganze Gestalt von Anbeginn in zu weiches Metall gegossen erscheint. Sein Richard II. ist unvergeßlich; den Tod des vierten Heinrich, die Szene mit seinem Sohn, dem tollen Heinz, wird so leicht niemand nach ihm vermögen. Und immer wieder, denkt man der größten Leistungen der deutschen Schauspielkunst in unseren Tagen, wird man sich seines Wallen-

stein erinnern müssen. Eine Riesenaufgabe! Einen ganzen Mann hat sie gebraucht und uns eigentlich erst, nachdem wir uns schon lang genug seiner erfreut, den ganzen Wert eines großen Künstlers offenbart. Das nun sind Dinge, die man heimträgt für immer. Denn dieser Friedländer ist ein geborener Gebieter der Seelen. Er ist umdunkelt von jenen Schatten, die schwere Schicksale über die breiten, die sie erfüllen und an denen sie vollstreckt werden sollen. Durchaus und im besten Sinne adelig. Man erinnere sich der Szene mit Max. Wie voll Weichheit, voll einer Güte, die nicht an den Abfall des liebsten, des einzigen Menschen glauben will, an dem sein Herz immer noch hängt. Und dennoch ist er Heeresfürst, man denke der Begegnung mit den Kürassieren, oder man versuche sich den Ton wachzurufen, mit dem er sich im Egerer Schloß zu seinem letzten Schlaf bereitet. Ich meine nicht, daß man hernach noch wirklich Größe an ihm vermissen wird.

Begrenzt ist immer eine jede Begabung. Dieser ist die Linie nach unten versperrt. Aber das ist seltener, besser und höher einzuschätzen als jene Talente, die nun einmal nicht wachsen können und hilflos vor allen Aufgaben stehen, die nach oben führen sollen, die einmal verblüffen, bis man erkennt, wie gering ihre Gaben eigentlich einzuschätzen sind. Und ich meine, wir vergessen nur zu gern, daß die Güte immer noch in der Welt ist, ihre Werke und ihre Wunder tut. Es ist ganz gut, daß wir uns auf der Bühne eines Künstlers erfreuen können, der daran mahnt und es uns ins Bewußtsein ruft.

Ihm hat seine Kunst gelohnt wie wenigen. Er hat

einen weitverbreiteten Namen gewonnen, so klingend, wie ihn kaum ein deutscher Schauspieler vor ihm besessen. Gunst und Vertrauen der Mächtigen und der Großen haben ihn ausgezeichnet. Er hat sich niemals übernommen, die Würde, die einem ansteht, der auf den Brettern so oft Kronen trug, ist ihm freilich auch ein wenig ins Leben gefolgt. Aber hilfreich, neidlos, stets zur Förderung bereit und pflichtgetreu haben ihn viele erkannt. Das ist zu rühmen und freudig anzuerkennen.

Emerich Robert

Die Schatten, die er, keinem vergleichbar, auf die Bühne zu rufen wußte, sind über dem großen Schauspieler des Düsteren für immer zusammengeschlagen. Ganz jäh trifft uns die Kunde von Emerich Roberts vorzeitigem, und in jedem Sinne beklagenswertem Ende.

Er gehörte zu jenen Schauspielern, denen der Stil Bedürfnis, die Haltung und die große Bewegung Mittel der Wirkung sind. Der Vers, den zu meistern mehr und mehr verloren geht, war ihm willkommen. Er kam seinem Wesen entgegen, das sich in der Gebundenheit gefiel, das nicht mit elementaren Ausbrüchen, sondern in klugen und ausgesparten Wirkungen Herr des Hörers zu werden liebte.

Zu dieser seiner Art drängten ihn denn auch seine äußerlichen Mittel. Seine Gestalt war etwas über Mittelgröße; sein Antlitz von einer strengen römischen Schönheit, erleuchtet von grauen, kalten, herrischen Augen. Seine Stimme hatte früh den Zauber eingebüßt, mit dem sie vordem, in den Jahren seiner ersten Erfolge an Laubes Stadttheater, an die Herzen gerührt. Sie war wie erstarrt, schwankte zwischen Tonlosigkeit und schrillen Lauten. So, des stärksten Behelfes des Darstellers beraubt, mußte er diesem spröden Organ ablisten,

was er von ihm begehren mußte. Seinem ehernen Willen, seinem ungemeinen Ernst, den er wie an das Studium seiner Rollen so an seine eigene künstlerische Erziehung zu setzen gewohnt war, ist es gelungen, und er ward in seiner Weise eine höchst bemerkenswerte und bedeutende Erscheinung der deutschen Bühne unserer Zeit.

So gab es eine Periode, in der man alles von ihm erwarten zu können meinte, was mit dem höchstgesteigerten Kunstverstande allein zu meistern ist. Selbst den Faust trauten ihm seine Freunde, nachdem er in sich doch die eine Seite dieses grandiosesten Doppelwesens, den Grübler, entwickelt und in einem sehr beachtenswerten Hamlet gewissermaßen seine Anwartschaft darauf erwiesen hatte. Der Versuch mißriet, wie bisher noch jeder im Aufstieg zu diesem steilsten Gipfel der Weltliteratur auf halbem Wege erlahmte; die ihn als Sinnenmenschen stürmen wollten, wie die denkend und betrachtend den Pfad auszuspüren versuchten. Gereizt hatte ihn die Aufgabe im höchsten Grade, und daß so große Mühe und solcher Eifer vertan sein sollten, hat den künstlerisch Ehrgeizigen und Rastlosen in tiefer Seele gekränkt.

Er bedurfte des Kostüms und der Maske, die er sehr klüglich und mit vieler Ueberlegung sich zurechtzulegen wußte. Er verschleierte sich und sein Wesen gerne. Dabei war eine große Mannigfaltigkeit in ihm, und er, dessen ganzes Wesen eigentlich nach der Tragödie, nach geheimnisvoll unentrinnlichen Schicksalen zugeschnitten schien, er hat im Lustspiel mit seine besten Erfolge gehabt. Nur mußte dann in der Rolle Manier

liegen, die Möglichkeit gegeben sein, die Pose zu spielen. In solcher Art war sein ganz glänzender, langhaariger, schleicherischer und das Deutsche kunstvoll lispelnder Pianist Krasinsky in Blumenthals „Probepfeil", im gleichen Guß sein vortrefflicher Salonphilosoph Bellac in Paillerons „Welt, in der man sich langweilt". Im Grund beide fade Kerle; aber sie wurden unsäglich ergötzlich in seiner Darstellung.

Rednerische Kunststücke vermochte er, und darum und bei seiner ungemeinen Hingebung an seinen Beruf übernahm er auch Rollen, die manch Minderem zu gering erschienen wären. Unvergessen und, rein nach der Technik des Sprechers beurteilt, eine hohe Musterleistung ist sein Marc Anton. An sich ist die Rede, die der Getreue am Sarge seines schmählich ermordeten Freundes und Herrn hält, ein Meisterstück, dessengleichen selbst Shakespeare nicht ein zweites Mal hat. Es ist doch überhaupt vielleicht der feinste Zug in der Tragödie des Julius Cäsar, derjenige, der die überwältigende Größe des Helden am klarsten aufweist, daß ein Mann wie Marc Anton, nach seinem Verschwinden die mächtigste Persönlichkeit einer Welt, neben ihm so gar keine Rolle spielt und der höheren Natur mit der unbedingten Hingebung des Hundes anhängt. Dies alles aber brachte Robert in der Forumszene heraus. Eine eiserne Selbstbeherrschung; eine mühsame Kälte; und wenn dann die gellen Schreie der Anklage gegen alle Menschheit aus seiner Kehle stiegen, so war man mächtig ergriffen.

Besonders gut aber gerieten ihm die vom Schicksal Gezeichneten, die zu schwach sind für diese Welt,

wie sein hilflos rührender Heinrich VI. in Shakespeares schrecklichster Rosentragödie; die nur hinausgestoßen sind in eine Welt der Arglist und der Gewalt, um in ihr ein klägliches oder beweinenswertes Ende zu finden. Oder die in sich ihre Tragik tragen, wie sein Coriolan, der mit eherner Stirn an das Firmament rührt und dennoch in sich die eine Stelle weiß, in der er zum Tode zu treffen ist. Der den Kampf mit der Heimat gelassenen Mutes aufnimmt und seiner Mutter Bitten nicht zu widerstehen vermag. Oder die an ihr eigenes Glück nicht glauben, in denen der Bohrwurm Zweifel nagt und pocht, wie sein finsterer und feierlicher Hakon Hakonson in Ibsens „Kronprätendenten", der ein geborener König ist, und nur an sich selber und an seiner Berufung zweifelt. Geheimnisse in sich mußten seine besten Gestalten tragen, man denke an seinen Manfred, der in grandioser Melodik einförmig dahinfloß und einen in dieser Einförmigkeit gerade gewaltsam erregte, oder an seinen „König Oedipus", der, an sich nicht einwandfrei, dennoch ganz gewaltige Elemente der Wirkung hatte. Eine ahnende Seele überfiel das Schicksal. Er liebte es nämlich, solche Gestalten durchscheinend zu formen. Durch Nebelhüllen schien glühend ihr Kern — ihr Geheimes.

So war denn eine Rätselgestalt sein größter Erfolg. Noch steht sein Pausanias im „Meister von Palmyra" vor mir. Der Abgesandte höherer Gewalten, seiner Sendung bewußt und also feierlich in seinen Bewegungen und schaurig lockend wie ein Rätsel, wie vor allem das größte Rätsel überhaupt — das des Todes. Und die Stimme hatte jenen mystischen Klang aus den

Fernen, und eine einschläfernde Müdigkeit lag darin. Es war wie Sehnsucht, und es weckte Sehnsucht. Und die Schauer des Unirdischen, die so selten auf der Bühne zu bannen sind, gingen von ihm aus, und sie legten sich an die Herzen aller, die das tiefsinnige Märchen von der Fortdauer alles Seienden, von der Lebenssehnsucht, die in Lebensmüdigkeit umschlagen muß, bei uns vernommen haben. Noch klingt uns das Lied des Pausanias, des Ruhestillenden, mit dem Gezirp der Kithara im Ohr. Vielleicht vernahm er's selber, da er hinsank zum letzten Schlaf, müde vom Leiden, das jeden so lange Glücklichen so erbarmungslos heimgesucht. Wie geht's nur:

„Also will's der gebietende Zeus, du mußt nun
Niedersteigen unter die blühende Erde,
Mußt die schwarze Persephoneia küssen,
Schöner Adonis!"

Josef Kainz

Eine Woche voll Anstrengung und selbst Aufregung liegt hinter uns. Denn Josef Kainz war ein ungemeiner Ruf vorhergegangen, und man war gespannt darauf, den kleinen Mann mit der großen Seele auf der Szene zu sehen, seine Wirkung in demselben Burgtheater zu erproben, gegen das er eigentlich seinen Ruhm erworben hat. Denn Kainz war der Schauspieler, mit dem uns die Berliner abtrumpften, wenn wir uns das erste Theater zu besitzen rühmten. Dahin gehört doch wohl der erste Schauspieler deutscher Zunge, und diesen Ruhmestitel trägt Kainz lange und seit Mitterwurzers Tod wohl auch unbestritten.

So war der erste Eindruck denn beinahe eine Enttäuschung. Es ist eine sonderbare Verschmähung des Aeußerlichen an ihm. An und für sich neigt seine Gestalt zur Dürftigkeit. Es ist nichts schön an ihm als das große, flammende Auge. Seine Stimme hat in der Mittellage einen grauen Timbre, erst in der Höhe oder im Affekt gewinnt sie einen eigentümlichen Wohllaut, hat dann etwas vom gellen und eigensinnigen Ton einer Glocke. Dieselben Töne bis zum Schrillen gesteigert, werden immer wieder angeschlagen, und das geht dann langsam bis auf den letzten Nerv. So ist

seine Kunst von Haus aus auf das Arbeiten mit den kleinen Zügen angewiesen, und die Wirkung, die von ihm ausgeht, ist eine nervöse. Weil aber das Nervöse in uns allen steckt, so ist der Künstler der rechte für unsere Zeit, der es so meistert.

Diese seine schmächtige Gestalt nun und diese Stimme hat Kainz in einer vielleicht unerhörten Weise in seiner Gewalt. Da ist kein Glied dieses geschmeidigen Leibes, das er nicht vollkommen meistern, ganz zum Ausdruck dessen heranziehen könnte, was er eben sagen will. Es zuckt in ihm, und diese zuckende Erregung geht gemach auf den Zuschauer über. Ganz besonders aber beherrscht er die Sprache. Er beginnt recht eigentlich farblos. Dann schlagen durch dieses Grau kräftige und helle Lichter, und man sieht, daß er als Schauspieler in erster Linie Kolorist ist. Auch im Flüstern geht kaum ein Laut verloren, und plötzlich drängen sich die Worte wie ein Sturzbach aus seinem Munde, ein melodischer Katarakt braust auf uns ein, man horcht, man staunt, man ist gefangen und vergißt jeder kritischen Erwägung.

Sein Verstand ist umfänglich und tiefbohrend. Er tritt an jede Rolle mit der Frage heran: Wie mache ich d a s? oder aber: Wie mache ich d a s anders? So sieht er, was anderen verborgen geblieben war. Ich möchte an die wenig beachtete Polonius-Episode im „Hamlet" erinnern, die in seiner Darstellung einer der Angelpunkte des Stückes wird. Verwunderlich genug, daß Erklärer wie Darsteller das so lange übersehen konnten. Denn dieser Mord ist schlechtweg die „Tat" Hamlets. Er stößt Ophelien in die Nacht des Wahn-

sinns, er scheidet Hamlet, wie sich die Dinge immer entwickeln mögen, für ewig von der Geliebten, er lähmt ihn durch das Bewußtsein eines Verbrechens dort, wo er richten gewollt. Von diesem einen unglückseligen Schwertstoß ab ist seine Kraft innerlich gebrochen, und wie er gemordet, wo er richten sollen, so muß er wieder am König morden, statt ein Urteil zu vollstrecken. Umsonst ist fortab alle seine Tätigkeit. Der klarste, kälteste Verstand ist so durch eine Uebereilung in eine Kette von Wirrnissen hineingezwängt worden, die er wieder nur durch Uebereilung zu sprengen vermag.

Ein andermal übersieht er die Rolle als ein Ganzes wie mit dem ersten Blick, und man hat das Gefühl, als illustriere er einfach etwas Selbstverständliches. Ich denke dabei zunächst an sein Fritzchen. Wir sind gewöhnt, den preußischen Leutnant als die Negation des Tragischen zu empfinden. Er ist maulfertig; etwas großtuerisch, mit einem Stich ins Gezierte, wenigstens in den „Fliegenden Blättern". Und auf der Bühne sehn wir ihn nicht anders. Kainz läßt ihm alle diese Eigenschaften, und dennoch rückt er die ganze Gestalt mit einem gewaltigen Ruck ins Tragische. Das macht, er läßt in dieser gezierten, geschniegelten, mühsam zur Strammheit und zu aparten Ehrbegriffen gedrillten Figur ein zuckendes und gequältes Menschenherz schlagen, ein Herz, das so nach dem Leben verlangt, und dennoch die erlösende Kugel als das höchste Glück herbeiwünschen muß. Er ist noch so jung, die Sonne schien so hell in dieses Leben, dem alle Bedingungen des Glückes vergönnt schienen, und nun will es Fritzchen nachten, kaum daß er sich seines Tages so recht zu freuen

begonnen. Er schreit, wie ein Kind schreit, wenn es dunkelt und es sich in der Einsamkeit fühlt. Denn niemanden, nicht einmal seine Nächsten, darf er in die letzte Pein seiner Seele blicken lassen. Und wenn er abgeht, Kußhändchen werfend, ein Lächeln auf den Lippen, nur um seine Mama nicht zu erschrecken, wenn er sich zusammenrafft und stramm dasteht, wo er sich krümmen möchte wie ein Wurm, wo er sich gebrandmarkt fühlt für ewig, dann wächst dies Fritzchen in jene Höhen hinauf, wo die Wipfel der ewigen Tragik rauschen und melodisch flüstern.

Geradezu ein Musterstück geradliniger Auffassung ist sein Alfons in der „Jüdin von Toledo". Ein heimliches Feuer lebt in diesem Menschen, der immer nur König sein sollte, und den man dafür um das betrogen hat, dessen auch ein König nicht missen kann: um seine Jugend und sein Kinderglück. Er hat geheiratet, standesgemäß, weil das einmal so sein muß; aber neben ihm auf dem Thron sitzt die Langeweile und gähnt ihn an. Er hat das Bedürfnis, Freude zu machen, und seine Gattin ist von jener Musterhaftigkeit, die niemals über der Absicht das Erreichte zu entschuldigen weiß, ist von jener Sorte, über welche der Genius des „Es schickt sich nicht" schützend seine Arme gebreitet. Alfonso möchte Kind sein, er möchte tollen in seinem jungen Glück, aber — es schickt sich nicht! Und nun tritt ihm die Jüdin in den Weg. Ein verzogenes Kind und ein reifes Weib zugleich, ein Geschöpf, dem das im Uebermaß vergönnt wurde, was ihm versagt geblieben war. So übt sie eine unwiderstehliche Anziehung auf ihn. Er ist ihr verfallen, recht eigentlich

mit der ersten Begegnung. Wunderschön gemacht ist es, wie ihn dies fremde Gefühl befremdet, wie vergnügt in seiner Hilflosigkeit er dies Keimen und Werden in seinem Herzen beobachtet. Etwa das „Guck" des Kindes schwebt immer ungesprochen auf seinen Lippen.

Aber er ist auch ein Mann, er ist auch König. In beidem verletzt ihn die Jüdin, wenn sie selbst seine Waffen, sein Bestes, als Spielzeug behandelt. Und so wendet er sich von ihr, während seine Sinne noch nach ihr verlangen. Es ist lediglich der Widerspruchsgeist eines Kindes, wenn er der Königin gegenüber sich auf Rahels Seite stellt, lediglich das ganz berechtigte Empfinden eines königlichen Mannes, der es nicht duldet, daß man sich an seinem Eigentum vergreife, wenn er, ungeheure Entschlüsse im Busen, die Tote zu rächen nach Retiro eilt. Und jäh wie sein Zorn ist seine Umkehr. Das Sprunghafte von Entschlüssen zur Tat, das Keimen vom Gedanken bis zur Handlung hinauf weiß er höchst vortrefflich auszudrücken. Denn sein Mienenspiel ist reich, begünstigt durch eine nicht eben schöne, aber höchlichst geschmeidige Gesichtsbildung. Sie befähigt ihn, Masken zu machen, mit beinahe völliger Verachtung jenes Hilfsmittels, dessen andere Schauspieler zunächst bedürfen: des Bartes. Er ist wandelbar wie kaum einer. Er wird niemals das Bezeichnende, häufig freilich das Schöne verfehlen. Er überschaut die letzten Verknüpfungen der Dinge in seiner Kunst. Und das allein läßt ihn manchmal wunderlich, manchmal wieder wundersam erscheinen. Aber ins Platte kann der Mann nie fallen, es ist etwas Adeliges in ihm, und es zieht ihn zum Großen, zu den stärksten Auf-

gaben. Er ist ritterlich, und der Schleier der Tragik liegt über ihm und hüllt mit schönen Falten, was sonst leicht zu grell, zu zuckend wäre.

Er liebt die schnellen Uebergänge. Im Gefühle seiner vollkommenen Sicherheit macht er Sprünge und überraschende Wendungen. Er verblüfft manchmal. Niemals merkt man an ihm das leiseste Schwanken. Es ist offenbar ein Studium, von dessen Ernst und Hingebung die wenigsten unserer schauspielerischen Größen eine Ahnung haben, vorausgegangen, ehe er mit einer Rolle hervortritt. So steht er, sonst ein durchaus nervöser Mensch und, wie es scheint, im höchsten Grade Stimmungen unterworfen, immer durchaus über seiner Rolle. Niemals aber wird er lehrhaft. Er doziert nicht wie andere vielgerühmte Künstler derselben Schule, aus der er hervorgegangen ist, sondern er demonstriert. Er hat jene echte Freudigkeit am Spielen, ohne die eben ein rechter Komödiant nicht zu denken ist. Er belustigt sich manchmal selber, und dann blüht jenes wunderschöne, innige und heimliche Lächeln in seinem Antlitz auf, das ihn recht eigentlich verschönert und verklärt. Es ist wirkliche Jugend in ihm, und so ist es denn ein künstlerisches Bedürfnis seiner ganzen Art, wenn er seinen Lieblingsgestalten etwas vom Knaben gibt, der selber unbesieglich in ihm steckt. Er kann ja noch greinen, wie nur ein verzogenes Kind zu greinen vermag, sich ergötzen an einem Nichts, sich verwundern über Dinge, über die sich zu verwundern unsere Herren Hofschauspieler schon viel zu gesetzt und ernsthaft sind. Er hat Lachen und Weinen in einem Sack, wie man von Kindern zu sagen pflegt. Er kann

schrecklich zürnen, nicht aber grollen. Er lodert auf, und dann glaubt man ihm auch die schlimmsten Taten, aber sein Zorn verfliegt eben wieder schnell. Und dennoch — es mag im Widerspruch zu dem zu stehen scheinen, was ich eben erst ausgeführt habe — dennoch möchte ich ihn einmal als Richard III. sehen. Ich glaube, diesen Teufel aller Teufel müßte er uns menschlich nahe bringen, müßte den Großen, Gewinnenden aufzeigen, der in ihm stecken muß, wenn er die Braut vom Sarge des Bräutigams, den er erschlagen, hinweg für sich zu erobern versteht.

Er hat Humor, er hat Innigkeit. Seine Zärtlichkeit ist schmeichlerisch und kosend. Er tut schön, wie man so sagt. Er hat Stil, — wieder ein Widerspruch, wie es scheint. Und dennoch ist dem so. Sein Alfonso hat es gezeigt. Wir werden uns überhaupt daran gewöhnen müssen, diesen vielgeschmähten Stil mit etwas freundlicheren Augen zu betrachten, als man es lange Zeit getan hat. Denn nur ein Klumpen Eisen ist unstilisiert, selbst eine Stange ist es nicht mehr. Das heißt, sobald die Arbeit an irgend ein Ding herantritt, so stilisiert sie es. Und in der Kunst, welche die höchste Blüte menschlicher Arbeit ist, sollte das anders sein? Doch schwer glaublich!

Er braucht ein Ensemble, um voll zu wirken. Im Gegensatz zum Virtuosentum sind alle seine Rollen auf ein vollkommen gleichgewogenes Spiel des Gegenspielers berechnet. Wie einer jener starken Fechter ist er, die nicht gern mit einem minderen Gegner die Klinge kreuzen. So kann er in vieler Beziehung vorbildlich,

ja sogar erzieherisch wirken. Einen Erzieher aber braucht dieses Haus, das in der Tradition zu verknöchern droht, dessen beste Talente aus Mangel an Führung irre werden, verkümmern, hinzusiechen drohen. Er ist nicht durch die Tür ins Haus gekommen, sondern kraft seines Talentes hat er Bresche in diese ehrwürdigen, aber etwas morschen Mauern gelegt, Bresche, durch die ein frischer Luftzug, wie er draußen weht, hineindringen mag in Räume mit großer, ängstlich gehüteter, aber denn doch schon etwas verblichener und manchmal selbst schäbig gewordener Pracht. Kommt Kainz und bleibt Kainz — bei ihm zwei sehr verschiedene Dinge! — dann mag sich's zeigen, wer noch eines starken Atemzuges im Freien fähig ist, wer verloren, wenn er die sorglich gewärmte Stubenluft entbehren muß. Man sagt, eine jede große Institution erziehe sich die selber, deren sie zu ihrer Verjüngung bedarf. In gewissem Sinne hat sich das Burgtheater Josef Kainz erzogen. Denn auch in der Abwehr liegt ja eine Erziehung. Im Kampfe hat er seine Waffen scharf und blank gehalten, hat sie vielleicht manchmal sogar überspitzt. Das wird sich geben, sobald er die Fehde nicht mehr nötig hat. Sie aber rosten zu lassen, ist er der Mann nicht. Es wird sich zeigen, ob dies ruhmreiche Haus Kraft genug besitzt, sich diesen zweiten großen Unstäten der deutschen Bühne festzuhalten und dauernd zu verbinden. Man müßte dann freilich den starken Strom der deutschen Dichtung etwas näher ans Haus des Kaisers leiten, statt daß er wie bisher, nur in Röhren und sorgsam filtriert hineingelassen wird. Eine Auslese muß sein. Gewiß. Aber die Alten wie der

Junge brauchen neue Aufgaben. Man muß ihnen Probleme stellen, statt daß sie nur zu oft rein mit der handwerksmäßigen Routine ihr Auslangen finden. War man sich an sogenannter maßgebender Stelle nicht von Anfang an klar darüber, dann war der Gewinst von Josef Kainz ein Fehler. Denn man konnte ihn missen, solange man ihn nicht kannte; ihn aber verlieren, ehe er seine Mission vollendet hat, diese Mission, die ein Leben, wie es ihm noch zugemessen sein mag, vollauf ausfüllen kann, das wäre ein schwerer Schlag und ein Verlust, für den ich augenblicklich in deutschen Landen keinen möglichen Ersatz wüßte. Es ist ja richtig, daß ein Baum, der im Walde erwachsen, minder versetzbar ist als ein sittsamer Zögling der Baumschule. Darüber aber muß man sich Rechenschaft legen, ehe man ihn versetzt.

Stoffe

Conrad Ferdinand Meyer gewidmet.

Ich glaube, es geht jedem so, der sich schaffend betätigt. Ihm drängt das Leben mehr auf, als er zu gestalten vermag; ihm bringt jeder Tag eine Frage, die er gern nach seiner Weise beantworten möchte. Das ist nun unmöglich; denn das Reifen dauert immer länger als der Schnitt. Dazu stöbert man in Büchern manches auf, was einen lockt. Freunde teilen mit, wovon sie meinen, es läge einem. Man langt danach, formt daran; andere Arbeiten werden wichtiger und lenken ab; oder, man findet auch nur nicht die Zeit, den Dingen mit jener Hingebung nachzugehen, die dafür notwendig wäre. Und dabei wird man doch nichts mehr so recht los, mit dem man sich durch eine Weile geschleppt hat. Denn nicht bloß Goethe mußte sich die Sachen von der Seele schreiben. Gerümpel sammelt sich so in der Phantasie; manchmal mustert man's durch und bleibt vor dem einen oder dem anderen bedauernd und sogar mit der Empfindung stehen, als läge in der Trödelkammer Besseres und Wertvolleres, als was man reinlich gefaßt den Leuten vorgelegt.

Es sind nun viele Jahre her, als ich noch unter den Hörern Erich Schmidts auf den Bänken der Germanisten saß. Das war noch auf der alten Universität,

die auf einem recht heimlichen und stillen Platz stand. Schmale Gäßchen; ein Schwibbogen, der in eine breite und sehr lebendige Hauptstraße führte. Eine zopfige Kirche; die Akademie der Wissenschaften; alte Häuser mit Wirtschaften für recht schmale Geldbeutel. Man war unter sich, und man fühlte sich einig und inniger denn jetzt. Und unter uns bewegte sich ein junger Kleriker, den sein sehr reiches Stift hierher entsandt, damit er einst am Gymnasium dieses Klosters Germanistik vortrage. Es war ein hübscher Mensch. Die Soutane saß ihm gut, aus einem runden Gesicht sahen braune Augen wohlgemut und klug in die Welt. Er kam auf die Kneipen, die man manchmal unten im Prater veranstaltete, tat bei den Kneipzeitungen mit, und wenn man sang, machte sich seine schöne und geschulte Stimme angenehm bemerklich. Er hatte in der Tat vordem geschwankt, ob er sich nicht lieber der Bühne zuwenden solle, aber sich danach für den sicheren und bequemeren Beruf entschieden. Seine Studien beendigte er nicht; sie haben ihn später aufs Land in die Seelsorge getan, und dort soll er sich als ein flotter Seelsorger, der übrigens seine Gemeinde in guter Zucht hielt und erbaulich zu predigen wußte, betätigt haben. Herzensgut und hilfsbereit war er immer vor vielen gewesen.

Ihm danke ich die beiden Stoffe, die ich mir hiermit vom Herzen schaffen will. In einer Handschrift der Hofbibliothek fand er den einen; auf die Geschichte seines Klosters bezog sich der zweite. Quellen und Nachweise, die er mir verhieß, hat er mir nicht mehr gegeben. Und so lege ich denn hier nieder, was mir

davon und wie mir's eben im Gedächtnisse blieb. Ich weiß nicht einmal, ob die historischen Daten richtig sind; ich konnte sie nicht kontrollieren. Aber mir scheint in den Begebenheiten selbst etwas zu stecken, was nach Gestaltung verlangt und sie wohl verdienen würde.

* * *

Es war bald nach dem Konstanzer Konzil. Ein Erzherzog von Oesterreich hatte wieder einmal das Bedürfnis, seine Sünden zu sühnen und zugleich seine Frömmigkeit zu bekunden. Beides geschah nach dem Glauben der Zeit am sichersten und bequemsten dadurch, daß man ein neues Kloster stiftete. So wendete er sich denn an den Papst mit der Bitte um Genehmigung seines andächtigen Vorhabens. Die Zeiten der rechten, überzeugten Innigkeit waren aber damals doch schon vorüber, und die Funken von Hußens Scheiterhaufen glommen unstillbar in mancher Seele weiter. Darum entgegnete der Papst: ehe der Erzherzog eine neue Siedlung für Mönche stifte, möchte er lieber unter denen Ordnung schaffen, die schon in seinen Landen bestünden.

Das galt für viele. Zunächst gemeint waren damit allerdings die Schotten. Denn dieser dereinst blühende und höchst angesehene Orden war im Laufe der Jahrhunderte sehr verwildert und gab großes Aergernis. Sie waren mit ausgedehntem Besitztum bestiftet und mit großen Freiheiten begabt. Ihr Haus erhob sich trotzig am Rande der Stadt: eine Bastei, die nach ihnen heißt, unmittelbar dahinter, die Löwelbastei in nächster Nähe, vor ihnen die Alservorstadt, in der es damals

noch Weingärten gab. Ihren Nachwuchs zogen sie immer noch aus der ersten Heimat: aus Schottland und Irland kamen ihre Novizen, kräftige Burschen, trotzig und durch die lange Fahrt noch unbändiger geworden, noch mehr jeder Regel entwöhnt, die schwache oder leichtlebige Aebte ihnen dann beizubringen nicht mehr fähig waren.

Besonders erbittert war über sie die sehr ansehnliche und mächtige Zunft der Kürschner. Denn die betrieb einmal einen sehr bedeutenden Handel mit Rauchwaren, für den die Stadt nach Lage und Verkehrswegen auch sehr berufen ist. Diesen rissen die Schotten durch die stetige Verbindung mit den Hauptstapelplätzen, die sie durch das Kommen der Novizen, durch die Sendung von Boten nach Hause hatten, an sich. Daraus erwuchs den ehrbaren Meistern nicht allein ein ziemlicher Schade, sondern sie hatten noch ganz unziemlichen Spott, weil die Schottenliebsten in kostbareren Pelzen einherstolzierten, als die Kürschnersfrauen. An Weibern, die sich kirren ließen, fehlte es nämlich nicht. So gab es beständige Beschwerden, häuslichen Unfrieden, Klagen und Vorstellungen beim Landesfürsten, der sich wieder an den heiligen Vater wendete.

Eines allein schien zu helfen: man mußte die unbotmäßigen Gesellen aussterben lassen. Denn trotzdem sie aus dem Fellhandel einen beträchtlichen Gewinst zogen, wirtschafteten sie andererseits auch sehr übel mit dem Klostergute. Ihre Liebschaften rissen ins Geld; ihr Tafelaufwand war selbst in dieser Stadt der Ueppigkeit unerhört; von ihren Gelagen sprach man selbst hier,

wo man niemals für puritanische Sittenstrenge Sinn gehabt. Sie kamen in Schulden; es geriet so weit mit ihnen, daß ihre Feinde aussprengen konnten, selbst die Glocken im Kirchenturme seien bei den Juden vom untern Werd, der nun die Leopoldstadt heißt, verpfändet, und sie hätten einmal am heiligen Abend nicht läuten dürfen, ehe sie nicht denen den schuldigen Zins entrichtet, welche die Geburt und Ankunft des Heilandes nicht glauben. Und dabei sperrten sich die Halsstarrigen dennoch gegen jede Neuerung; das Verbot, schottische Novizen aufzunehmen, achteten sie nicht, sondern kleideten heimlich ein. Söhne des Landes, die man ihnen als Genossen aufdrängen wollte, behandelten sie übel und warfen sie unter Berufung auf ihre Rechte und Freiheiten aus dem Tempel. Der Drohung mit Kirche und Reich entgegneten sie mit unverhohlenem Hohn: nicht Papst, nicht Kaiser gehe sie an, was auch nur eines Pfennigs Wert sei.

Es blieb nichts anderes übrig, nachdem alle Maßregeln der Milde und der Mahnung erschöpft waren, als zur Gewalt zu greifen. Die Mönche verschanzten sich in ihrem Kloster als in einer Burg und wiesen manchen Angriff wehrhaft zurück. Etliche Bürger wurden erschlagen, viele in ihrer Gesundheit ernstlich geschädigt. Endlich erkannten die reisigen Gesellen, daß ihres Bleibens nicht länger mehr sein könne. So erbaten sie sich eine Nacht Ruhe. In ihr feierten sie das tollste ihrer Gelage; sie soffen den Wein aus, der noch da war; was sie nicht mehr bewältigen konnten, das ließen sie aus den Fässern rinnen, so daß der Keller im edelsten Gewächs Niederösterreichs, Ungarns und

des Rheingaues schwamm. Was verkäuflich war, schleppten sie mit; das übrige verheerten sie grimmig, damit ihre Nachfolger nichts vorfänden, nur die leeren Mauern. Danach zogen sie aus, eine wehrhafte Schar mit flatternden Kutten und Waffen in den Händen. So kamen sie bis zum Alsergrund. Dort erhebt sich ein Gotteshaus mit einem Klösterlein der Franziskaner. In das drangen sie ein; seine Insassen vertrieben sie gewalttätig und mit der klassischen Begründung, es gebühre sich, daß der mindere Heilige dem Größeren weiche — dem Benedikt Franziskus — und mußten wiederum unter Kämpfen verjagt werden. Endlich räumten sie das Weichbild Wiens für immer, nicht ohne vorher noch einen schriftlichen Protest an den König von Schottland, als ihren eigentlichen Landesherrn, aufgesetzt zu haben. Geholfen hat's nicht. Sie aber wandten sich nach Sankt Jakob in Regensburg, wo noch Bekenner ihrer Regel saßen, und dort sind sie friedlich gestorben, so unfriedlich sie gelebt . . .

Hinter ihnen kamen deutsche Kleriker. Sie stellten das verwüstete Haus wieder her. Das Gotteshaus, das die Ausgetriebnen mit den namenlosesten Greueln in der letzten Nacht entheiligt, mußten sie wieder weihen. Eine Zeit rastloser und gesegneter Arbeit begann und ward fortgesetzt von Geschlecht zu Geschlecht. Das Stift blühte auf: es wurde eine Heimstätte der Gesittung und erziehlicher Wirksamkeit. Gelehrte von Ruf und Namen haben sich hier betätigt; noch heute blüht die Schottenschule, und sie und die Bewohner des Stiftes nennt mit Verehrung, auch wer sonst kein Freund klösterlichen Wesens ist. Denn sie sind freudig,

tüchtig und dem Fortschritte der neuen Zeit minder abhold, als es sonst Kleriker sein sollen.

* *

*

Der andere Bericht aber knüpft an das bayrische Kloster Altmünster an und ist niedergelegt in Briefen, die zwischen dem Papst und dem Regensburger Bischof in dieser Angelegenheit gewechselt wurden. Sie spielt um mehr als ein Jahrhundert früher und scheint mir merkwürdig und kaum glaubhaft; voll dramatischer Momente und heftiger Leidenschaften. Auch hier schreib' ich nach der verblaßten Erinnerung und maße mir nicht an, vollkommen Zuverlässiges zu geben. Mag selbst sein, das Kloster hieß anders; die Tatsachen sind wahr.

In jenem Kloster also, das gleichfalls von Benediktinern besiedelt gewesen, war unter einem schwachen und nachgiebigen Abt eine vollkommene Anarchie eingerissen. Die Brüder waren zucht- und meisterlos: kein Gelübde galt, keine Strafe fruchtete. So wurde denn der Schwächling auf Wunsch des Oberhirten von seiner Stellung entfernt, und ein neuer eingesetzt, der ein strenges Regiment führen sollte.

Versucht hat er es allerdings. Während er sich aber bemühte, die Brüder zur Ordnung zu führen und also Nachtwachen, Exerzitien, Andachten, Fasten und Kasteiung ihnen vorschrieb, gedieh in den Gemütern aller ein großer Haß gegen ihn und wucherte mächtig. Und so beschlossen sie denn insgeheim, ihn zu ermorden; aber weil sie als eine Schelmenbande einander nicht trauten und besorgten, man möchte, wenn später Ge-

fahr drohen sollte, den Täter im Stiche lassen, kamen sie überein, die Tat so zu vollführen, daß jedem ein gleicher Anteil an Schuld zukäme. Dabei aber wußten sie ihre wahre Gesinnung so wohl zu verbergen, daß sich der Abt keines Bösen von ihnen versah, vielmehr sich der Wunder freute, die er in so kurzer Zeit vollbracht, und sich ihrer selbst gegen seine Oberen berühmte. Sie aber paßten auf ihre gelegene Zeit; und als ihr Oberhaupt einmal mit großem Gefolge über Land ritt und eine Furt der Donau übersetzen mußte, da stieß ihn der Schaffner meuchlerisch von seinem Rosse, und die anderen drängten herzu und hielten ihn so lange unter Wasser, bis der alte Mann elend ertrank. Dann zogen sie heim.

Die Tat ward ruchbar. Eine große Verlegenheit aber bestand, wie man sie strafen sollte, ohne das Unheil noch größer zu machen, die Achtung zu erschüttern, die dem geistlichen Kleide — denn mehr war diesen doch nicht mit Priestern gemein — immer noch gewahrt bleiben mußte. Und so beschloß man, sie ab divinis zu suspendieren, das heißt also, ihnen die Vornahme jeder geistlichen Handlung zu untersagen, sie von der Spendung und dem Genusse der Gnadenmittel der Kirche für so lange auszuschließen, als einer der Missetäter noch lebe, und einen Administrator mit strengen Befugnissen einzusetzen.

Als diese Kunde eintraf, da erhob sich im Kloster ein unbändiger Jubel. Zunächst lasen sie eine Teufelsmesse: all die heiligen Bräuche werden dabei wiederholt, aber in höhnischer Absicht und im Hinblick auf den Teufel, als den Widersacher Christi und Feind des Er-

lösungswerkes. Sodann schwärmten sie aus, nachdem sie die Kutten von sich geworfen hatten, überfielen die Meierhöfe, die ihnen untertan waren, trieben die Meier von Hof und Herd und vergewaltigten, was ein Weiberkleid trug. So hausten sie in der Umgebung und so weit sich ihre dreiste Tollheit vorwagte, daß man sich der übeln Wirtschaft der Tataren erinnerte, die gerade in jener Zeit über Ungarn so schrecklich hergefallen waren. Und Beschwerden und Bitten gingen an Herzog und Bischof.

Da beschloß man strengere Maßregeln. Einzeln wurden sie gefangen, soviel ihrer die wütenden Bauern nicht mit derben Bayernfäusten zu Tode geprügelt hatten, und zurückgeführt in den strengen Gewahrsam ihres Klosters.

Dort hielt man sie in enger Haft. Ihre Güter nahm man ihnen fort; man ließ sie hungern und fasten. Handfeste Laienbrüder wurden ihnen beigegeben, die mit Gertenhieben zur Andacht und Arbeit sanft vermahnten. Kein Novize durfte aufgenommen werden, ehe nicht den letzten jener Uebeltäter der Tod hinweggenommen, damit nicht die Seele des Neulings vergiftet werde von der Schändlichkeit der alten. Das Stift hallte wieder von Klagen, wie es nicht einmal an jenem Tage von Jubel ertönt war, da man den Bann über seine Insassen ausgesprochen.

Diese ganze Begebenheit, diese unerhörte Auflehnung einer Rotte Verworfener gegen jede kirchliche Hoheit vollzog sich in derselben Zeit, in welcher der Strahl, den der römische Papst entsendet, mächtig genug war, die Krone vom Haupte des klügsten deutschen

Kaisers zu reißen, ihn in der Mitte seiner Siege und seiner Erfolge zu Boden zu schmettern ...

* *
*

Dies sind die Stoffe, die mich lange gepeinigt haben, bis ich erkannte, sie seien mir nicht gemäß — entweder, weil meine Kraft nicht hinreichte, sie zu bewältigen, oder weil manche Zerstreuung, manche Ablenkung zwischen die erste Freudigkeit des Hörens und die Ausführung sich gedrängt hat. Aber mir scheint, es wäre schade, bliebe ihre Kenntnis nur auf die wenigen Wissenden beschränkt; denn sie bedünken mich, selbst ungeformt, wie ich sie hier gab, interessant auch für weitere Kreise. Einen weiß ich, dessen eiserner Faust sich auch diese spröden Materien wohl fügen müßten, der die ganze tolle Zeit auferstehen lassen könnte: unser aller Meister Conrad Ferdinand Meyer. Sein siebzigster Geburtstag war es wohl, der mir diese „Stoffe“ wieder wachrief. So seien sie ihm denn dargebracht, als eine kleine, wenn auch noch so verspätete Gabe eines Wieners nach Kilchberg am See von Zürich.

Die Tragik der Lady Macbeth

Eine gelehrte Untersuchung geben zu wollen, liegt mir fern, und ich maße mir nicht an, Wahres gefunden zu haben. Seit Jahren aber beschäftigen mich die folgenden Gedanken über den „Macbeth", die mindestens meines Wissens ganz mein sind, und deren ich mich entledigen möchte.

Eigentlich wird ein Kunstwerk doch erst im Geiste dessen vollendet, der es genießt. Die Eindrücke, die es im Empfangenden erzeugt, sind wichtig, besonders wenn sie so stark sind, daß sie keiner Reflexion weichen wollen.

Ich habe „Macbeth" zuerst in Schillers Uebersetzung kennen gelernt; noch so jung, daß ich ihn für das Eigentum des Uebertragenden hielt und mich nicht wenig über die wilde Großheit dieses einen Werkes verwunderte, die so ganz außer Verhältnis zu allem stand, was ich sonst bei Schiller gefunden. Seither ist die Bewunderung des „Macbeth" nach Oekonomie und Kraft mit mir erwachsen und verwachsen.

Niemals war Shakespeare so ganz Herr seiner Kunstmittel, so ganz einheitlich. Keine Episode lenkt ab; mit einem unbarmherzigen Fluß strömt das Ganze dem Ende zu. Die Handlung ist so unendlich einfach, wie nur in den köstlichsten Werken der Antike. Alles

entspringt den Charakteren, fließt aus ihnen; nur daraus entsteht die schöne Fülle dieser Dichtung.

Es ist eine unglaubliche Gewalt der Stimmung darin. Selbst Symbolik der Namen. Nicht umsonst heißt das Schloß des Thans „Inverneß“, das Höllenschloß. Mein Freund, der Prager Professor Ferdinand Detter, hat mich darauf aufmerksam gemacht, daß die Pförtnergespräche erst ihren rechten Sinn gewinnen, wenn man diese Bedeutung von „Inverneß“ sich vor Augen hält. Und alle Kunst von Maeterlinck, den ich, trotzdem mir „Monna Vanna“ immer ein Greuel war, in seinen Puppenspielen sehr hoch schätze, hat ihren Ursprung in den Hexenszenen. Die Stimmen des Windes, des Nebels, der Heide klingen hier mit den inneren Stimmen in einen Ton von unentrinnbarer Gewalt zusammen. Man vergleiche den „Eindringling“, vielleicht Maeterlincks Reinstes, mit der Eröffnung des „Macbeth“.

Allenthalben aber meint man, wie nur noch im „Hamlet“, im „Sturm“ und vielleicht noch im „Lear“, die persönliche Note des Erlebnisses mitschwingen zu hören. Ich habe das einmal frevelhaft genug so auszudrücken vermeint: Der mäßige Schauspieler, der sich von seinem Direktor niedergehalten glaubt, der sich denkt: wenn ich den Kerl nur umbringen könnte! Ich wäre doch ein viel besserer Direktor! — der dann in solcher Gemütsverfassung heimkehrt und im Holinshed die Historia vom allzu milden Duncan und dem trutzigen Than Macbeth las, der mußte dies Trauerspiel schreiben, wenn er Shakespeare war.

Zwischen zwei Menschen vollzieht sich die Tragik des „Macbeth“, umspannt nur zwei Geschicke, des Lords

und der Lady. Was dazwischen steht und geschieht, ist Nebenwerk. Auf ihnen allein ruht so sehr alles Licht, daß selbst die Charakteristik der übrigen Personen daneben vernachlässigt erscheint.

Von ihnen tragen wir das bestimmteste Bild in der Seele. So scharf umrissen, daß die vollkommenste Vorstellung es ebensowenig zu vertiefen, wie die schwächste es zu verwirren vermag, obzwar ich mich allerdings im Burgtheater einer gastierenden, fettleibigen und kurzatmigen Lady entsinne, die ziemlich lächerlich wirkte. Selbst in der Schloßhofszene, in der sonst, wenn die Wolter draußen stand, ein unentrinnbares Grauen lähmte, gab es einiges Gekicher.

Lord und Lady umfassen einander mit einer heißen, unauslöschlichen Liebe. Er schlägt seine Schlachten, in die sie ihm nur in Gedanken zu folgen vermag. Es ist eine rauhe und rauflustige Zeit: erfüllt von wilden und trüben Gärungen, während die Ordnung und Entwirrung noch sehr ferne scheint. Nacht, durchblitzt von ewigen Gewittern. Der König ist alt und schwach; ein Spielball der Großen. Ueberschwenglich im Belohnen, weil der Unbefriedigte zum Ueberläufer und also zum gefährlichsten Feind werden kann.

In solchen Zeiten mag der Kräftigste nur zu leicht für den Stärksten gehalten sein. Die Grenzlinie zwischen dem Raufbold, dem Mann des physischen Mutes, und dem Helden, der einer ganz anderen und höheren Klasse angehört, verwischt sich.

Und nun, durch die Macht seines Armes, ein dreister und unverzagter Losgänger, ist Macbeth so hoch gestiegen, daß er zu den Größten der Großen zählt. Er

besitzt keinerlei Anrecht auf die Herrschaft. Aber er steht dem Throne so nahe, daß er nach dem Diadem dessen langen kann, der darauf sitzt. Eine gefährliche und verführerische Position!

Die Jahre der ersten unauslöschlichen Sinnlichkeit sind für Lord und Lady vorbei, die Jugend liegt hinter ihnen. Sie haben Kinder gehabt, und sie sind ihnen weggestorben; ausgelöscht vielleicht vor dem traurigen Wehen, das unablässig, niemals schweigend und von Unheimlichem beschwert, durch die Gänge des Höllenschlosses streicht. Einmal spricht er den Wunsch aus, sie möcht' ihm nur Knaben gebären. Sie verstummt darauf. Sie hat längst keine Hoffnung auf Nachkommenschaft mehr, wenn Macbeth noch mit dem Gedanken daran spielt.

Damit aber entfällt für sie der Hauptanreiz zur Tat, zu der sie dennoch, seine körperlich gewordene innere Stimme, den Gatten drängt. Viel mehr als der Mann lebt das Weib dem kommenden Geschlecht und ihm allein. Selbst der Besitz der Krone hat hier keinen rechten Wert; weder kann sie vom Haupt einer verhaßten Nebenbuhlerin gerissen werden — Duncans Weib scheint längst tot — noch dem Geschlechte vererbt, das dem Schoße der Lady entsprungen ist.

Es müssen also andere Beweggründe walten, daß sie sich so weit vorwagt, andere auch, daß sie hernach auf jener schwindeligen Höhe nicht zu stehen vermag, wohin sie sich so dreist und im Vertrauen auf die eigene Kraft vermessen hat. Und sie müssen notwendig aus dem Verhältnis dieser beiden zueinander bedingt sein.

Schon die erste Weissagung der Hexen erschüttert

Macbeth in einer Weise, die bezeugt, es ward ihm nichts zugerufen, was nicht lange vorher in ihm schon gerufen hätte. Unser Geheimstes, das wir uns kaum selber zu bekennen wagen, erschreckt uns heftig, erklingt es von fremden Zungen.

Sein Brief an die Lady ist erfüllt von einer großen Zärtlichkeit und einem unbedingten Vertrauen, das „dem geliebtesten Widerpart der eigenen Hoheit“ nichts vorenthalten will. Und ihr Monolog offenbart mit aller wünschenswerten Bestimmtheit, wie der Gatte ihr erscheint, den sie beherrscht.

Jedes Weib sucht im geliebten Mann mehr, als eigentlich in ihm steckt, sucht es aber in ihm nach den eigenen Begriffen. Kann er denen nicht gerecht werden oder genügen, so beginnt die Enttäuschung. Dies erklärt mehr von der Tragik der Liebesheiraten, als man glaubt.

Ist dieser Mann nun der höchsten Verantwortung so nahe gestellt, wie Macbeth, während schwache und zittrige Hände diese Verantwortung hüten, fordert die Zeit eine starke Tat und eine heftige und erbarmungslose Faust, damit sie in die Richte gebracht werde, so kehren sich die Erwartungen der Gattin dem Gatten gegenüber natürlich dahin.

Nicht durch Feldherrngaben: durch die Einsetzung des eigenen Lebens, durch den höchsten, persönlichen Mut hat Macbeth jenen entscheidenden Sieg über die Rebellen davongetragen. Er ist dadurch so hoch gestiegen, daß ihm kaum mehr etwas zu wünschen, gewiß, wenn er innerhalb der Schranken von Pflicht und Untertanentreue verharrt, nichts mehr zu erreichen üb-

rig bleibt. Das ist ein höchst entscheidender Augenblick im Leben eines Tatenmenschen, dem keine Kinder Ausblick in eine weitere Ferne gewähren.

Und nun betrachte man den ersten, kurzen Monolog der Lady, ob sich nur ein Wort, eine versteckte Andeutung darin findet, welche Rolle sie sich selber wünscht oder träumt, wenn die Weissagung der Hexen in Erfüllung gegangen sei. Was sie tut und plant, bezieht sich auf ihn. Sein Wesen analysiert sie sich: „Du möchtest groß sein, bist ohne Ehrgeiz nicht, doch mangelt dir die Schlechtigkeit, die ihn begleiten muß." Eigenschaften der höchsten Art sieht sie in ihm; nur allzu mild, zu menschenfreundlich und zu schwankend ist er ihr. Ein solcher Mann darf wie immer zum Thron gelangen; er trägt in sich die Gaben, es vergessen zu machen, daß er den Stirnreif der Könige aus Blut heraus sich aufs Haupt gehoben hat.

So handelt es sich um eines: ihn dahin zu bringen, von wo er keinen Rückweg mehr hat. Es muß geschehen, was ihm für alle Zukunft Schwanken und Zaudern unmöglich macht, und dafür ist kein Preis zu hoch. Das Schicksal selbst will es: Duncan kommt zu Gast. Alle Schauder und Schrecknisse der Mordnacht durchlebt die Lady schon bei der Nachricht vom Nahen des königlichen Besuchs und Schlachtopfers. Mit den gräßlichsten Verschwörungen verfestigt sie sich, reißt sie den Mann hin zu dem, was ihr als notwendig erscheint, soll er das erlangen, das werden, was ihm ziemt. „Entweibt mich!" Ihre eigenste Natur muß die Lady abtun, um jenes Zieles willen, das sie dem Gatten gesteckt hat.

Und so geschieht denn das Unerhörte: Königsmord.

An sich nichts so Seltenes in jenen Tagen und Ländern; aber verübt unter Umständen, die ganz ausnehmend entsetzlich sind. Nur den Stoß tut Macbeth: ihn lenkt und regiert die Lady; sie versperrt dem Schwankenden jede Umkehr; und, wie sie stark genug dafür gewesen war, so muß sie die Kraft in sich glauben, ihn zu halten, wenn hernach die Reue sein Herz, „zu voll von Milde und Menschlichkeit", anfallen sollte.

Macbeth ist König; aber um nichts wird es besser, als es unter dem schwachen Duncan gewesen. Nicht einmal ein Versuch wird unternommen, dies Chaos zu entwirren, brauend und brütend, wie die trägen Nebel eines Spätherbsttages über der schottischen Heide. Die Mittel, mit denen die Gewalt errungen ward, müssen verschärft und immer gesteigert werden. Greuel folgen dem Greuel: notwendige, wie die Schlachtung Banquos, überflüssige, wenn nicht für den Zweck, Entsetzen in die Gemüter zu tragen, wie das Schreckliche an Macduffs Kindern.

Ihn aber, um den sie dies alles auf sich genommen, alle Schranken der Natur durchbrochen, ihn verläßt auch das, was sie so lange verblendet: der physische Mut. Eine gekrönte Memme, von innen heraus unterwühlt, gebärdet sich der König an Duncans Stelle. Er hat — das sicherste Zeichen einer nahenden Geistesstörung — Halluzinationen. Banquos Geist ist eine klare Halluzination, sonst müßte ihn, allem Gespensterglauben nach, wenn sonst schon niemand aus der Tafelrunde, doch mindestens die Lady als Mitwissende und Mitschuldige erblicken. Es ist ein Unfug und eine Denkfaulheit, zerstört die Stimmung, statt sie zu erhöhen, daß

man ihn auf deutschen Bühnen immer noch leibhaftig, wenn dies Wort von einer Vision zulässig ist, in seinem blutigen Hemd aus der Versenkung aufschweben läßt.

Nicht, was sie getan, nicht, wozu sie gedrängt — das Zwecklose des Geschehenen zerstört die Lady recht im Gegensatz zu ihrem Mann, der an den Taten selber zugrunde geht. Es ist nicht Shakespeares Gewohnheit, über zwei Menschen dasselbe Geschick zu verhängen. Im Gegenteil: er liebt zu zeigen, wie das gleiche Ereignis immer anders wirkt, je nach der Persönlichkeit, auf die es ausstrahlt.

Die Lady hatte gehofft, der Welt einen König, sich aber jenen Helden zu geben, zu dem sie aufblicken dürfe, wie in den ersten fernen Tagen der jungen Liebe. Darin ist sie betrogen. Und dies bricht sie völlig, die sich länger stark erhalten und behauptet als der Gatte. Er hat sie im Stiche gelassen: allein zu stehen und dies zu verwinden, ist sie aber nicht Ueberweib genug. Darum, weil ihr die gedoppelte Bürde auferlegt ward, ist denn auch ihr Zusammensturz so gänzlich und so unheilbar.

Man erinnere sich der Nachtwandelszene. Es sind Zwangsvorstellungen, die ihr immer wieder ihre Taten vor die Seele rücken. Sie kann nicht los davon. Aber ein tiefer Kummer, die Erkenntnis eines verlorenen, schrecklichen Entschlusses, eines großen und vertanen Wollens spricht weit eher aus ihrem Stöhnen als Reue, für die Shakespeare doch auch die Worte hatte, wenn er's für nötig hielt. So stirbt sie, stirbt, während um ihn alles einstürzt. Und nun geschieht das Unerhörte, das Kühnste: mindestens in einem Sinn wird Macbeth das, was sie aus ihm machen gewollt — der Unverzagte, der

dem Teufel in den Bart speit und sich nicht bangt, mit ihm zu raufen.

Es hatte sich das Geschick der beiden längst getrennt. Nicht mit einem Laut gedenkt die Schlafwandlerin des Gatten, es sei denn mit verspäteten Mahnungen.

Man meldet ihm ihren Tod. „Sie konnte später sterben. Es war noch Zeit genug für solch ein Wort."

Die Höllengeister narren ihn. Weissagungen, die ihn in Sicherheit gewiegt, kehren sich gegen ihn. Der Birnamwald rückt auf Dunsinan zu. Aber den Harnisch auf dem Rücken will er sterben.

Und noch eine große Enttäuschung. Macduff begegnet ihm. Sein will er schonen, einzig sein, dem er zu vieles Leid getan. Und nun erfährt er, dem mindestens der volle Schlachtenmut der Jugend wiedergekehrt, der nicht den römischen Toren spielen will: der Mann, der vom Geschick zu seinem Sieger bestimmt ist, der nicht vom Weibe geboren ward, stehe vor ihm.

Ein kurzes Stutzen; dann:

Ich geb' mich nicht,
Den Staub zu küssen vor dem Knaben Malcolm
Gehetzt zu werden von des Pöbels Fluch —
Kam auch nach Dunsinan der Birnamwald,
Dräust du mir auch, ein nicht vom Weib Geborner,
Doch wag' ich noch das Letzte. Vor die Brust
Werf' ich den Hünenschild. Triff, daß es schallt!
Und fahr' zur Hölle, wer zuerst ruft: Halt!

Man sollte meinen, der unter solchen Verhältnissen eines solchen Aufstieges fähig ist, in dem müssen denn doch die Keime jener großen Taten mindestens geschlum-

mert haben, deren sich die Lady von ihm versah. Und also vollendet, ja erhöht sein Ende ihre Tragik. Denn im Kampf um ein grosses Ziel erliegen, wiewohl es erreichbar war, nur weil man sich in den Mitteln dazu vergriffen, weil man im anderen nicht zu viel, aber mehr gesucht hat, als er augenblicklich zu leisten vermochte, dies scheint mir eine große und echte Tragik.

Ein neuer Messias

Von einer messianischen Erscheinung im Italien der Gegenwart berichtet auf Grund persönlicher Forschungen Dr. Emil Rasmussen: „Ein Christus aus unseren Tagen.“ (Ein Kulturbild aus Italien, deutsch von Arthur Rotenburg. Verlag von Julius Zeitler, Leipzig.)

Es handelt sich um David Lazaretti aus Arcidosso im Toskanischen, der in den letzten Jahren Pios IX. und zu Beginn des Pontifikates Leos XIII. in seiner Heimat und auch im Kirchenstaat eine religiöse Bewegung entfachte, die nun, fast ein Menschenalter nach dem gewaltsamen Tode des Erregers, noch nicht völlig erstorben ist.

Immer noch leben an den Hängen des Monte Ammiata, der, mit endlosen Wäldern von edeln Kastanien und der Spitze nahe mit Buchen bestanden, sich mehr als tausend Meter über die Ebene aufbaut, Bekenner seiner Lehre und seines Vorbildes, stille im Land, unter der Leitung von Aposteln, die er noch eingesetzt, und sie zehren von den Erinnerungen an den Meister, an seine Kämpfe, an seinen heroischen Tod eines Blutzeugen.

Unter allen Umständen muß man Dr. Rasmussen Dank für seine Bemühungen wissen. Denn es war viel-

leicht die letzte günstige Zeit, Authentisches über den Mann zu sammeln. Noch lebt, im Alter von mehr denn neunzig Jahren, seine Mutter. Und es kann nicht leicht gewesen sein, zusammenzubringen, was nun vorliegt. Es gehörte die Kunst dazu, argwöhnischer Menschen Vertrauen zu erringen, mit ihnen in ihren Einsamkeiten zu leben und auf manches zu verzichten, dem man nicht leicht entsagt.

David Lazarettis Vater war ein Fuhrmann aus Arcidosso, der sein Gewerbe ziemlich ins Große trieb. Er hatte dreißig Pferde im Stall und konnte die jungen, kräftigen Arme seiner Buben immer brauchen. Da ihm David mit Mönchsgelüsten kam, meinte er, meist decke die Kutte einen Tagedieb, und heilig könne man in jedem Stand werden, vielmehr sein. Er starb früh, und sehr zeitig nach seinem Tod vermählte sich die Witwe, der Waislein und ihrer Ansprüche ungedenk, zum andernmal. David hat ihr's nie nachgetragen und sie immer mit gleicher Liebe gehegt; ein anderer ihrer Söhne aber konnte ihr den Schritt niemals verzeihen.

Er war etwas über vierzehn Jahre; das Sumpffieber der Maremmen, die giftig schwelend zwischen Bergen und Meer sich breiten, wo man Erntearbeitern den dreifachen Lohn reichen muß, hatte den armen Jungen grimmig gepackt und geschüttelt, als er seine erste Vision hatte. Ein Mönch, mit dem er später noch viel zu tun bekam, eh' er ihn ganz als den heiligen Petrus erkannte, erschien ihm, begabte ihn mit einer bronzenen Medaille, mit der immerhin wichtigen und meist passenden Mitteilung, die ihn fortab nicht mehr losließ, sein Leben sei ein Mysterium, und mit der Kenntnis der

Vorschriften, nach denen sich Lazaretti zu richten hätte, um dereinst höherer Weisungen und Weihen teilhaftig zu werden. Er hat sie in einer stürmischen Jugend als ein leidenschaftlicher Mensch niemals verletzt.

Denn in seiner Natur lag viel Unbändiges. Seine Kraft war so ungeheuer, daß er mit der Macht seines Armes eine ganze Stadt in Schrecken halten konnte. Man reizt ihn einmal und sucht ihn zu Händeln zu locken, doch an sich haltend, will er nichts davon wissen. Endlich verläßt ihn die Geduld; er nimmt ein gefülltes Weinfaß und schleudert es durch die auseinanderstiebenden Widersacher an die Wand der großen Zechstube.

Es ist eine starke Vaterlandsliebe in ihm. Sie wich nie von ihm; er fühlte sich als Romane und seinen Stamm als den ersten der Welt, der denn auch in aller Zukunft herrschen und gebieten müsse. In den Kämpfen um die Einigung Italiens greift er freiwillig zu den Waffen. Um aber einen toten, schon von den Füchsen angenagten Kampfgenossen begraben zu können, vergißt er den Dienst. Den Leutnant, der ihn dafür feige schilt, fällt er grimmig an und will ihm den Kopf spalten. Das geht ihm, selbst für jene Zeit und ihre Begriffe von Disziplin verwunderlich, ungestraft aus: er hat den Burschen eines Obersten der Bersaglieri in einer schweren Krankheit mit Mißachtung des eigenen letzten Groschens heil gepflegt, und der bringt nun seinem Herrn zu Gehör, welch seltenes Herz der ungebärdige Gesell im Busen trage.

So wird denn entschieden, eine grobe Beschimpfung könne unter solchen Umständen auch mit einer groben Tat vergolten werden. Geschehen war ja endlich auch

nichts, was unmittelbare Sühne gefordert hätte. Lazaretti kehrt heim zu seinem Weib Carolina, das ihn rasch nacheinander mit fünf Kindern beschenkt hat. Er ist der beste Gatte und der liebevollste Vater all die Zeit seines Lebens gewesen und geblieben.

Immer ist er bis zur Selbstentäußerung zur Hilfe bereit. Almosen spendet er wie die Reichsten; sicherlich weit über seine Mittel. Die Cholera tritt grausam in seine Heimat ein; er pflegt und sorgt und bringt Beistand. Inzwischen treibt er sein Fuhrwesen übel genug weiter. Ein Mirakel muß man's heißen, daß er Pferd und Karre immer wieder heil zurückbringt, wenn er seine Fracht mit der kostbaren Erde, die sie nach der wundersamen Stadt Siena heißen, oder mit Faßdauben aus der Machia erledigt hat.

Denn er zottelt verdrießlich, den Zigarrenstummel im Mund, ohne alle Eilfertigkeit hinter seinem abgetriebenen Klepperchen. Abends in der Kneipe horcht er, was man von Welthändeln und dergleichen erzählt, verwahrt es in einem stets bereiten Gedächtnis und macht sich nach einer immer frischen Einbildungskraft seinen Reim darauf, um auszusprechen, was ihn beschäftigt, damals wie später des Gehörs gewiß. „Die tausend Ideen" hatte man den Knaben genannt. Alle tausend schließen sich zu dem einen Gedanken, der als Richte für sein Leben sich in seinem Tiefsten bewurzelt.

Als er endlich bestimmt erkannt hat, wohin ihn die wirren inneren Stimmen rufen wollen, und entschlossen ist, ihnen gehorchend seine Sendung, die ihm immer noch unklar ist, auf sich zu nehmen, einen Pfad anzutreten, der der unwegsamsten Wanderung im Hochgebirg zu

vergleichen ist, wo immer ein Schritt in Verbindung mit der Unmöglichkeit der Umkehr den nächsten bedingt und zur letzten Aussicht hinaufführt, da offenbart er sich auch endlich seiner Mutter. Sie horcht ihm, wohl mehr in Andacht als in Verständnis. „Mein armer Sohn! Alle diese grausamen, großen Dinge! Aber, sie hauen dich in tausend Stücke!"

* *
*

Es waren so zwanzig Jahre seit jener verhängnisvollen Erscheinung des Mönchs vergangen, die Davids Gemüt in Ekstase versetzt und ihm neue Ziele gewiesen hatte.

Was ihm damals auferlegt worden, hatte er treulich gehalten. Er fastete an den gebotenen Tagen, er verlor sich mit der ganzen Inbrunst eines leidenschaftlichen Menschen an den Kultus der Madonna, die er ausnehmend, vor ihrem göttlichen Sohn verehrte.

Stammte er doch aus einer Gegend, wo allerhand Romantik und eine allgemeine poetische Anlage zu Hause ist. Jeder muntere Bauer in seiner Heimat macht einmal Verse, und er hatte sich in patriotischen Gesängen, die in keinem Belang so gar übel waren, versucht, ehe er sich ganz und gar der Gebenedeiten und ihrer Anbetung hingab.

Er kannte die Apokalypse, die noch jeden Schwarmgeist an sich gelockt, sie zu begreifen oder nachzubilden, er kannte die Propheten, ganz besonders den Daniel und den düsteren Träumer Ezechiel, der ihn sehr mächtig, bis in Einzelheiten beeinflußte. Von ihnen lernte er, mit mystischen Maßen und mit Symbolen operieren,

und seine architektonischen Vorstellungen, die späterhin für ihn und seine Anhängerschaft Bedeutung gewinnen sollten, sind durchaus aus dem Gedankenkreise des Ezechiel empfangen.

Und so kam dem überreizten Menschen das andere Gesicht, das alle seine Zweifel hob und ihm den einsamen Weg wies, an dessen Ende der Tod des Blutzeugen seiner harrte.

Am 25. April 1868 war er auf der Heimfahrt von Siena gewesen. Fieber und böses Kopfweh quälten ihn, und ihn befiel tiefer Schlaf. Er sah sich darin am brandenden Meer. Durch die Wogen aber steuerte in einem kleinen kupfernen Boot der Mönch zu ihm, und sie sahen nun, wie ein brüllender Löwe ein Meerwunder mit drei Köpfen und fünf flammenden Hörnern anfiel und bezwang. Vier Elefantenbeine hatte das Scheusal; der Körper war der eines Riesenferkels, und ein furchtbarer Schlangenschwanz züngelte darüber hin.

Noch fünf andere Bestien müssen daran glauben. Sie verschwinden in einem Wirbelwinde, Windstille: der Löwe aber, als es still wird, in einer leuchtenden Wolke. David besteigt nun das Boot des Mönches, und sie fahren gemeinsam in „das Land der Großen", vordem Latium genannt. Da wachsen Granatäpfel, deren Kern gar köstlich ist; es sprudelt von frischen und erquicklichen Quellen, überragt von einer Klippe mit der lateinischen Inschrift: „Gottes Urteil. Hier ist der Mensch Staub." Da nun hebt der Mönch ein blaues Buch, aus dem er erfahren hat, Lazaretti habe sich durch zwanzigjährige Ergebenheit gegen die Madonna seiner Berufung würdig gemacht.

Nun soll er zu dem gehen, „der hienieden über die Gerechtigkeit des Himmels und der Erde wacht," und ihm alles mitteilen, was er gesehen hat, zum Beweise dafür „daß alle Ungeheuer des Meeres und der Erde im Bunde mit allen Mächten der Hölle den unüberwindlichen Löwen nicht besiegen werden". Will ihn aber der Papst nicht hören, so soll er in einem Kloster der Provinz Rom, Montorio Romano, in Gebet und Enthaltsamkeit verharren. Aber seine Versuche, zum Papst zu dringen, scheitern sämtlich. Betrübt geht er nach Arcidosso heim.

Einen Monat und einen Tag nach seiner Rückkehr packt es ihn abermals, wieder in schwerem Schlummer nach Fieberhitze. Ein junger Mann in prächtigen Kleidern winkt, er möge über einen reißenden Fluß zu ihm kommen. Der Visionär wagt es nicht. Da überschreitet der Jüngling trockenen Fußes den Strom und spricht: „Du bist in trüben Wassern gewandert. Darum fürchtest du dieses, das doch rein ist: denn es hat seinen Ursprung in den Quellen des Paradieses." Den zitternden David an der Hand, durchschreitet er die Flut. Der fühlt sich nach dieser Wanderung und dieser Leitung stärker denn je, wie nur sein Führer etwa in den Prunkgewändern. Am andern Ufer aber spricht der Geheimnisvolle: „Das Hindernis ist überwunden. Vollende du nun deine Sendung." Eine Feuersäule schießt vor ihm auf. Die Erde bebt. Es ist drei Uhr nachts; um sieben war der Schlummer über ihn gekommen.

Immer neue trostlose Versuche folgen, vor das Antlitz seiner Heiligkeit zu dringen, Pios IX., in dessen Stimme er doch denselben Klang vernommen, wie im

Brüllen des unüberwindlichen Löwen. Umsonst belauert er alle Zugänge des Vatikans; findet er endlich irgendwo unwilliges Gehör, dann wird er wie ein überlästiger Schwarmgeist behandelt. Nirgends glaubt man unlieber Gesichte und göttliche Berufungen als in Rom. Die Hebel aber, die der arme Bauer weiß, sind zu schwach, ihm die heiligen Pforten zu öffnen. Endlich dringt er doch vor das Antlitz des Papstes. Er gewinnt ihn: solange Pius noch auf dem Stuhle Petri sitzt, bleibt er Lazaretti geneigt und läßt ihm keinerlei Leid tun. Er hört den Heilsucher freundlich; er gestattet ihm, sich in ein Kloster der alles Spuks und aller Mysterien vollen Sabinerberge zurückzuziehen, das eine neue Stimme ihm statt Montorio Romano angewiesen hatte; er beschenkt ihn mit einem Rosenkranz von Früchten aus Jerusalem, wie er immer noch gern als Auszeichnung besonders Begnadeter gegeben wird. Es drängt ihn mächtig dahin. Trotz der Aufforderung des Papstes wiederzukehren, tritt Lazaretti eine Wanderschaft ins Ungewisse an; denn er ahnt nicht den Namen, nicht den Ort seiner Zufluchtsstätte.

Er muß lange suchen. An Ruinen von Klöstern kommt er vorüber, deren Zahl wohl selbst für den Kirchenstaat zu groß geworden war. Endlich, auf unwegsamen Pfaden, in einem schroffen Tal, vor einer Grotte, von der ihn ein Gießbach scheidet, vernimmt er wieder die Stimme des Geistermönchs: „Hier ist deine Wohnung." Ein frommer Einsiedler, Beato Amadeo, hatte da sein Wesen gehabt in einer dunklen Höhle, die gerade in den Felsen hineinging. Sie hatte die Form und Größe einer Klosterzelle; in der Felsmauer war eine

Nische, und rechts fand sich eine Erhöhung, wie ein Ruhelager. Unwegsam alles und so schroff, daß zwischen den Klippen nur die behende Ziege klettern konnte. Da nun richtete sich Lazaretti ein. Er mußte sich wohl mit Aelplern und nahen Klosterbrüdern in Verbindung setzen, damit für seine allerdringendsten Bedürfnisse gesorgt werde. Sonst aber lebt er trotz der Härte eines scharfen Herbstes als Eremit für sich, tut Kasteiung und dichtet Hymnen an die Gottesgebärerin und ihr Kind. Denen, die in seine Einsamkeit dringen, erzählt er, er sei ein Maler. So steigert sich denn natürlich seine Erregung immer höher aus sich heraus. Es bereiten sich neue, stärkere Ekstasen aus der eigenen Seele mit Notwendigkeit vor. Man denkt an Christi Fasten in der Wüste und was dem folgte.

Eine Stimme vom Eingang der Grotte heißt ihn, die Gebeine, die hier ruhen, sammeln und auf dem Kirchhof beisetzen. Nachdem er es mit Nachbarn verabredet hat, bringt David einen ganzen Tag im heißen Gebet zu. Mitten darin fällt der Schrecken Gottes auf ihn: vor dem Eingang, eine schwarze Kappe ins Antlitz gezogen, steht ein Mann, und ein solches Entsetzen übermeistert David, daß er atemlos flüchtet und sich kaum beruhigen läßt; er, vor dessen Kraft und Mut vordem die Vielen gezittert. Es wird gegraben: in Gegenwart von fünfunddreißig Menschen findet man das Skelett, dem dann die Ruhe im geweihten Boden gegönnt wird. Zu Abend brach ein unerhörtes Unwetter ein, das keiner vergaß, der es miterlebt. Solche Stürme mögen dem jüngsten Gericht vorantoben. Mitten im Zucken der Blitze aber sah David, der seinen Rosenkranz

betete, die Grotte plötzlich vom klarsten Licht erfüllt, dessen Aufflammen ihm die Besinnung nahm. Besinnungslos fanden ihn des Morgens vier junge Leute. Sein Gesicht war stark geschwollen. Was ihm geschehen war, konnte er nicht gleich offenbaren. Er bat um einen Priester. Es kamen der Vikar von St. Maria, der sein besonderes Vertrauen genoß, und Frater Ignazio Mikert, ein Westfale, der hier einen verborgen gebliebenen Mord in schmerzlicher Pön abbüßte. Lazarettis Zustand war sehr bedenklich. Man meinte, er habe wohl die Perniziosa, die immer tödliche Form der Malaria.

Dieses aber ist das Gesicht, wie es, zum vollen Bewußtsein zurückgekehrt, David Lazaretti dem Vikar von St. Maria mitteilte, das sich ihm offenbart hatte in jener Nacht voll unermeßlicher Schrecken, in der Grotte des Beato Amadeo im Sabinerlande, da seine Seele reif war für die Empfängnis neuer Wahrheiten und Begriffe durch Bußfertigkeiten aller Art und durch Gebete:

Durch das Wetterflammen war ein anderes, neues Licht aufgeglüht. Darnach betrat ein junger strahlender Krieger die Grotte, geleitet von einem jungen Weib, über dessen Rücken ein langer Schleier niederwallte. Ihnen folgten ein Mann in einer schwarzen Kappe und ein Mönch in brauner, mit einem weißen Strick gegürteter Kutte, ihm beide schon von früheren Erscheinungen her vertraut. Jede Person blieb für sich.

Der Mönch sprach: „Nun soll das Mysterium deines Lebens dir von dem Geiste, dem die Gebeine ange-

hören, die du kürzlich aufgegraben hast, geoffenbart werden." Nachher hatte er den Himmel offen, den Vater mit einer glühenden Kugel in der Hand und den Sohn an seiner Seite gesehen. Der Mann in der schwarzen Kutte hatte ihm anvertraut, er sei Davids Stammvater im sechzehnten Glied und wünsche auf dem Friedhof in Montorio bestattet zu sein; die Buchstaben M. P., das heißt Manfredo Pallavicino, auf dem Sarg. Dies geschah; zum Kennzeichen legte Lazaretti seine Ohrringe hinein; unter großer geistlicher Assistenz wurde M. P. nach der Rast von Jahrhunderten wieder beerdigt.

Es war aber noch ein Wunder geschehen: der Mönch, wir wissen schon: St. Peter selber, diesmal nach der Meinung eines Erzpriesters, also eines gewiß bewanderten Mannes, von der Madonna selber und vom heiligen Erzengel Michael geleitet —, hatte Lazaretti gezeichnet mit einem Stigma, das man deutlich in Form eines flammenden Herzens auf seiner Stirn sah. Nicht viele haben es geschaut, da er gern das Haar über dieses Zeichen seiner Prägung kämmte. Es wird geschildert als J + C, ähnlich dem byzantinischen Namenszug Christi und auch als Giudice e Christo, Richter und Erlöser, zu deuten. Ihm selbst aber erschließt sich erst langsam die ganze Fülle der Offenbarungen, samt der Rolle, die jedem seiner erlauchten Gäste dabei zugefallen.

In Kürze: er sieht Gott-Vater so erbost über die Gottlosigkeit der Menschen, daß ihn nur noch Madonna und ihr eingeborener Sohn davon zurückhalten, dem verkommenen Pack die glühende Kugel an den Kopf zu schleudern.

Manfredo Pallavicino aber, Lazarettis Ahn, offenbart dem Sprößling, er sei bestimmt, ein großer Führer des Volkes zu werden, jener „große Monarch“, der die Reiche der Welt unter romanischer Leitung und im katholischen Glauben neu ordnen und leiten sollte, von dem seit Jahrhunderten Weissagungen umliefen, wenn sie ihr paßten, von der Priesterschaft toleriert, ja genutzt, dann wieder überlegen als Kram für alte Weiber abgelehnt.

Dieser „große Monarch“ sollte nach allen gangbaren Vorstellungen aus dem Blute der französischen Könige, aus dem Samen Pippins sein. Das nun nimmt Pallavicino für sich und somit auch für seinen Abkömmling in Anspruch: er sei ein unehelicher Sohn Franz I. oder vielleicht noch besser Ludwigs XII. Besonders Franz I. hat es ja daran nicht gemangelt. Die ganze verworrene Geschichte von Manfredo Pallavicino und seinen merkwürdigen Schicksalen in Italien aber stammte bis ins kleinste aus einem Roman voll patriotischer Gesinnung und gehäufter Begebenheiten und Greuel, der in Lazarettis Jugend im Umlauf gewesen war, mehr denn tausend Seiten stark! Sicherlich hatte er ihn niemals gelesen; der Inhalt war ihm aber wohl durch Gespräche am Kaminfeuer vollkommen vertraut, sodaß er sein ganzes Bewußtsein füllte, um in der entscheidenden Stunde daraus aufzuerstehen.

Einzelnes blieb immer dunkel; zum Beispiel die Art, wie er sein Stigma empfing, ob in einem Sturm der Verzückung ohne Raum für einen Schmerz, ob er sich's selber mit einprägte in einer Ekstase und nach dem Erwachen keinerlei Erinnerung an sein Tun mehr

in sich fand — er besaß seinen so geschnittenen Siegelring — ändert nichts an dem Eindruck unbedingter Ehrlichkeit und Gutgläubigkeit bei jedem Tun, den alle, darunter Menschen, die zu prüfen und zu beobachten gewohnt waren, von ihm empfangen haben. Eines Betruges hielt ihn nur für fähig, wer sich gewaltsam gegen ihn und sein Wesen verstocken wollte. Sein messianisches Bewußtsein hatte die erste Stufe gewonnen: er glaubte an sich als den berufenen Neuordner der Welt, wie wohl auch Jesus der Führer und der Richter Israels sein wollte, ehe er sich als milder Mittler und Erlöser und als Sohn Gottes seines eigensten Berufes besann. Das Heldentum hat immer sein Berauschendes in sich, ehe man stillere Größe begreift und übt. Lazaretti ist den Weg vom Schwert Gottes zum Lamm Gottes in sich zum ganzen Ende gegangen.

Inzwischen hatten sich daheim, in Arcidosso Gerüchte vom wunderlichen Wesen verbreitet, das David trieb.

Sendschreiben an den Papst, in einem Ton, der garnicht kurial war, meldeten von den Visionen in der Sabinergrotte. Die Antwort darauf war freilich nur die Ausweisung aus dem Kirchenstaat.

Die zu Hause suchen ihn zurückzulocken auf die Art, die bei seiner Natur den sichersten Erfolg verspricht. Denn sicherlich hat Karolina samt ihren Kleinen den Fernen sehr schmerzlich vermißt. Und so wird ihm denn vorgespiegelt, die Kinder seien krank und bedürften seiner.

Schon will er dem Rufe folgen. Aber das entsetzlichste Wetter, Blitze, die unmittelbar zu seinen Füßen

einzuschlagen scheinen, scheucht ihn zurück in seine Grotte. Er türmt zu stärkerer Scheidung von der Außenwelt einen zyklopischen Wall von Geröll um sich und sendet Botschaft nach Hause, die sein nahes Kommen ganz bestimmt in Aussicht stellen soll.

So erscheint er endlich wieder, ein ganz anderer, als der Ausgezogene. Er ist viel stiller; was man niemals in ihm gesucht hätte: der Mann der tausend Ideen steht fortab ganz im Bann der einen, der religiösen Idee, auf die sich seine Gedanken allesamt beziehen. Er empfindet sich ohne jede Anmaßung, die ihm immer fremd geblieben ist, hinausgehoben über die Menge: — sie aber merkt ihn, natürlich wie immer in solchen Fällen die nächsten Angehörigen ausgenommen, über sich. Durch seinen Bruder Checco und sein gutes und braves Weib Karolina sollte ihm noch manche Ungelegenheit blühen.

Es ist ihm eine große Macht über die Gemüter, lediglich, wie es scheint, durch die Macht seiner Erscheinung gegeben. Er weiß sich eine große und opferwillige Hingebung zu sichern, die, ohne viel zu fragen und zu sorgen, den eigenen Vorteil hinter sich wirft um ein großes, der Allgemeinheit frommendes Ziel, das der geliebte Führer in der Ferne deutet. Niemals hat es ihm an Freunden gefehlt, bereit, alles für ihn zu tun. Einer fiel ab; ein anderer, dessen man kaum gedacht, drängte sich in die Bresche, die des Verhetzten Abfall geschaffen.

Er versteht zu organisieren. Eine neue, große Kirche soll statt der drei kleinen und ungenügenden in seinem Heimatsort entstehen. Er schafft die Arbeitskräfte, wie sie späterhin willig um die Bauten fronen, die er für

seine eigenen Zwecke plant und türmen möchte. Freilich bleiben seine Unternehmungen sämtlich unvollendet, ob sie nun unmittelbar religiösen Bedürfnissen dienen sollen, ob sie symbolische Bedeutung haben.

Er ist immer rechtschaffen und von großer Ehrlichkeit. Er lebt in Neapel, und die hübsche Tochter eines Schenkwirts verliebt sich bis zur Besinnungslosigkeit in ihn. Man weiß, wie läßlich immer über derlei Sünden, zumal bei so großer Entfernung von der Legitimen, gedacht wird. David offenbart dem Mädchen, er sei verheiratet, und heilt es von seiner Leidenschaft; Nebenbuhler aber, die ihm böse mitspielen möchten, entwaffnet er.

Er ist von der vollkommensten Uneigennützigkeit. So viel an ihm lag, ist durch ihn niemand zu Schaden gekommen. Ein reicher Franzose, Du Vachat, hatte der Sache namhafte Opfer gebracht. Immer, fast bis an sein letztes Ende, sann Lazaretti darüber, wie man sie dem Abgefallenen erstatten könnte. Eine kommunistische Gliederung seiner Gemeinde schwebt ihm vor. Die Dinge gehen auch immer ganz leidlich, solang er selbst sich ihnen widmen kann. Immer aber wird er wieder abgerufen, und unredliche, oder auch nur ungeschickte Verwaltung zerstört das gedeihlich Begonnene. Untreue gegen Lazaretti aber, selbst verbrecherischer Art, findet bei den italienischen Behörden die mildeste Auffassung.

Er hätte Schätze sammeln können, die ihm angeboten wurden, und er hinterließ seiner Familie nichts als einen Bettelstab. So stark ist dieser Zug von Selbstlosigkeit seinem ganzen Wesen aufgeprägt, daß

er auch dem Fremden entgegenspringt, wenn der sich nicht mutwillig dagegen verblendet. Man macht ihm einmal den Prozeß, belegt alle seine Papiere und Briefschaften mit Beschlag, führt ihn mit gefesselten Händen im Geleit von Karabinieri nach Scarsano, weil er seine Nebenmenschen ausbeute. Der reiche und angesehene Advokat Salvi aber, der unter Leopold II. von Toskana als Generalprokurator eine der höchsten Richterstellen des Landes bekleidet, begegnet ihm aufs herzlichste, mit voller Gastfreundschaft, nimmt sich uneigennützig seiner an. Späterhin auch Karolinas. Das war ein Unglück. Karolina war kein Verkehr für Menschen, deren Glauben an David noch nicht unerschütterlich stand.

Er faßt ungemein leicht. Späterhin, da er als Gast in der berühmten Karthause verweilt, dem Mutterhaus des ganzen Ordens und des köstlichen Schnapses, den sie nun kummervoll außerhalb des schönen Frankreichs brennen müssen, will der Abt durchaus nicht glauben, daß Lazaretti gar keine gelehrten Studien getrieben und den heiligen Thomas von Aquino, der ihm hier erst in der Klosterbibliothek entgegentritt, nicht gekannt haben soll. Offenbar war jenes theologische Genie in ihm, dem Fragen wichtig erscheinen und klar werden, die sich andern niemals offenbaren. Immer wieder aber erhebt sich in ihm das Bedürfnis nach der Einsamkeit, nach der letzten Erforschung seines Gewissens — ohne Mittler. So verbringt er auf der einsamen, nur von wilden Ziegen durchsprungenen Insel Monte Cristo lange Tage ohne Obdach, ohne Nahrung, als die wenigen mitgenommenen Brote.

Im allgemeinen aber ist Lazaretti durchaus auf das bedacht, was seinen Anhängern unmittelbar nütze. Er bemüht sich um eine bessere Schulbildung, um bessere Haltung der Frauen. Ihm schwebt eine allgemeine und eine langerstreckte Schulpflicht vor, zu einer Zeit, da im neugeeinten Königreich Italien noch niemand derlei dachte. Er erkennt, daß der steinige Boden seiner wolkennahen Bergheimat reichlich lohnen könnte, zerschlüge man das Gefels mit vereinten Kräften, und sucht nicht ohne Erfolg die Arme seiner Getreuen zu solchen Aufgaben zu lenken. Er erkennt das Unheilvolle manches Aberglaubens und sucht ihn zu dämmen. Durchaus erscheint er fromm im katholischesten Sinn. Er hat eine hohe Meinung von der Macht des Gebetes und fordert von den Frommen sehr erkleckliche und zeitraubende Leistungen. Auch die Wirkung der Andacht ist ihm ganz katholisch-unmittelbar, schon hienieden lohnend und vor Unheil schützend. Die Eremiten, die sich um ihn sammeln, entsendet er auf Wallfahrt nach den Stätten im Sabinerland, die ihm für seine Entwicklung wichtig gewesen. Doch für die Zwecke der Priesterschaft an sich ist er niemals zu haben; allen Versuchen, ihn dafür einzufangen, hat er widerstanden, der gläubig im Innersten, aber niemals klerikal war, der sich immer als Italiener fühlte.

Natürlich, mit dem wachsenden Glauben an sich, bestärkt durch seinen Einfluß über die Seelen, deren bald ihm in der Heimat allein über tausend in unbedingter Fügsamkeit gehorchen, mit höheren Zielen wird er bewußter und fordert den blinderen Glauben. Er weissagt gern, freilich nicht eben mit großem Glück. Ein-

mal trifft er's so ungefähr; meist aber klappt es daneben. Die einzelne Vision, die ihm vordem immer den Weg offenbaren mußte, ist nicht mehr notwendig. Eine allgemeine Inspiration lebt nun in ihm und erfüllt ihn ganz samt dem, was er schreibt. Denn er ist bemüht, seine Gedanken schriftlich ausgehen zu lassen, und antwortet auf etwaige Bemängelung: „Don Filippo, nicht ich bin es, der schreibt." Zwei Reiche der göttlichen Personen sind vorüber: das der Vergeltung vom Vater, das der Barmherzigkeit vom Sohne. Das dritte aber, das goldene Reich der Gerechtigkeit und des heiligen Geistes steht noch aus, und er soll es gründen, der sich zugleich immer sicherer als neue Inkarnation Christi, als den abermals notwendig gewordenen Mittler fühlt. Darum müht er sich um die nach den drei christlichen Haupttugenden gegliederte Organisation dreier Orden, die seine Anhänger verbünden und seine Ideen verbreiten, die in Not und Krankheit einander nach einem ganz gut erwogenen Plan beistehen und vor dem Schlimmsten behüten sollen.

Auf dem Gipfel des Monte Labbro aber, der dem Monte Ammiata vorgelagert ist und eine kaum minder herrliche Umsicht auf das Meer, die darin schwimmenden Inselchen und den hohen Appennin gewährt, soll sich ein Symbol des neuen Bundes erheben. Für immer ist der Berg, dessen Name nicht umsonst an das Labarum, die Kreuzesfahne, erinnert, die Konstantin siegverheißend im Traum vor der Entscheidungsschlacht über Römerkrone und Römerglauben durch die Sterne hatte flattern sehn, nun mit dem Werk und dem Leben David Lazarettis verknüpft. Auf seinem Gipfel sollte

die neue Arche Noäh erstehen, bestimmt, in der neuen Sintflut, wenn die Welt im Priesterblut schwimmen würde, den zur Rettung Bestimmten ein Obdach zu sein. Sie war niemandem ein Schirm, nicht einmal sich selber. Ein Turm von dreiunddreißig und einer halben Elle sollte sie bekrönen. Nur noch Trümmer sprechen davon und von den vielen Mühen, die ihm gegolten. Denn eine immer weise und fürsichtige Regierung, ohne rechte Vorstellung, was da so trutzig und so babelmäßig dem Himmel entgegen gehoben ward, hatte, damit nicht etwa ein Fort für eine mögliche Rebellion erstehe, verboten, bei der Maurerarbeit Bindemittel zu verwenden. So stürzte denn das Ganze in sich. Nur Zellen blieben übrig, in denen Lazaretti späterhin sein Wort verkündigte. Der unselige Sturz aber geschah am gleichen Tage, als die Macht Napoleons III. für immer dahinsank — mit ihr die einzige Stütze der weltlichen Papstmacht Pio IX. . . .

Allerhand Bauten erhoben sich im Laufe der Zeiten auf dem heiligen Berge Lazarettis, für die Bedürfnisse der kleinen Kolonie, die sich da angesiedelt. Freilich keine Dome mit beherrschenden Terrassen und mit feierlichen, von andächtigen Wallern überfüllten Freitreppen, wie er sie seinen Bekennern verheißen hatte.

Seine Schriften taten allerdings ihre Wirkung in die Ferne und warben ihm einzelne Gläubige, sogar einen Bischof in Partibus mit einem reichen Beichtkind, einer Engländerin, die sich dem Katholizismus zugewandt. Der große, allgemeine Zuzug der Völker nach Monte Labbro aber wollte nicht beginnen.

Ein Kirchlein war erhöht worden. Regelrecht ge-

weihte und bestallte Priester walteten darin der Frommen, und ein Altarblatt stellte jene Erscheinung der Madonna mit St. Michael beim Gottsucher in der Sabinergrotte dar, die für Lazaretti und seine innere Entwicklung Epoche gemacht. Es ward auch für den Unterricht der Jugend kräftig gesorgt.

Inzwischen war Pius IX. gestorben. Leo, der nach Lazaretti „sich einen Löwen nennt, und als ein von den Wölfen verschlungenes Schaf endigen soll", hielt die Schlüssel Petri. Ihm war Lazaretti vollkommen gleichgültig; im Vatikan überwog der Einfluß der Jesuiten unbedingt. Die Versuche, die Kraft des neuen Meisters im klerikalen Sinn zu nutzen, waren gescheitert; er selber hatte sich innerlich mehr und mehr von manchem Dogma befreit.

Niemals war er eigentlich Fanatiker, immer eine ehrlich bekennende Natur gewesen. Eine schöne Jüdin, die mit Begeisterung von ihrem Glauben sprach, hatte ihn entzückt. Was er von Kasteiungen und Bußübungen forderte, blieb immer in mäßigen Grenzen. Er glaubte nicht an den unbedingten Wert der Keuschheit; nur vor großen Anlässen, höheren Weihen forderte er Enthaltsamkeit. Von Gelagen war er kein Freund; aber er liebte die Heiterkeit mehr als die Askese. Ein durchaus menschlich gesinnter Reformator erscheint er.

So kommen ihm große Skrupel über die Priesterwirtschaft. Er erkennt, wie sie das Volk niederzudrücken, auszubeuten sucht, wie sie eine Kaste bildet, einen Fremdkörper im lebendigen Organismus. Das muß er rügen und aussprechen. Er hat seine Bedenken gegen die Ehelosigkeit des Klerus, mit allen Lügen, ja

Verbrechen, die sie notwendig geleiten. Er zweifelt an der Ohrenbeichte und fordert von seinen Anhängern nur noch ein summarisches Sündenbekenntnis, also, er rüttelt an einem Grundpfeiler des römischen Dogmatismus um den andern.

Und so nähern sich die hundertzwanzig Monate ihrem Ende, die er einmal als die Dauer seiner öffentlichen Wirksamkeit vorausgesagt. Man versucht, von innen heraus, durch Verlockung und Verleumdung sein Werk zu zerstören. Ohne rechten Erfolg. Auch in den Gemütern von Geweihten, wenn sie nur lang genug unter seinem Einfluß waren, ist der Glaube an ihn zu mächtig, um auf einen Wunsch der Oberen hin zu zerstieben. Man ruft ihn nach Rom vor die Inquisition, damit er sich rechtfertige. Zu seinen Inquirenten bestellt man durchweg Männer, die ihm einmal wohlwollend beschwerliche Schritte erleichtert hatten. vor denen er sich also notwendig befangen fühlt. So erliegt er den Künsten Roms. Er läßt sich zu einem Widerruf bringen, den er in einem höchst eigentümlichen, erschütternden Brief nach Hause meldet. Bald aber kommt er zur Besinnung. Sich selber läßt er als Opfer fallen, sein Werk nicht. Er kehrt auf Monte Labbro ein. Er trifft organische Bestimmungen, gliedert seine kleine Gemeinde. Da sind Apostel, denen er Jünger beigibt, je nachdem einer der Schrift mächtig ist oder nicht. Die Beichtstühle werden als überflüssig zerschlagen. Er selbst spendet eine Art Abendmahl. Es kommen viel mehr dazu, als geladen waren; das eine für die wenigen bestimmte Lamm aber genügt, die vielen zu sättigen, also das Wunder der Brote erneuernd. Was

er als Laie vordem nicht gewagt, tut er fortab: er erhebt mit einer unvergeßlichen Kraft und Eindringlichkeit seine Stimme, lehrend und mahnend, vor der Gemeinde in der Kirche selbst.

Zeichen hatten sich begeben. Die Erwartung großer, finsterer Geschehnisse war in den Seelen. Don Filippo, der Getreueste Lazarettis, sah im Traum den geliebten Meister mit einer Binde um die Stirn. „Es fehlt nur noch wenig," meinte David, da er ihm davon sprach. Ein Stummer aus Casteldelpiano sah am hellichten Tage und in wachem Zustande „Messen und Feuer" auf Monte Labbro, und über dem Gipfel des Monte Ammiata sah ein Bauer aus Arcidosso ein blutiges Kreuz. Aus der ganzen Nachbarschaft strömen Menschen zu des neuen Heilandes Wohnung, Zeugen dessen zu werden, was sich da etwa bereite. Immer deutlicher spricht er von einem nahen Ausgang, daß er allein als Sühnopfer für alle genüge. Alle seine Gedanken drehen sich nur noch um den Tod. Seine Schauer fallen ihn an mit unerhörter Gewalt und erpressen ihm schüttelnd den Schweiß des Sterbenden. Es ist doch eine starke und eine lebensfreudige Natur in ihm.

Seine Feinde hatten alles bereitet, ihm die Märtyrerkrone zu verschaffen. Der Vatikan exkommunizierte jeden, der seine Schriften noch lesen werde. Sonst hatte sich eine nette Gesellschaft zusammengefunden gegen ihn. Da war der Gemeinderat von Arcidosso, der gar zu freigebig Gut der Gesamtheit unter sich aufgeteilt und dem David das Handwerk gelegt; voran der Bürgermeister, ein Gemütsmensch, der in seinem Haus

einen siedenden Oelkessel bereit hielt, aus dem die kleinen Mädchen besprengt werden sollten, wenn die Prozession der Lazarettisten käme. Da waren Priester, mehr als nur verdächtig des Bruches ihrer Gelübde unter erschwerenden Umständen, das heißt, mit sehr nahen Verwandten; die gegen Ratten und Ungeziefer Andachten für Geld hielten und böse Geister bannten. Das nun sprengte aus, David sammle ein Heer, um nach Rom zu ziehen und Papst und König von ihren Thronen zu stoßen; das verschrie ihn nun als einen armen Schwachkopf, dann wieder als den neuen Antichrist. Von allen Kanzeln wurde gegen ihn gewettert, geeifert, gegeifert; die staatliche Gewalt aber, die über seine durchaus gesetzestreue Gesinnung wohl unterrichtet war und klug getan hätte, ihn zu schützen, wie denn ganz bestimmte Zusagen, ja Aufträge in diesem Sinne erteilt worden waren, ließ seine Widersacher toben und ihm den Untergang, seiner Sache aber die Möglichkeit eines längeren Bestandes bereiten, als den sie anders hätte haben können.

Auf dem Berg aber feierten sie Feste. Neue Kleider wurden für alle genäht, denn in frischen Gewanden sollte der Offenbarungstag begangen werden, der nun mit Macht näher rückte. Das Geld dafür hatten die Bemittelten beigesteuert; die Stoffe waren in Turin gekauft und von den Weibern verarbeitet worden.

Die Kirche ist überfüllt; bis weit hinaus stehen die Andächtigen und Neugierigen. Die ganzen Nächte durch wird gebetet. Umzüge von Mädchenchören finden statt; eine Musikbande spielt. Am 18. August 1878 bereitet er sich, als der neue Moses, der die Seinen ins

gelobte Land führt, niederzusteigen von seinem Berge nach Arcidosso, wo man alles zu seinem Verderben hergerichtet hat.

Gemeinsam empfangen sie das Abendmahl. Er trägt einen gelben Umhang, einen rot gefütterten Mantel. Noch einmal, Himmelswonne im Gesicht, erhebt er seine Stimme vor den Getreuen. Dann setzt sich der Zug in Bewegung. Er ist theatralisch genug. Jeder Teilnehmer hat vorher aus dem Munde des neuen Messias, an seinem Ostertage, vollkommene Absolution empfangen.

Um sieben Uhr, trotz der Warnungen, der Mord lauere unten auf ihn, setzt sich nun der Zug in Bewegung. Ganz vorn tragen drei Jünglinge das Labarum, die Kreuzesfahne Lazarettis, der angetan ist mit einer gelben Mandorla, einer bis an die Füße reichenden roten Tunika, über der Schulter den himmelblauen Mantel, auf der Brust sein Zeiten J + C, in den erhobenen Händen aber das Zepter und die Dornenkrone. Um das Haupt geschlungen ist ein Band mit der Inschrift: „Die Republik ist Gottes Reich“; ein Siegel zwischen Oelzweigen und das Zeichen der Dreieinigkeit vollenden den Kopfschmuck.

Alsdann kommt Don Filippo Imperiazzi in einer grauen Tunika mit blauem Mantel, der Tracht der Eremitenpriester. Er war immerdar David mit einer Treue ergeben gewesen, die jeder Lockung widerstand. Hinter ihm wallen zwölf kleine Mädchen, „die Töchter der Gesänge“, Kinder von zehn bis zwölf Jahren, unter ihnen die kleine Bianca, Davids Töchterlein, mit einer Fahne: die Madonna darauf; das Jesulein sitzt

auf der mit Davids Siegel geprägten Erdkugel. Sie tragen weiße Kleidchen und Schleier. Hernach sind zwölf fromme Jungfrauen in weiß mit blauen Gürteln; „barmherzige Schwestern" in roten Kleidern mit blauem Mantel; „Matronen" in gleichen Farben, nur umgekehrter Reihenfolge.

Sieben „geistliche Fürsten". Unter ihnen Davids vier Brüder, die sich ihm zugewandt hatten, bis auf den Aeltesten, der niemals gläubig wurde. Sie tragen aschgraue Beinkleider, rote Hemden, blaue Schärpen, blaue Mäntel, die inwendig rot gefüttert sind. Ihnen gesellen sich die Apostel und die Jünger in ähnlichen Gewändern; dann eine große Schar von Bauern in Festtracht. Die Apostel tragen fünf Fahnen, darunter die Banner der drei lateinischen Länder. Alle haben zum Schutz gegen die Kugeln der Feinde Kokarden angeheftet, geweiht von David. Er hat keinen bestimmten Platz. Bald da, bald dort ist er, hat ein Wort für jeden, ermuntert alle. Einen Helm hat er aufgesetzt mit drei wehenden Federn verschiedener Farben, Symbolen seiner drei künftigen Länder. Vorn auf dem Helm ist die weiße Taube zwischen den Oelzweigen auf einem Schildchen. Auf der Brust hängt an einer gelben Schnur ein großes Kreuz; in der Hand aber hat er ein Stäbchen, nach oben hin gekrümmt, wie eine Inful. So, Psalmen singend, steigt man vom Monte Labbro. Auf allen Kreuzungen harren Andächtige, begierig der Wunder, die sich bereiten sollen. Aber auch Männer und Weiber aus Arcidosso, die Angehörige im Zug haben, melden sich mit Warnungen, je näher man der Stadt rückt. Tausende umstehen die Straße.

Gegen zehn Uhr erscheint der Polizeioberst und fordert Umkehr im Namen des Gesetzes. Ihm folgen acht Karabinieri, ein Bersagliere, der zufällig daheim weilt, ein Polizeidiener. David verweigert Gehorsam und bietet sich selber zum Opfer, wenn man nur seines Volkes schonen wolle.

Einige Leute, nicht aus Davids Zug, vielmehr von den Priestern dafür bezahlt, werfen nach der beeidigten Aussage des Polizeiinspektors Steine zwischen die Karabinieri, um sie so zur Gewalt und zum Waffengebrauch zu zwingen. Ein Stein trifft den Polizeiobersten am Arm. Ohne einen Versuch, David zu verhaften, reißt er die Büchse an die Wange und schlägt auf ihn an, der nur neun Ellen von ihm entfernt steht, den Mantel über die Schulter geworfen, die Arme ausgebreitet, den Blick fest und verächtlich auf den Feind geheftet.

Das Gewehr versagt. Auch das des Unteroffiziers Paimi. Da ruft der Karabiniere Pellegrini: „So wahr die Madonna eine Sau ist! Ich brenne ihm eine auf den Pelz.“ Mit einer Kugel im Kopf sinkt David zu Boden. Die Soldaten ziehen sich zurück, aber immer von zehn zu zehn Schritten kehren sie sich um und geben eine Salve gegen das wehrlose Volk. Vier Männer sind getötet; gegen hundert, Männer, Weiber und Kinder, die niemals an eine Auflehnung gedacht, stöhnen verwundet. Unter denen aber, die sich mit Revolvern heimtückisch an diesem Morden beteiligen, sind Honoratioren von Arcidosso und ihre Angehörigen. Der Bürgermeister hatte sich verkrochen.

Von den recht wie ein Kugelfang auf der Straße

aufgestellten Lazarettisten war merkwürdigerweise niemand auch nur verletzt; dies sei das große Wunder, meinten sie, das ihnen ihr Prophet in Aussicht gestellt.

Nur er selber lag, die Kugel im Gehirn, im Wegestaub. Zu ihm drang als erster sein Bruder Checco, der sich spät und, es scheint, niemals ohne Zweifel und Bedenken zu ihm gekehrt hatte. Hilfe durfte dem Sterbenden nicht gebracht werden; nicht einmal eine Erleichterung seiner Leiden war zu beschaffen. Den verzweifelnden Anhang tröstete Don Filippo, der sich von nun an als Erbe fühlte. Auf einer Leiter, die man zur Tragbahre umgewandelt, wurde David Lazaretti fortgebracht von der Stätte des Mordes.

Im nahen Ort le Bagnore starb er um halbzehn Uhr abends, nachdem er also fast noch einen halben Tag sich gequält. Es war nicht möglich gewesen, vorher die Kugel zu entfernen. An seiner Leiche stand sein Sohn Turpin und sein Mägdlein Bianca im weißen Kleidchen, Rosen im Haar, wie eine kleine Braut. Schluchzend warfen sich seine Angehörigen über die Leiche. Um elf Uhr kamen die Karabinieri. Sie trieben grauenvollsten Hohn mit der Leiche, als wär' er wirklich der Anführer von Mordbrennerbanden gewesen. Gegen seine Anhänger wurde eine rohe Hatz eröffnet und gleich hundertfünfzig eingekerkert. Ohne allen Erfolg. Aber seine Gegner hat sichtlich Gottes Hand gerührt. Wer noch lebt, wird gemieden wie ein räudiger Hund. Die Karabinieri, die gegen ihn losgedrückt, starben durch Mörderhand. Keine Verfolgung aber vermochte etwas über die Seinen. Die man angeklagt, wurden freigesprochen von aller Schuld. Die

ihn bekennen, haben Segen bei all ihrem Tun — vielleicht den Segen David Lazarettis, der auf dem Friedhof von St. Fiora schläft, weil man ihn nicht in Arcidosso begraben lassen wollte. Sie sind verträglich und sanftmütig, und alle ihre Unternehmungen empfangen sie aus dem Geist einer allgemeinen Bruderliebe.

Dies also ist das Leben von David Lazaretti, dem Fuhrmannssohn aus Arcidosso im Toskanischen, der eine neue Inkarnation Christi zu sein glaubte und seines hohen Vorbildes an Adel der Gesinnung, Kraft des Glaubens und der Duldung nicht unwert war. Er hätte unter günstigeren Umständen vielleicht eine größere Bewegung entzünden können, nicht nur beschränkt auf die wenigen, die um die Hänge des Monte Labbro sitzen, kümmerlich ihr Brot gewinnen und die immer noch lebendige Tradition aus dem Munde derer vernehmen, die ihn gekannt und ihm nahe gestanden. Unbesieglich ist das Erlösungs- und das Glaubensbedürfnis der Menschen. Immer wieder schafft es sich den, der es befriedigte, den neuen Mittler. Mit welchem Erfolg er aber dieser Aufgabe gerecht wird, wie viele Bekenner er sich weckt, das hängt von den Umständen ab und bestimmt seinen Rang in der Reihe der Propheten, der Glaubensbesserer, der messianischen Gestalten — bis zur Erhöhung zum Göttlichen.

Montsalvatsch — in Mähren

Das Wintersemester war in jedem Sinn gut gewesen, und der Student hatte beschlossen, sich eine ausgiebige Osterfahrt zu gönnen.

Er war ein frischer und fröhlicher Bursch, dem man gut sein mußte. Ihm wurde alles leicht, weil er's mit Geschick und wiederum mit Ernst anging. Die Genossen waren ihm zugetan; die Lehrer erwarteten sich etwas von ihm.

Innerlich war ihm stets wohl. Er saß mit Eifer über seinen gelehrten Büchern: aber seine Augen litten nicht darunter, und sie sahen mit klugen und hellen Blicken in das Leben und in die Natur. Er wußte in jungen Jahren schon, was er wollte und wie das zu erreichen sei.

Es war wenig Ehrgeiz in ihm und viel ehrliches Streben. Niemals hatte er sich an Aussichtsloses verloren und dadurch seine Kraft verzettelt. Er war erfüllt von Vorstellungen; vielfältig aber fehlte noch die Anschauung, die ihnen erst Wert und Gewicht verleiht. Und romantische Neigungen der harmlosesten Art schliefen insgeheim in ihm.

So steckte er jenen Betrag zu sich, den er diesem Zwecke widmen konnte, packte sein Ränzlein und ging

seiner Wege. Ohne Plan und ohne Ziel. Er nächtigte, wo es ihm behagte; verweilte, wo es ihm gut weilen dünkte. Ihm war alles recht und neu; eine große Fertigkeit und das Gefühl völliger Ungebundenheit, das jeden Genuß aufspringen läßt, wie ein befreiter Quell der Sonne entgegensprudelt, erwachten in ihm.

So vergingen die Tage. Es war noch wenig Blühen in der Welt, in der sich dennoch immer kräftiger der nahende Frühling ankündigte und vordeutete. Hügel und Felder waren schon völlig schneefrei; nur die Wasser gurgelten noch heftig und rauschten mit Macht, als müßten sie schwatzend und eilfertig nachholen, was sie während der langen Winterhaft unwillig genug versäumt. Er horchte ihrem Sang, der ihm voll geheimer Musik erschien.

So war er denn ein gut Stück ihm fremder Welt hindurchgekommen. Er hatte Burgen gesehen, in einsamen und träumenden Städtchen gesäumt, wo ein Fremder, gar so früh im Jahr, ein bestauntes Ereignis war. Es war ganz und gar kein Bedürfnis nach Gesellschaft oder Ansprache diese ganze Zeit hindurch in ihm rege geworden. Der leichte Nebel, der sich immer noch zu Morgen erhob und in den er frisch und tapfer hineinwanderte, schied ihn wie ein feinster Vorhang von der nächsten Zukunft, der nicht einer seiner Gedanken galt. Was er nun erlebte war gut, und was dahinter kam — mußte eben auch sein.

So war er durch Nieder-Oesterreich ins Mährerland geraten. Er folgte, ohne zu wissen, wohin sie führe, einer weißen und steigenden Straße. Ihr entlang reihten sich Linden, noch ohne jede Spur von Laub,

die Stämme ganz sonderbar mit Knorpeln und Auswüchsen besät, die Aeste zusammengedrängt, daß man nicht begriff, wie sie sich einmal, wenn das Grünen über sie kam, zur schönen und schattenden Lindenkrone ausweiten wollten. Es war ein sehr heller Tag. Die Felder waren schon umbrochen und wölbten sich der warmen Sonne entgegen; wenig nützes Erdreich, das nun schon zu stäuben begann und seine Kraft von der Sonne allein empfing.

Ein frischer Wind pfiff über die leicht wellige Hochebene. Der Student vernahm sein Sausen, und ihn faßte ein Gelüst, wie in Knabenjahren wieder einmal sein Ohr an die Telegraphenstangen zu pressen und dem geheimnisvollen Summen und Raunen darinnen zu horchen. Eine große Einsamkeit war um ihn; das Dörfchen, das er durchschritten, war ganz wie ausgestorben. Sparsam mahnten Bildhäuschen zur Andacht. Am Wegrain lehnte manchmal müßig ein einsamer Wagen, ganz verlassen und ohne jede Hut; fern sah er noch einen verspäteten Bauern seine pflügende Arbeit tun. Berge, mäßig hoch, aber von einem sehr tiefen und satten Blau, wölbten sich in sanften Kuppen dem Himmel entgegen.

Heimatlich berührte ihn dies alles. Als sähe er mit Augen, davon er viel vernommen, wohl gar geträumt, ohne es doch jemals mit den Blicken des Bewußtseins gesehen zu haben. Dennoch bedrückte ihn gemach die Einsamkeit, die sich fast körperlich an ihn drängen wollte. Denn nicht ein Gefährte war ihm begegnet: nicht ein Wanderer, der ihm einen Gruß geboten hätte. Nur braune Schopflerchen hüpften vor

ihm, zirpten ängstlich und schwangen sich mit kurzen Flügelschlägen auf den nächsten Meilenstein; oder ein Pirol dienerte eifrig mit seinem grünen Köpfchen, tat in stolzer Haltung und flink einige Schritte und raschelte davon. Sonst Verlassenheit und große Schweigsamkeit um den fahrenden Gesellen.

Ein Gottesacker auf der Höhe. Ein schwarzer Föhrenwald, der ganz plötzlich an die Straße herantrat, die weiß und blank seinem Saum entlang lief. In den hohen, zausigen Wipfeln hing die Sonne, die sich zu senken begann; an den braunroten Stämmen lag dunkle Glut; wo sich die Rinde geschält hatte, glomm's rötlich auf. In die schwarze Erde waren tiefe Runsen gerissen; darüber spannten sich verworren und seltsam verzweigte Wurzeln und Würzelchen, wie sie ein jäher Gewitterregen bloßlegt. Es wehte kühl und geheimnisvoll durch den Tann; die Nadeln knisterten, ein starker Harzgeruch war, und der Fuß trat unsicher auf den Mulm und die Nadeln vergangener Jahre, daß sich der Student, sorgend, er könnte so jede Richtung verlieren, wiederum nach wenigen Schritten ins Lichte zurückwendete.

Ihm gegenüber stand ein Rundbau, ganz einsam und unzugänglich, umrauscht von schwarzen Wäldern. Blicke in eine blaue Schlucht, durch die er ein mächtiges Wasser fließend ahnte, taten sich auf und schlossen sich ganz überraschend. Immer stärker wurde die Märchenstimmung, und sie nahm sein junges Herz durchaus gefangen. Nichts hätt' ihn mehr überrascht. Der Tag begann eiliger zu sinken, und flackerige, langgestreifte Flammen sprangen am Himmel auf und ließen

die nahen Wolkenränder sich entzünden. Ihm gegenüber aber erhob sich ein Schloß, vielmehr schon ein Komplex von Gebäuden. Noch stand vereinzelt ein grauer Wachtturm, ein Vorposten der wehrhaften Feste, auf schroffem Abhang. Ein Saalbau, eine niedrige und trutzige Kuppel darüber gestülpt; Brücken, kühn und in dreistem Sprung über Abgründe geworfen. Alles war angeglänzt von der schönen Abendlohe.

Sie verklärte die Felsen, die graubraun in einem Aufstiege sich zur Höhe schwangen; die Flechten, die gelb und golden die Schroffen umkleideten. Sie tauchte nieder zum Wasser, das sich ihm nun endlich offenbarte. Im tiefen Grunde zog es seine Straße; breit, wenig geregt, daß man aus solcher Entfernung nicht einmal bestimmen konnte, welchen Weg es nehme. Ein frischer Abendwind streifte die Fläche, daß sie leise geripptem, braungrauem Schiefer ähnelte, wie der allenthalben, mit leisem Glimmerglanze geschmückt, um ihn anstand. Eine so sonderbare und einheitliche Stimmung war es; ihm ganz vertraut und fremd. Noch war kein Haus des Ortes zu gewahren, der sicherlich ganz nahe sein mußte. Denn die Straße stieg nieder durch ein Wäldchen, in schönen Schlangenwindungen, von denen man einen großen Teil überschaute.

Woher trug er dieses Bild mit einer solchen Klarheit in der Seele? Er sann und säumte, ganz Staunen und Nachdenken. Und als fehle noch eines zur Vollendung, steuerte ein Kahn über den Fluß, langsam dem Burgfelsen zu. Ein Mann, hoch aufgerichtet und sehr groß von Wuchs, stand im Heck und hatte die Hände erhoben. Geschah es, sich vorm Rückglanz der

Sonne zu schützen, der eben jetzt in heißen Garben aufsprühte und da unten unendlich blenden mußte? Trieb es ihn, dem Einsamen auf seiner Höhe einen Ruf zuzusenden? Ein verlorenes Wort des Grußes oder der Warnung?

Und nun ward dem Studenten erst klar, was ihn so lang beschäftigt, ja gequält hatte. Denn es ist eine Pein, ein sonst williges Gedächtnis um eine Antwort anzugehen, die es ganz gegen alle Gewohnheit hartnäckig weigert. Eine ähnliche Straße mußte doch der junge Parzival gefahren sein, da er sich dem Wunderwalde näherte, dessen Hut bei den Templeisen war, die vor ihm allein wichen. Ganz so mußte ihm der Wind um die Stirn gesaust sein, in der es von unklarer und sehnsüchtiger Erwartung gärte; jeder Zweig hatte dem königlichen, doch törigen Sohne der Herzeloide wohl ein Geheimnis zuwispern wollen, das er nicht deuten konnte. Denn der Sang der Vögel schwieg, der ihm sonst so stürmisch zur Seele erklungen war.

Wie der Mann im Boot, das eben ins Ufergrün tauchte, mocht' er im Kahn des reichen Fischers über den ungeregten Weiher geglitten sein, Montsalvatsch, seinen Wundern, neuen Prüfungen und Abenteuern entgegen. Montsalvatsch in Mähren! Der Student mußte die wunderliche Zusammenstellung belächeln. Und dennoch beklemmte es ihn, daß er jenen Kahn nicht erreicht, als hätte der auf ihn gewartet, ihn etwas ganz Einzigem entgegenzutragen, das ihm nun unwiederbringlich verloren sei. Denn also, zumal im Lenz, regt die Parzivalstimmung sich in jeglichem, zugleich

mit dem Gefühl, es sei ein Köstliches für immerdar verloren gegangen.

Eine leise Verstimmung, der er sich nicht erwehren konnte, kaum mochte, als gehörte sie mit dazu; eine Müdigkeit, stärker, als sie der Marsch rechtfertigte, recht vom Herzen auf. Seine Augen umflorten sich leise, aber sein Haupt hielt er strack und ungebeugt. Langsam stieg er die letzten Krümmungen der Straße niederwärts. Die Schatten sanken; um die hohe Burg der Przemisliden, hernach der Althann und darunter jener Frau, die des Prinzen Eugen nächste Freundin gewesen war, kreisten die Dohlen und Krähen, und die Mauerschwalben segelten in langen Zügen zu ihrer Ruhe.

Die stille Stadt

(Gmunden).

Man hat manchmal ein Bedürfnis nach Einsamkeit und Stille und der Flucht in sich selbst. Der gewohnte Umgang wirkt unerträglich; jedes Wort klingt hohl; die vertrauten Gesichter verzerren sich, und man flüchtet vor ihnen wie vor traurigen Fratzen.

Wohin? Das ist vollkommen gleich. Man will sich retten vor dem Alltag und seinem Lärm; vor den grellen Lichtern, die zu Nacht die Straßen der Großstadt überflammen; den Aufregungen, jede für sich unmeßbar klein und dennoch zerstörend wie ein heimliches und unentrinnliches Narkotikum.

Der Wunsch nach Besinnung und Einkehr ist erwacht. Rauscht es noch in der eigenen Seele vom Rieseln jener Brunnen, die in der Heimlichkeit erst ihre Stimmchen erheben? Oder sind sie und alles Beste in uns versiegt? Ist man noch gesund genug, um sich selber ertragen zu können? Denn wer an anderen allzu sehr erkrankt ist, dem wird die eigne Gesellschaft zunächst leidig.

Man hat sich verloren, und man sucht nun wieder nach sich. Da sind Zeugen nicht zu gebrauchen. Denn manchen Wandels wird man sich so bewußt, den man sich selber gern verhehlen möchte, um den Freunde nicht

zu wissen brauchen, vor denen man sich immer selbst wider Willen in Positur, wohl gar in Pose wirft. Und sei es nur die des Harmlosen. Dafür hält sich im Grunde doch niemand.

Aus allen Jahreszeiten kannt' ich nun die Stadt am See. Nur im rechten Winter war ich noch niemals da gewesen. Vom ersten Frühling, wenn sich die Kastanienbäume das Gestade entlang eben zu begrünen beginnen, durch den Sommer, wenn ihre starken Kronen tiefe Schatten in die blaugrüne Flut werfen, darüber bunte Kähne gleiten, bis in den Spätherbst, da mit dem Fallaub die Fremden entschwinden, die hier ihre Lust und Erholung gesucht.

Oft und oft war ich ihre hügeligen Straßen durchschritten. Jede bietet einen anderen Blick auf den See, der von einer kräftigen, fast herben Schönheit und reich an Wechsel und Ausdruck ist. Alle aber sind sie erfüllt von Erinnerungen an den oberösterreichischen Bauernkrieg, dessen letzte Schlacht ganz nahan geschlagen worden ist.

Die grauen Kalkberge, getürmt gleich Pyramiden oder so schön und sanft geschwungen in ihren Linien daß sie das Bildnis einer schlafenden Riesin zu formen scheinen, kenn' ich im Rosenschimmer des Frühlenzes. Ich habe sie aufglühen sehen, als hätt' sich Eigenfeuer in ihnen entzündet, daß eine erschreckende Flackersäule über den See wanderte, im echten Alpenglühen: hernach standen sie doppelt grau, verglommene und mit trauriger Asche überflogene Kohlen, im herbstlichen Zwielicht.

Nun blinkte allenthalben ein dünner und leuch-

tender Schnee. Er überzog die Zacken des Traunsteins, daß er milder erschien denn sonst, da er sich schroff und trotzig aus dem See in den Himmel aufhebt; alle Scharten des Gebirges hüllte er.

Die Straßen, in denen sich sonst Lustwandelnde bewegen, waren ganz einsam; verschalt die luftigen Villen längs der Esplanade; und völlig schwarz standen die Kastanienbäume mit ihrem verknoteten Laubwerk in der frostigen Luft. Unwillige Hunde klafften dem einsamen Wanderer nach. Es ist ihnen im Sommer nicht vergönnt, ihren wahren Gesinnungen Ausdruck zu geben. Nun entschädigen sie sich für jenen Zwang. Offenbar ist ihnen jeder Tritt vertraut, der auf diesem gefrorenen Pflaster zu klingen pflegt. Alles Ungewohnte aber regt sie auf, und der Argwohn, der nun einmal Hundenatur ist, denn sie sind ihrer ganzen Verwendung nach Hüter des Besitzes, macht sich blaffend Luft. Wagen lassen sie gleichgültig. Hofkutschen fahren in langsamem Tempo vorüber, die Pferde sehr wohlgenährt und die Lakaien wie der Kutscher sehr sicher und der Würde ihrer Gebieterschaft bewußt. Es ist um Neujahr herum gewesen; da macht man einander Pflichtbesuche, die nicht eben eilen. Es haben sich hohe Herrschaften hier angesiedelt, und ihre Schlösser dehnen sich breit auf den Hügeln, die den schönsten Blick nach dem See bieten, oder ragen ernst aus dunklem Tannenhain gleich festen und trutzigen Burgen.

Das Leben der Einheimischen aber geht seinen stillen Gang. Es ist sonderbar, aber sie machen sämtlich den Eindruck, als hätten sie sich zur Ruhe gesetzt, mindestens für die Monate, bis die Saison wieder beginnt.

So etwas Ruhiges haben sie an sich, als wäre ihre Betriebsamkeit mit eingefroren und hielte nun ihren stillen und tiefen Winterschlaf. Man weiß, wer sich zur bestimmten Stunde für die gewohnte Weile zur Partie Whist versammelt, das hier mit allen Künsten und Feinheiten, deren es überhaupt fähig ist, gespielt wird; hat alsdann auf den gewohnten ungeselligen Spaziergängen Zeit genug, jedem Fehler nachzusinnen und Reu und Leid dafür zu tun.

Alles drängt zur Beschaulichkeit. Der See erscheint strenger geschlossen als im Sommer. Denn eine Nebelwand überhängt ihn und will auch der Sonne nicht weichen, die sich täglich zeigt und ihre Farbenwunder auf der Flut und an den Steilhängen des Gebirges übt. Eine fast völlige Windstille herrscht; es ist, als zerteilten sich die Wolken fast von selber, aufgesogen von den Kuppen der Berge, wie das Goethe vermutet hat. Die Wasser dampfen unablässig in die Kühle: kleine braune Krausen wölken sich über die Fläche. Durch sie sucht ein einsames, ungefüges Ruderboot den Weg; wie ein Schatten erscheint der Mann, der das schwere Ruder handhabt. Denn nur zweimal die Woche verkehrt der Dampfer.

Fremde Gäste finden sich ein. In regelmäßigen Reihen schwimmen Tauchentchen einher. Seltenes Wassergeflügel gesellt sich ihnen und den Schwänen, die gleich riesigen Schneeflocken in frostiger Weiße einherrudern. Im Garten der Villa aber, die uns Obdach bietet, ist ein lebendigeres Treiben als sonst selbst an Sommertagen. Uralte Bäume stehen da: Tannen, deren schwarzgrünes Nadelwerk der Schnee überflo-

gen hat, Birken, deren schlanke und wehende Aeste der Rauhreif unsäglich zart übersilbert. Da treibt nun scheues Gesindlein sein Spiel. Zu Schwärmen huschen die Meisen und ziepen mit ihren dünnen, gläsernen, frostigen Stimmchen; in Völkern erscheinen sie und verschwinden wieder, tummeln sich an den Futterplätzen, die man ihnen vorsorglich aufgerichtet. Buntspechte treiben ihr ernsthaftes und nimmermüdes Gehämmer und pochen wohl gar an die Fensterrahmen, so vertraut sind sie hier geworden. Der scheue Bergfink fliegt an, und Eichhörnchen jagen einander.

Am Abend vor Dreikönig erwacht die stille Stadt, die sonst nur zu träumen und zu Träumen zu zwingen scheint. Das winterlich frühe Dunkel ist hereingebrochen. Sparsame Flämmchen brennen längs der Esplanade, wo sich sonst Glühlicht an Glühlicht in ungebrochener Reihe entzündet. Die Nacht hüllt den See; man muß zum Ufer treten, um ihn zu gewahren, der sonst so mannigfaltig und bedeutend sich immer darzustellen weiß.

Aus den schmalen und steilen Gäßchen, die zur Höhe führen, bricht es vor. Halbwüchsige Burschen in weißen Zwilchkleidern, daß einem fröstelt, darüber eine rote Schärpe geschlungen. An der Hüfte tragen sie eine Kuhschelle, in den Händen einen langen Stab, auf den Köpfen aber den wunderlichsten Kopfputz: Häuser, Dome, Salzplätze, Fässer, alles aus Papier geformt, manchmal künstlich genug gebildet, und von innen heraus mit Kerzchen erhellt, daß sie zu glühen scheinen.

So, unter der Leitung eines Anführers, rennen sie

durch die Stadt. Auf dem Platze, den das Rathaus mit seinen putzigen Säulchen hütet, schlingen sie einen formlosen Reigen, der dennoch durch die behenden Bewegungen der Jungen, das phantastische Licht über ihren Häuptern, das eintönige Geläute der Schellen nicht ohne eine gewisse Wirkung ist. Unermüdlich scheinen sie, und sie legen also einen weiten Weg zurück. Denn die ganze Stadt, bis zu den entlegensten Villen, die im Winter bewohnt werden, wird so auf flinken Füßen durchtrabt.

Es ist hübsch, wenn sie die Hänge hinanlaufen; flink und schattenhaft und angestrahlt vom Licht der phantastischen Baulichkeiten, die sie tragen, die gleich rätselhaften Glühwürmchen durch das Dunkel gleiten, während das Geläute durch die Ferne harmonisch wirkt. Endlich verschwindet der Spuk, der Tanz der Glöckler, mit dem sie den Fasching einläuten, der auch in die stille Stadt kommt und sie für ein Weilchen in seinen Taumelpreis führt. Denn an Jugend fehlt es nicht; man sieht sie, rosenwangig, nicht nur vom Frost dieser Wintertage, und gesund auf den Eisplätzen.

Es ist ja auch ein Gymnasium da. Und man möcht' einen Buben beneiden, der hier seine Schuljahre verbringt. Angesichts einer einzigen und immer mannigfaltigen wie schönen Natur, verlockt, sie zu genießen und mit ihr eins zu werden; ins Beschauliche gedrängt durch den Wechsel, wenn die stille Stadt erwacht, sich mit Fremden füllt, alle Buntheit einer Weltstadt gewinnt, wenn sie dann sacht entschlummert, um im Winter vor sich hinzudämmern und den, der sich zu ihr

geflüchtet, mit ihrer köstlichen Ruhe zu begaben und zur Einkehr zu mahnen.

Ein Geschlecht, tüchtig und tatenfroh bei allem Sinn für die Größe der Historie und die Feinheiten der Natur, träumt man sich hier erwachsend; geneigt zur Betrachtung und nicht vor der Zeit verbraucht durch Erregungen, die man der Jugend fern wünscht. Man wünscht es sich, in der Erkenntnis, wie sehr wir seiner bedürften.

Wiener Waldstimmung

Allenthalben in der Umgebung von Wien mag das Blühen weiter vorgeschritten sein als hier, wohin man mich auf der nun schon so langen und mühseligen Suche nach Genesung gesendet.

Es ist schon sehr lange her, daß ich zum ersten Male von der Höhe hinunter auf das stille Wiesental gesehen. Die Anstalt, die sich nun beherrschend und bedeutsam aufbaut, war damals windschief und wenig besucht genug. Durchaus freundlich aber war der erste Eindruck, und er blieb, ja, er hat sich mit den Jahren der Wiederkehr nur durch ein leises Heimatsgefühl verstärkt. Abgeschiedener als sonstwo fühlt man sich von der Weltstadt und ihrem Lärm, stärker und unbedingter auf sich selbst und die Natur hingedrängt.

Die sanften Wege heben sich sacht durch die jungbegrünten Wiesen zu den Höhen, die das Tal von der Welt scheiden. Es ist ein vollkommener Kessel; vom höchsten Punkt seiner Umrahmung aus hat man eine Ferne, weiter, als man sie bei einer immerhin mäßigen Erhebung vermuten könnte. Ueber das Oertchen, das sich, man muß mit dem Raum nicht sparen, westhin an den Hängen dehnt, sieht man die Berge um Baden blauen und locken, und dahinter, noch reichlich mit

Schnee behaubt, erhebt sich grau und massig der Schneeberg. Zur Linken aber stehen die Berge von Mödling.

Dahin nun geht der Hauptverkehr. Auch das arme Wässerlein, nun ganz umblüht mit gelbflammenden Butterblumen und ziemlich in Fülle unmittelbar nach der Schneeschmelze, sucht in dieser Richtung seinen Pfad. Im Sommer versickert es ganz. Denn die Sonne liebt vor vielen dieses Tal, und sie füllt es zur Zeit mit all ihrem Glanz. Trotzdem wollen die Bäume nicht recht gedeihen. Wohl schießen sie schlank zur Höhe, aber sie bleiben dünn und beweglich vor dem Winde, der, man sieht nicht recht von wannen, leicht in diese Abgeschiedenheit den Zugang findet. Ganz nah den köstlichsten Rieden von Niederösterreich, wird hier kein Weinbau versucht. Nun, zu Ende April blüht erst der Kirschbaum; die Knospen der Kastanien, so wunderlich Fingern gleich, die man schützend mit grauem Filz umkleidet, tun sich auf.

Es ist etwas Rührendes um dieses erste Blühen, so bunt und mannigfaltig es sich offenbare. Denn das Märzveilchen wuchert in unglaublicher Fülle und durchduftet förmlich die Welt; allenthalben leuchtet es schwefelgelb von Himmelsschlüsseln, rötlich-blau vom Lerchensporn. Noch ist das blaue Kerzchen der Traubenhyazinthe angesteckt, und die weißen und blauen Windröschen und die gelben Ranunkeln sind überhäufig. Schlehe und Berberitze putzen sich weiß und gelb; die Bäume aber tun ihre Krone bedachtsamer der Sonne und ihren Lockungen auf. Man besehe sich ein Lindenblatt. Das ist zuerst ein wohlverwahrter

Knäuel. Allgemach und sehr vorsichtig, als wollt' er sich immer eine Rückzugsmöglichkeit sichern, an die doch nicht mehr zu denken ist, sowie er einmal der ersten Lockung nachgegeben hat, öffnet er sich. Die wahre Form des Läubleins offenbart sich über ein Weilchen. Aber, noch ist sein Grün sehr zart, um mit jeder guten Stunde zu erstarken; das Herz ist aber gar reinlich und bestimmt nun schon gezeichnet.

Die mir angewiesene Stube liegt zu ebener Erde. Da kommen denn bei leidlichem Wetter kleine, ganz kleine Ameisen zu Besuch. Sie gehören wohl zum gleichen Nest. Aber sie halten scheinbar keinen Verkehr untereinander. Immer haben sie es sehr eilig; wie schwarze Stäbchen huschen und rucken sie über den gelben Boden. Dann, in irgend einem Ritzchen, verweilen sie wieder unbegreiflich lang. Man muß gut zusehen, will man sie erkennen, so ganz gleichen sie einem schwarzen Schattenfleckchen. Gerade meiner Stube gegenüber erhebt sich eine schlanke und geschmeidige Gruppe Fichten. Sie sind fast immer in wiegender und einschläfernder Bewegung. Durch ihr tiefes Grün scheint nun der Himmel, ganz lichtgrau, mit Segen in sich und mit der Verheißung von Sonne hinter sich. Zu und von ihnen geht ein starker und zahlreicher Zuflug von Vögeln, die nun sehr eifrig nisten. Sie sind mir zu fern, als daß ich sie bestimmen könnte. Nur die Amsel, munter und eine beherzte Rauferin, läßt sich nicht verkennen, und ich mag nicht glauben, daß die Starenkästen in fast allen Bäumen verloren aufgehangen seien. Edle Sänger sind hier, dies weiß ich, freilich selten. Der Dorndreher war

allzu häufig und hat nach seiner ruchlosen Art die Alten meuchlerisch getötet und die Geheze grausam zerstört. Nun scheint man mit ihm aufgeräumt zu haben.

Die Bevölkerung ist arm genug. Erst seit dem Aufblühen der Anstalt, die nun in den beiden Hochsommermonaten den größten und den besten Teil der Zimmer für die Gäste in Anspruch nimmt, die in ihr selber keinen Raum mehr finden, haben sich Bodenpreise und allgemeiner Erwerb gehoben. Es werden Villen gebaut und für Dauer in Besitz genommen. Im allgemeinen aber gelten die Ureinwohner für ungemein gutartig. Sonst ist der niederösterreichische Bauer im Weinland zornmütig und gewalttätig; im Gebiete des Semmering aber, wo ihm allerdings ein sehr hartes Leben verhängt ist, ein gar trübsinniger Geselle. Hier sind Eigentumsvergehungen, zu denen Gelegenheit genug wäre, so gut wie unbekannt. Die Leute haben ein freies und dennoch höfliches Benehmen, eine gesittetere Heiterkeit und machen den Eindruck besserer allgemeiner Veranlagung. Es ist ein so großer und so bestimmter Unterschied gegen das ganze Umland, daß der Abgeordnete Dr. Menger, der nun schon sehr lange sich hier angekauft hat, behauptet und Beweise dafür haben will, es bestünde eine wirkliche Stammesverschiedenheit, die trümmerhaft und in Spuren sogar noch in der Mundart zu verfolgen sei. Nicht Austro-Bajuvaren, denen schon Wolfram von Eschenbach ein übles Kompliment machen mußte, hausten hier, es hätten vielmehr Franken da gesiedelt, die ja allenthalben so ziemlich für den gesittetsten und liebens-

wertesten deutschen Schlag gelten. Wie aber kam dies Splitterchen hierher und behauptete sich und alle seine Eigentümlichkeit — nach Menger sogar die Bauart der Häuser! — durch die Jahrhunderte? Man sieht ethnographische Fragen hart vor den Toren Wiens, drei Stunden Wagenfahrt davon.

Es müssen die gelindesten Naturgewalten hier bildend am Werk gewesen sein. Zacken und Zinken fehlen; nirgends ein Erdriß. Unmerklich, leis und kosend müssen die Wasser diese Hügelreihen ausgewaschen haben, die sich so weich und schwellend emporheben; nirgends war ein eigentlicher Durchbruch notwendig. Mit zahmen Böschungen steigen sie über die Ebene an, überall reich bewaldet. Es gibt unheimliche Stellen. Da hat sich das Stangenholz allzu dicht verwachsen und gibt Schatten, die selbst der Mittagssonne trotzen. Da nun wuchern verdächtige Nachtschatten und ranken sich; die Tollkirsche ist häufig. Sonst aber überwiegt das Heitere. Die Weißbuche mit ihrer glatten, blanken Rinde, manchmal am Windanfall von grüngoldigem Schimmer des Mooses angeflogen, formiert die Bestände. Stundenlang kann man sich in ihnen ergehen, ohne, Sonn- oder Feiertage ungerechnet, da es allerdings lebhaft genug schwärmt, einem Menschen zu begegnen. Der Jungwald — denn nirgends findet man Schläge, die den Eindruck höheren Alters machen — bildet Remisen, Unterschlupf dem sorgsam gehegten Wild in allzu schneereichen oder gestrengen Wintern. Die Reviere sind kaiserlich, Windbruch müßte höchst gefährlich werden. Ortschaft reiht sich an Ortschaft, immer kann man zwei Kirchtürme zu-

gleich sehen. Und in den Waldungen ist ein großes Schweigen. Nur das Sausen des Windes in den Wipfeln, oder das seltsame Knacken von Stämmen, die sich wiegen; nur vielleicht ein Raunen und Glucksen verhohlen verrinnender Wasser in heimlichen Gründen. Aus der Ebene aber, die sich lockend und weingesegnet dem Hügellande vorlegt, grüßen Städte, Zeugen einer uralten Kultur. Denn hier muß der Mensch sehr früh erkannt haben, es sei gut für ihn, Hütten zu bauen; und schwer genug hat der Deutsche den Boden Schritt vor Schritt in Besitz genommen, wieder erobert, wenn ihn eine neue feindliche Welle vertrug, urbar gemacht, bis er ihn als unbestrittenes Eigen sein nennen und wohl für immer behaupten konnte. An die schlimmsten Greuel der Türkenkriege wird man hier mehrfach gemahnt.

Es wird hier wenige Wege geben, die ich nicht im Verlauf der Jahre wiederholt beschritten. Einmal in guter und vergnügter Gesellschaft für Stunden dem Zwang des Arztes entrinnend und schattige Wege zu einer jener vortrefflichen Gaststätten suchend, die eine gütige Vorsehung fürsichtig gerade hier reichlich erstehen ließ. Wieder einmal ganz allein und dem Zauber der Einsamkeit hingegeben, daß man der Stunden und ihres Maßes vergißt, daß man jedes Lautes und jeder Regung gewahr werden möchte, und manchmal vor der Stille in sich und um sich aufhorchend gar erschrickt. Oder ich lief in einem guten Trab nach Kaltenleutgeben hinüber, um ja nichts zu versäumen. Dort, fast an der äußersten Gemarkung des endlos in eine Schlucht gelagerten Ortes, hatte sich der an=

mutigste und liebenswürdigste Feuilletonist deutscher Zunge, Hugo Wittmann, seinen Sommersitz gebaut, und empfing nun an Sonntagen gastlich. Immer fand man wen, dem zu begegnen lohnte, immer eine trefflich bestellte Tafel. Manchmal kam Ludwig Speidel herüber, der in der unfernen Brühl bei Mödling zu wohnen liebte und sich wohl einmal bedächtig über das Gebirge herüberschob; oder der feine Aesthetiker Josef Bayer; öfter Dr. Eduard Bacher, einer der beiden Lenker der „Neuen Freien Presse", einer der gewichtigsten und klügsten Publizisten Deutschlands. Am sichersten freilich traf man den Großhändler in Stimmen, den Hamburger Pollini. Ihm zu Dank nahm mancher seinen Weg hierher. Sängerinnen hab' ich hier zuerst vernommen, denen hernach die Welt lauschte, noch ganz jugendlich, ganz Erwartung, noch den vollen, unberührten Lenz in der Kehle. Oder man vergnügte sich kegelnd. Da waren einmal, ganz wider die Jahreszeit, bitterkalte Tage eingebrochen, und man schob mehr, um sich zu erwärmen als wie sonst der Gartenlust wegen; Pollini als vorsichtiger Mann in einem kostbaren, reich mit Pelz gefütterten Sammetmantel der Frau vom Hause, der ihn, der ziemlich klein und schmächtig gediehen war, stattlich umwallte und fast den Boden streifte. Das ist nun längst vorbei. Helene Wittmann, einmal eine gute und verläßliche Freundin, eine sichere Lehrerin in mancher Lebenskunst, ist tot; der Besitz in fremden Händen, den sie mit vieler Liebe ausgestattet. Was noch von jener Tafelrunde lebt, das grämelt so für sich und versteht kaum mehr die Freudigkeit, mit der einmal die Nachricht begrüßt

wurde, es sei etwa ein Fäßchen echtes Münchener Hofbräu aufgelegt worden und mit der man hier immer bei gutem und klugem Wort die Becher geläutet hat, bis es nicht mehr rätlich erschien, zu nächtiger Stunde auf den eigenen Füßen den immerhin fährlichen Heimweg zu suchen. Das verteuerte hernach ein solches Sonntagsvergnügen nicht unerheblich. Denn bei uns ist nun einmal alles, was mit Rossen und ihrer Bändigung zu tun hat, ein begehrlicher und kostspieliger Menschenschlag. Kutschbock und Peitsche machen anmaßlich.

Am liebsten freilich beinahe wendete ich mich gegen Heiligenkreuz. Der Weg ist gar anmutig. Langsam sich senkend, durch frischgrüne Waldgründe, immer die schöngeformte, blaue Wand des Eisernen Tores vor sich. Hernach das Stift, ein gotischer Bau, mit einem ganz prächtigen Kreuzgang. Da nun schlafen die Babenberge, ein Geschlecht, streitbar und staatsklug, durchaus mannhaft und fast ohne Ausnahme reichbegabt von ihrem ersten an bis zum zweiten Friedrich, dem Streitbaren, der seine Lande vor der Mongolengefahr zu schirmen verstand, doch nach einem unruhigen, rauflustigen Leben in der Leithaschlacht vor der Zeit durch die meuchlerische Hand eines Frangipan fiel. Hier fand der Unstäte, Stürmerische endlich Rast im Schirm eines Partikelchens jener kostbaren Reliquie, nach der das Stift sich benennt. Gerade gegenüber dem Eingang zur Kirche ist das Gasthaus. Da sitzt und sinnt es sich nun sehr gut im Schatten dichter Kastanien. Es ist ein munteres Wasser da; in einem Brunnentrog schwimmen behende, rotgetupfte Forellen und harren

der Glücklichen, die sich ihren allenthalben nicht eben wohlfeilen Genuß vergönnen dürfen. Mir ist immer an einer Forelle der Anblick als das Schönste und Köstlichste erschienen. Fast ist es Barbarenwerk, sie zu verzehren. Sehr edle Weine birgt dieser Keller, wie sie die Cisterzienser so klüglich zu ziehen, zu keltern und einzukellern verstanden. Dies Kloster gilt freilich für arm im Lande Niederösterreich, das in Klosterneuburg und bei den Schotten zu Wien die reichsten Mönchsvereinigungen überhaupt besitzt; aber es hat sich doch einen guten Anteil an den trefflichsten Lagen und Gewächsen zu sichern verstanden, deren der Kenner nicht anders denkt, als indem er die Zunge wider den Gaumen drückt und hernach einen andächtigen Schnalzlaut vernehmen läßt. Das Allerfeinste aber gehört freilich den Deutschherren. Immerhin, es sitzt sich gut da. Fiaker nach Fiaker rollt vor und setzt seine Gäste ab, die, etwa nach dem lärmigen Baden, einige Beschaulichkeit suchen. Manchmal bildet sich so eine Wagenburg. Und es ist immer, der Nähe eines Heiligtums gemäß, eine leise Stimmung und wird niemals laut. Die handförmigen Schatten der Roßkastanie fallen auf das Tischtuch; und es drängen sich Sonnenlichter durch; und der edle Wein leuchtet in einer schönen und milden Topasenfarbe, und behende Kringel tanzen und zucken in ewiger Bewegung. Kurz, es läßt sich sehr behaglich da sein und so viel denken, daß einem nichts einzelnes bestimmt ins Bewußtsein kommt. Das sind die reichsten, die innerlich fruchtbarsten Stunden, die das Leben überhaupt vergönnt; in ihnen reift, was oftmals viel später zu Garben gebunden sein will. Ganz

fernher erklingen Stimmen, undeutlich genug und eben darum lockend. Man horcht ihnen verloren, die sich aus dem Urgrund der Zeiten vernehmen lassen und ganz geheimnisvoll ihre Deutung heischen. Das gibt ein Spiel der Gedanken, anheimelnd und einschläfernd, wie keines. Oder aber, irgend ein Name wird wach und umsummt einen unablässig, trägen Fluges, gleich einer Florfliege mit den zarten, geäderten Flügeln und den goldenen Augen, die man auch nicht zu scheuchen das Herz hat, nicht einmal wenn sie leise behelligt, so hübsch und zierlich ist sie und so anheimelnd ist ihr Schwirren. Hier hat mich immer der Name der Frangipani verfolgt — wie schön, wie voll, wie harmonisch er nur klingt! Es ist Glockensingen in ihm, und sie haben denn auch das Mittelalter mit seiner besten Kraft und seiner besten Herrlichkeit ausgeläutet.

Die Frangipani! Es ist mir, als schuldete ich ihnen etwas und als forderten sie etwas von mir. Ich kenne nun die Stätten, wo sie gehaust und herrisch geboten. Am Coliseo bin ich staunend gestanden, dessen Besitz sie sich einmal frech und frevelhaft angemaßt. An ihrem Turm Astura, den der Deutsche immer noch mit einer heimlichen Beklemmung den Strand überragen und wieder daran verschwinden sieht, trug mich ein schleichender Dampfer vorüber. Am Grabe des armen, liebenswürdigen, törigen Knaben Konradin, den ein Frangipan seinen Verfolgern verkauft, bin ich gestanden, freilich ohne eine Spur jenes Schauers zu empfinden, der mich vor den feierlichen Sarkophagen seiner größeren Ahnen Heinrich VI. und Friedrich II. im Dom von Palermo anfiel, und der mich hier vor

dem Grabstein des Streitbaren immer wieder anweht. Er war doch nur ein Epilog, hastig ersonnen und töricht angeflickt, da die Tragödie des staufischen Hauses im Grunde längst vorüber war; seine Rührung ist die allgemeine des Jünglings, der vieles möchte, einiges wagt und sich zu viel zutraut und also hinsinkt, noch ehe man auch nur bestimmen könnte, welcher Art wohl der Geist gewesen sei, der ihn beseelte. Derlei überschätzt man immer. Ich habe ferner den Golf von Buccari befahren, wo die gleichen Frangipani oder mindestens ihre Namensvettern, die immer auch den Anspruch auf nahe Verwandtschaft mit dem italienischen Geschlecht erhoben, machtvoll als Seekönige geboten, denen alles zinsen mußte, was den Kanal von Maltempo berührte . . . Also hatten sie sich in mancher Herren Land — auch hier wohl im Gefolge der Anjou, zu denen sie abgefallen waren, als der Stern der Staufen erlosch — heimisch, begütert, mächtig gemacht. Gleich Fürsten mochten sie das Haupt tragen, das dann der Habsburger dem letzten ihres Stammes zu Füßen legen ließ. Von Henkershand ward ihr Heerschild gebrochen. Im Dom von Wiener Neustadt, nicht gar weit also von Heiligenkreuz und dem letzten Babenberg, liegt der letzte Frangipan. Seit der Stunde aber, da er um Hochverrat mit seinen Mitverschworenen gerichtet ward, weil sie das Haus Habsburg der Krone des marianischen Königreiches Ungarn wettmachen wollten, seit der Stunde, flüstert eine Sage an der Uskoken-Küste, deren Herren sie gewesen sind, tragen die Weiber gewisser Ortschaften an ihr immer Trauer. Sie mögen daheim gütig gewesen sein nach der Art von großen

Abenteurern, die gern immer wieder alles auf einen Wurf wagen und andere genießen lassen, glückte ihnen ein Schlag. Man sieht, wie weite Fittiche spannt hier die Phantasie! Und wie ziellos und ungezügelt schwärmt sie, unmittelbar angehaucht vom Odem der Historie.

Eine andere Erinnerung läge freilich in jedem Sinn näher. Diese aber beruft man nicht gern, man sucht sie abzuwehren. Denn in all ihrer Trauer empfindet man es doch wieder wie eine tiefe, hoffnungslose Beschämung. Es ist wie eine Wunde, die man verbergen möchte, die nicht heilen will; ungeschickt hat man sie sich selber in einer Stunde des Unheils zugefügt. Und nun schwärt sie weiter, insgeheim, aber ohne sich schließen zu wollen. Man siecht an ihr, fühlt sich unlustig zur Tat und gelähmt. Noch habe ich niemals den Entschluß in mir erschwingen können, die kurze, bequeme Strecke nach Meyerling zurückzulegen. Dort beten nun fromme Frauen unablässig für das Seelenheil eines, der bestimmt war, weiter Reiche zu walten, und der mitten in seinen Sünden, ganz wider alles Erwarten, aus der Sonne abberufen worden war; sie leiern ihre andächtigen Litaneien in den Gemächern, die einmal Zeugen der tollsten Lebenslust waren, freilich auch einer dunklen und weithin schattenden Tat; in den Gängen, die vordem orgiastische Weisen erfüllt. Nicht einmal die wenigen Schritte zum Friedhof von Heiligenkreuz hab' ich noch gemacht. Dort schläft oder schlief jenes unselige Weib, das in die Kronprinzentragödie am tiefsten verflochten war. Hat man sie, wie hier behauptet wird, wirklich in der grauen und nebeligen Winterfrühe tot am Wegerain gefunden? Im

bloßen Hemde, wie sie aus dem Fenster gesprungen war, sich von der Stätte des Entsetzens zu flüchten? Zwischen den schönen Schultern den Einschuß des Revolvers, der sie hingestreckt? Wer aber hat ihn auf sie angelegt und losgedrückt? Ist es Wahrheit, was von wissender Seite dafür ausgegeben wird? Oder verhüllt man sie immer noch? Es ist das freilich einer jener Fälle, in denen keine Aufklärung jemals genug tun wird, wenn man sie nicht mit den letzten Dokumenten belegt, was schwerlich angeht; wo man hinter jedem Bekenntnis ein Verschweigen, hinter jedem Geheimnis ein neues vermutet, sodaß jede Lösung wiederum eine Verwirrung bedeutet. Einzig die Phantasie des Volkes wird einmal das Rätselwort finden. Schon ist sie am Werk. Schon bilden sich Legenden, bis jene Fassung gefunden und geprägt sein wird, die dann durch Jahrhunderte geht und geglaubt wird, die hernach keine Forschung zu entwurzeln vermag. Schon merkt man die Ansätze dazu. Aber, man gedenkt nun wieder jener schlimmen Begebenheiten öfter und zorniger denn je. Denn es gewittert bedenklich im alten Reich der Habsburger; oftmals scheint es, als wollt' es gar und für immer nachten, und kein Ausblick in die Zukunft weist bessere Helle. Neue Schatten recken sich vielmehr aus der großen und geheimnisvoll drohenden Dunkelheit; nur für die kürzeste Weile scheint beschworen oder vertagt, was von Gefahren beseitigt wurde, um sich und seine Ansprüche immer wieder nach Art unbarmherziger und zugefristeter Gläubiger anzumelden. Man möchte auch dann verzagen, glaubte man nicht gewisse, geheime Symptome zu gewahren,

die vollends entmutigen und die nur mit Namen zu nennen man sich scheut.

Es sind regnerische Tage gewesen, in denen ich dies niedergeschrieben habe. Es lag wie ein Frost in der Luft, der zur Unzeit und schädigend genug eingetreten wäre. Es ist kein Unheil geschehen. Nur das Grünen hat einen starken Ruck nach vorwärts gemacht, und selbst die Zaunrebe und der wilde Wein, die dürr und wie verkrümmte Stecken eine Kellertür umkleiden, scheinen das Treiben und Drängen in sich zu verspüren. Auf den breiten Wegen des Anstaltsgartens, die zu einem Hügelchen und dann zu einer weiten Wiese emporführen, liegt die Sonne. Täglich hat sie sich nun seit den Ostertagen zu Abend durchgerungen, ohne rechte Kraft freilich; täglich kam der Morgen verhüllt, und man tat nur einen raschen Blick in die Natur, statt sich ihr gern und gläubig hinzugeben, wie es nun schon sein sollte. Die Kranken, denen es der Zustand irgend gestattet, ergehen sich sacht und genießend im Freien. Das ist hier immer so. Man nimmt Rücksichten aufeinander; man behelligt sich nicht mit der Erzählung der Leiden, die man durchgemacht und deren Nachwehen zu bannen man sich hierher senden ließ. Es ist der Ton guter Gesellschaft. Und dankbar ist man für jedes Schrittchen weiter, das man vollbracht; und man freut sich an jedem Sonnenblick, der über den Weg huscht, über jeden Vogel, der mit kurzem Angstton und Lockruf aufflattert. Es sind doch meist Kinder der Großstadt hier; manch eines darunter entdeckt sich erst hier den Lenz, tut hier den ersten, andächtigen Blick in die Natur. Eine allgemeine hübsche Duldung ist unter

ihnen, so mannigfach ihre Gebreste sein mögen; eine Hoffnung wie von Genesung, oft genug verloren, liegt über ihnen, verschönert und vereinigt sie. Oder sehe ich selber nur mit anderen Augen, mit denen des Gesundenden in die Welt? Der tut bekanntlich ganz andere und neue Blicke darein; der macht Entdeckungen bei jedem Tritt, ist dankbar und für jegliches empfänglich, dem Moment und seiner leisesten Stimmung hingegeben und gewillt, sich ganz daran hinzuschenken, ja zu verlieren. Es ist Hast und Unruhe und dennoch volles und seliges Genügen beisammen; das Instrument, das so hart auf die Grenzen seiner Widerstandskraft hin ausgeprüft worden ist, scheint gefügiger geworden. Man merkt wohl noch seine Schwäche, aber man grollt ihr nicht mehr; denn eine geheime Zuversicht raunt, man werde sie noch einmal überwinden und Spätlicht genießen, soviel einem davon eben noch vergönnt sein mag. Wie weit wird's reichen?

Sanatorium Sulz-Stangau, Ende April 1906.

Italienische Briefe.

1. Missa Pontificalis.

Rom, im April 1899.

Ihren stärksten Trumpf hat die alte Hexe Rom erst unmittelbar vor meinem Scheiden ausgespielt. Das römische Fieber, das mich langsam, aber mit jedem Tage steigend beschlichen, gipfelte nach künstlerischen Entzückungen, nach Erregungen an der Historie in einem religiösen Paroxismus.

Es war bekannt geworden, daß Leo XIII. am 13. April einen allgemeinen Empfang abhalten werde. Dazu ohne die gewichtigsten Empfehlungen zu gelangen, war bei dem riesigen Zusammenfluß Fremder nicht die leiseste Hoffnung. Am 16. aber sollte in seiner Anwesenheit in St. Peter eine Pontifikalmesse zum Angedenken Leos des Großen, ferner aus Anlaß der einundzwanzigjährigen Herrschaft des jetzt regierenden Papstes und um ihm Gelegenheit zu geben, sich nach seiner Genesung der größeren Gemeinde der Gläubigen zu zeigen, zelebriert werden. Es gelang mir, durch Vermittlung eines römischen Freundes, einen Permeß dafür zu erhalten.

Der Vortag war durchaus regnerisch und unfreundlich. Man begann zu zweifeln, daß die Messe

werde gefeiert werden können. Die Eintrittskarten, für die vorher von Hotelportiers und Fremdenführern bis zu dreißig Lire verlangt worden war, sanken im Preis. Betteljungen und arme Weiber boten sie den Fremden in der Leostadt an und waren zu Abend des 15. froh, wenn sie zwei Lire für den Permeß erhielten. Es sollen das Karten von armen Klerikern gewesen sein, deren immer eine Menge zu Füßen des heiligen Stuhles weilt und mit jedem kleinen Gewinn glücklich sein muß.

Der Tag der Pontifikalmesse kam in heller Sonne. Und in den frühesten Morgenstunden begann der Andrang zu St. Peter. Eine ununterbrochene Reihe von Wagen fuhr durch das alte Borgo hinauf, um durchs neue Borgo zurückzukehren. Durch die demütigen Einspänner rollten die schweren Karossen der Kardinäle, die eleganten Wagen der Botschafter und des römischen Adels. Der weiträumige Platz zwischen den Kolonnaden des Bernini und dem Dom war schwarz von Menschen. Es waren 50 000 Eintrittskarten ausgegeben worden. Mehr als 60 000 Seelen aber sollen der Messe beigewohnt haben. Es werden eben durch Gönnerschaften und Protektionen immer noch zahlreiche durchgeschmuggelt.

An gewöhnlichen Tagen macht St. Peter immer einen leeren Eindruck. Die Leute, die hier ihre Andacht vor den Apostelgräbern verrichten, saugt der ungeheure Raum in sich. Es sind doch hundertfünfzig Schritte allein vom Tor bis dahin, wo sich die Kuppel in wunderbarem Ebenmaß emporschwingt, an sich schön und wieder gewaltig nach oben deutend, wie ein gen Himmel geschnellter Pfeil. Den Tag war alles überfüllt. Sie

standen auf den Pfeilern, sie stießen sich im Mittelschiff. Durch die Fenster der Loggia, wo immer sich ein Einblick in das Innere der Kirche zu bieten schien, guckten sie niederwärts. Um das goldene Tabernakel des Bernini summten sie. Eine solche Menge eintreten zu sehen, ist an sich schon merkwürdig genug. Es war durchaus keine eben feierliche Stimmung. Eher, als sollte eine feine, aber noch nicht sichere Schaustellung sich begeben.

Nun bringen so viele Menschen, auch wenn sie sich vollkommen ruhig verhalten, durch ihre bloße Anwesenheit im geschlossenen Raume eine starke Unruhe hervor. Sie scharren mit den Füßen; sie drängen in stetem und für den Einzelnen unwiderstehlichem Zuge dahin, wo sich ein besserer Ausblick bieten zu wollen scheint. Sie gleichen dem Meere, dessen Stimme auch am stillsten Tage niemals völlig schweigt. Gar wenn es Italiener sind, die sich nach ihrer beweglichen Art niemals und an keinem Orte der Welt ganz schweigsam verhalten können. Ihr vereintes Wispern und Flüstern gleicht alsdann schon einer fernen Brandung, und es hallt brausend von der goldenen Decke nach. Und eine heftige Schwüle steigt die hohen Säulen empor, erfüllt und durchheizt St. Peter, beklemmt die Brust und zwingt sie zu rascherer Arbeit. Eine unruhige Erwartung steigert sich mit jedem Augenblick. Vereinzelt klingt schon ein hysterischer Schrei der Andacht oder auch nur einer immer mächtigeren Spannung. Schon wird eine Dame, wehrlos eingekeilt ins Gedränge, umspült vom Dunst der Tausende, der Bewußtlosigkeit nahe, ins Freie geleitet.

Im Mittelschiff, durch das sich der feierliche Einzug begeben soll, ist ein Kordon ernsthafter Schweizer aufgestellt. Zwischen ihnen durch marschieren die päpstlichen Nobelgardisten in ihrer bunten und phantastischen Tracht. Vor der ersten Seitenkapelle rechts ist ein purpurner Vorhang aufgetan. Dort sitzt die Pièta des Michel Angelo in stummer, ewiger Trauer um den göttlichen Sohn, in einem unermessenen, unbegreiflichen Leiden. Denn es gilt nicht dem Toten in ihrem Schoß, der, sie weiß es, nun schon in der Herrlichkeit und bei seinem Vater thront. Nur dem eigenen Verluste brütet sie nach, und so töricht ihr Kummer sei, so grenzenlos ist er dennoch.

Es war halb elf Uhr geworden, als ein gewaltiger Schrei die Kirche erschütterte. Spielte nicht eben die Musik? Brauste nicht die Riesenorgel? Ich weiß es nicht. Es war verschlungen in dem Getöse. Der Vorhang vor der Kapelle der Pièta ward zurückgeschlagen. Unter dem Vortritt von Edelgardisten, von Kardinälen, von Klerikern, auf seinem Tragstuhle hoch über die Menge gehoben, erschien Leo XIII. Ganz in Weiß, weißpurpurne Fächer zu seiner Seite, auf dem Haupte die dreifache Krone, so schwebte er, eine geisterhafte Erscheinung, durch die Kirche dem Tabernakel zu und spendete Segen. Man ist bestürzt. Kaum gewinnt man die Fassung, ihn so recht anzusehen. Und was am Apparat und an der Zurüstung vielleicht theatralisch berührt, es ist in diesem Augenblick versunken, da Leo XIII. selber auf die Szene getreten ist.

Die Messe wird zelebriert. Man hört kaum darauf, achtet nicht der Musik, die übrigens gegenwärtig am

Vatikan auch sehr im Argen liegen soll. Man scherzt gern in Rom, die Kastraten der päpstlichen Kapelle seien durchaus ehrbare und wohlbestallte Familienväter. Höchstens dem Papste gilt ein Gedanke. Wie wird der Greis, der doch kaum erst eine schwere Erkrankung hinter sich hat, die feierliche Handlung überstehen? Denn sie währt so lange, so sehr lange! An zwei Stunden dauert sie; die Fernen vernehmen vor der Unruhe kaum ein Wort, können durch das ewige Gewoge von Menschen kaum einen verlorenen Blick nach dem Tabernakel Berninis entsenden.

Ein zweiter Aufschrei, noch erschütternder als der erste, noch einhelliger: der Papst hat mit vernehmlicher Stimme die Segensformel gesprochen. Zum zweiten Male erfolgt der Umzug durch die Kirche.

Und nun brach es los. Mit elementarer Gewalt. Schrei nach Schrei. Aus jeder Gruppe, an der Leo XIII. vorübergetragen ward. Bis dies Jubeln, Brüllen, Tosen zusammenfloß in einem mächtigen, unerhörten Ruf, vor dem man die Kirche erzittern zu fühlen vermeinte, in einem Jubel aus 60 000 Kehlen.

Es war eine Stimmung sondergleichen. Es brandete in mächtigen Wellen von jedem einzelnen zum heiligen Vater, der immer wieder den Segen spendete. Immer wieder erhob sich die Rechte und manchmal, um zu zeigen, wie wohl er sich fühle, stand er aufrecht auf seinem Tragstuhle und ließ seine Augen wandern, und jeder der 60 000 hatte das Gefühl, der Blick, das Wort und die Gebärde des Segens seien ihm und ihm allein vermeint. Und diese Empfindung riß auch die Kältesten, auch die Andersgläubigen mit, und so schwoll

der Taumel von Sekunde zu Sekunde ins Riesenhafte.

Immer wieder blickte man nach dem Papst. Seine einst hohe Gestalt hat das Alter zusammengezogen. Und ein winziges Köpfchen blickt unter der Tiara vor, und jeder weiß es, dieser Kopf ist so klug und hat so viel durchdacht, wie keiner sonst, der nun auf dieser Welt lebt. Und dieser Greis hat im Dienste seines Amtes, das immer noch nach Wichtigkeit und Geltung nicht seinesgleichen auf Erden hat, Größeres vollbracht, als einer vor ihm seit jenem dritten Innocenz, vor dessen Wink die Gesalbten auf die Kniee fielen und ihre Kronen rollten klirrend zu Boden. Der Repräsentant der höchsten idealen Macht, durch Berufung und durch eigenen Wert eine welthistorische Erscheinung, hält seinen Umzug durch die Reihen der Gläubigen. Denn wir sind in diesem Augenblick alle gläubig.

Das aber sind nicht etwa Erwägungen des Verstandes. Das dringt auf uns ein mit jener ursprünglichen Gewalt eines großen, eines heiligen Gefühles. Und ein tiefes Mitleid gesellt sich dazu. Der diesen Enthusiasmus entzündet, der ist gar so gebrechlich! Man begreift kaum mehr, wie diese Stirne die Last der dreifachen Krone überhaupt noch erträgt. Und eine lange Nase blickt unter der Tiara vor, lang und spitzig, als hätte nach einer volkstümlichen Redensart der Tod schon den Papst daran gezogen. Die goldene Brille eines Schulmeisters oder eines Gelehrten sitzt darauf, und die hellen Greisenaugen leuchten gut und klug hindurch. Sonst hat eine Brille nicht eben etwas Rührendes — diese hat's, sie gemahnt an Nächte,

durchwacht im Studieren und über Büchern, sie vermenschlicht die Erscheinung, die sonst wahrhaftig etwas Unirdisches an sich hätte. Und die segnende Rechte ist müd und abgezehrt und gleicht der eines Kindes, und man versteht kaum, wie sie noch soviel Kraft hat, den blitzenden Fischerring zu heben, wie dieser Jubel, dieses Sturmesbrausen den Greis nicht wegfegt von seinem Thron.

Neben mir steht ein junger Kleriker. Unablässig schwenkt er seinen Hut, einen Kastorhut. Er hat nicht mehr die Kraft zum Schreien. Vor seinem Munde steht der Schaum. Er röchelt, er gurgelt: Evviva il Papa Re, vive le Pape Roi! Gib ihm einen Dolch und zeig' ihm den König — in diesem Taumel wird er ohne Besinnen hingehen und eine Tat des Greuels tun. Oder wirf das Schlagwort in die Menge: die Kirche Gottes braucht einen neuen Märtyrer. Und sie werden sich über den Greis da stürzen und ihn zu Fetzen reißen in der Raserei ihrer Andacht, und um jedes Stückchen seines gebenedeiten Leibes als kostbare Reliquie den Ihren vermachen, es anbeten zu dürfen durch ihr Leben. Es war eine beispiellose Ekstase. Männern standen Tränen in den Augen, hysterisches Schluchzen drang durch den einen, immer mächtigeren Schrei: Es lebe der Papst-König, in dem sonst alles unterging. Und Leo XIII. lächelte; sein kluges, müdes, gütiges und so unendlich überlegenes Lächeln. Das Lächeln eines, dem diese Welt längst mit allem versunken ist, dessen Scheitel schon eine Sonne umglänzt, wie sie dieser Erde niemals leuchtet.

Noch einmal wird der Tragstuhl gewendet. Noch

einmal richtet sich der Papst auf und erteilt den Segen. Ein Wink von ihm, und die 60 000 liegen auf den Knien und beten ihn an, und zerrissen ist jeder, der ihm diese Bezeigung der Ehrfurcht verweigert. Ja, sie wären längst allesamt niedergestürzt, wäre nur eine Möglichkeit dazu vorhanden. Und zum letzten Male steigt der Schrei der Tausende zum schimmernden Gebälke empor, mit einer Gewalt sondergleichen, mit einer Wucht, daß man sich wundert, wie diese kühnen und feinen Wölbungen nicht davor zusammenstürzen, als würden die Posaunen Jerichos in ihnen geblasen. Denn mit einem Schlage erwacht in uns allen das Gefühl: Das ist dieses Mannes Abschied von seinem Volke, von seinem Amt, vom Leben, und in allen, auch denen, die seiner vor Stunden kaum gleichgültig gedacht, ist der unbändige Drang, ihm noch einmal all die Liebe zu zeigen, die Verehrung darzubringen, die er sich erworben. Man möchte seine segnende Rechte küssen oder selbst das Kreuz des Pantoffels, der seinen Fuß umschließt. Alles, was uns vordem unbegreiflich, Götzendienst, Selbsterniedrigung erschienen wäre, worüber man bei andern gelächelt, das ist verständlich, ja Wunsch. Und man meint, er, der sich immer erhebt und segnet, er könne aus aller Herzen lesen. Das währt — eine Stunde? Ein Weilchen? Aber man starrt auf das letzte Wallen des purpurnen Vorhangs vor der Kapelle der Pièta, hinter dem er verschwunden, langsam, feierlich, geisterhaft.

Dies war die Missa Pontificalis, die Leo XIII. am 16. April 1899 in St. Peter gelesen, anläßlich seiner Genesung, des einundzwanzigsten Jahres seines

Pontificats und zum Andenken seines sehr ruhmwürdigen Vorgängers auf dem heiligen Stuhle, Leo, des Ersten, dem der Beiname des Großen verliehen ward . .

2. Die Legende vom hohen Stil.

Man habe es tausendmal verschworen, sich in Italien mit Kunstfragen zu schleppen — auch der festeste Vorsatz, sich lediglich dem Tage und seinem Genusse hinzugeben, hält hier nicht stand.

So will mir denn langsam scheinen, als sei es eine solche Legende, wenn man vom hohen Stil als etwas der Antike Eigenem spricht. Als etwas, das die Werke der griechischen Skulptur vor allem seither Geschaffenen auszeichne, das, ein Unbegreifliches, Unergründliches über ihnen schwebt und sie adelt.

Es ist mir auch so ziemlich gewiß, daß eine solche Legende nur in einer Zeit entstehen konnte, der eigentlich jeder lebendige Zusamenhang mit der Kunst verloren gegangen war. Eine solche Periode war das vorige Jahrhundert. Es hat in seinem ganzen Verlauf keinen Künstler hervorgebracht, der mehr als Durchschnitt gewesen wäre. Erst zu seinem Ende ist ein Aufschwung bemerkbar. Bis dahin herrschte auf dem Kontinent eine traurige Mittelmäßigkeit, froh, wenn sie nach Rezepten arbeiten kann und gar ein neues Rezept wittert. Man glaubt an das Phlogiston auch in den Künsten, statt an lebendige Kräfte.

Auch waren die Gründer der Kunstwissenschaft nicht eben die Männer, die zu einer solchen Aufgabe von Natur ausgerüstet und vorherbestimmt gewesen

wären. Vortreffliche Gelehrte sind es gewesen; voll einer schwärmerischen Liebe zur Antike, deren hohen Begriff sie in einer sehnsüchtigen Seele trugen. Aber sie kamen vom Wort zur Betrachtung. Sie waren Philologen und von der Literatur zur bildenden Kunst gekommen; durchdrungen von der Einheit und der Vortrefflichkeit der Antike. Nur die Bestätigung ihrer Begriffe suchten sie. Sie vergaßen, daß eine Kunst, die so stark im Mechanischen ruht, wie die Plastik, schwerlich zu gleicher Zeit mit der Dichtung, die vom Handwerksmäßigen fast frei ist, in vollster Blüte stehen kann, daß ihre Vollendung notwendig später sein muß. Auch ist das Auge, das gewohnt sein muß, auf dem Gewirr der Buchstaben zu ruhen und ihnen den geheimen Sinn abzufragen, nicht eben geeignet, mindestens nicht eben geschult, auch jener fröhlichen Sinnenkunst gerecht zu werden, die sich zunächst und ausschließlich ans Auge wendet.

Aufs Sehen waren sie nicht geschult. Die gewohnt waren, gründlich zu operieren, die waren hier mit ihrem Latein zu Ende, das sie doch so meisterlich beherrschten. Der Verstand ging ihnen durch, und was mußte, ist geschehen: das Gespann stürzte in mystische Abgründe. Was über ihre Begriffe hinausging, dem suchten sie durch einen neuen Begriff beizukommen. Sie sprachen vom hohen Stil.

Es schien mir aber, als hätten sie nur selten daran gedacht, das Werk selbst unbefangen und ohne Rücksicht darauf, ob es die Merkmale dieses hohen Stiles an sich trage, nach seiner Entstehung und nach der Aufgabe zu befragen, die dem Meister gestellt war oder an der

er sich versuchte. Dies allein ist doch wohl das Entscheidende und worauf es ankommt. Hier hat die Kritik einzusetzen und gegebenenfalls auch bescheiden aufzuhören.

Es war im lauten Neapel, wo mir diese leisen Erwägungen kamen. Im Museo Borbonico, nun Nazionale, als wollte die Stadt, in der dies Geschlecht so unsägliches Unheil gestiftet, nicht die Erinnerung an das einzig Gute dulden, das sie hier hinterlassen. Ich stand vor dem Riesenbildnis des farnesischen Herkules.

Ich hatte gelernt, daß diese Einsichtigen fanden, es sei „der Nacken des Unbändigen doch vielleicht zu breit geraten", daß andere, klüger und unterrichteter denn ich, „in der übergewaltigen Muskulatur Spuren von Manier" nachweisen konnten. Es war aber vergessen in dem Augenblick, da der Gigant mit seiner erbarmungslosen Faust an meiner Seele rüttelte und das Gitter dazu aufriß.

Es ist Herakles, der sich auf seine Keule stützt. Aber er ist noch nicht Gott, denn er ist doch erst nach Vollendung seiner zwölf Werke Heros geworden. Er ist auf der vorletzten Station jenes steilen Weges, der ihn zum Olympos hinaufführen sollte. Der goldene Hesperidenapfel in der Linken bezeugt es. Uebermenschliches an Taten der Kraft hat er zu tun. Von sonderlichen Geisteswerken weiß der Mythos nichts zu melden. Höchstens Züge einer gewissen Bauernschlauheit oder eines gruseligen Uebermutes. So, als einer, dem man derlei ohne weiteres zutraut, steht er vor uns. Aber auf diesen Nacken hat eben das Him-

melsgewölbe mit einer Last gedrückt, die selbst für ihn zu schwer war, die selbst diese gewaltige Brust überanstrengt hat. Er ist müde zum Tode: Herakles kann eigentlich nicht mehr weiter, er muß verschnaufen, sich sammeln. Wird ihm das so völlig gelingen, als es notwendig wäre? Denn noch steht das schwerste Stück Arbeit vor ihm. Riese wie er sei, ein leiser Zweifel, selbst ein Mitleiden zu ihm regt sich in uns. Die Einzelfigur wächst über sich hinaus: sie gewinnt das Spannende einer dramatischen Aktion in ihrer Ruhe und durch sie.

Alsdann, um ein Gefühl reicher, trat ich vor den „blinden Homer". Ueber die Köstlichkeit dieser Büste herrscht kein Streit der Meinungen. Sie gilt für ein Musterstück. Das ist sie. Er hat das schöne Haupt nach oben gekehrt. Der Sonne zu, deren süßen Strahl er nur empfindet, nicht aber sieht. Und das Auge ist gebrochen und leer; dies Auge, das so geeignet und so würdig wäre, die ganze Schönheit der Gotteswelt in sich zu saugen und das nun nichts, gar nichts mehr davon empfindet. Eine unendliche Sehnsucht liegt darin, ein Schmerz, der niemals schweigt, ein Verzicht, der immer gleich weh tut. Das sonnentrunkene Meer Joniens, die goldnen Gestade, an die sich die schimmernde Welle schmeichlerisch schmiegt — der all das sang, muß in seinem Gedächtnis mühsam die Bilder beschwören, die anderen so offen zutage liegen. Der Mund aber ist geöffnet. Goldene Worte des Gesanges oder einer weichen Klage, harmonisch wie nur Homer sie ins Stöhnen der Seeflut geflüstert, liegen darauf, ein Schmerz zuckt darum. Es ist eine unsäg-

liche Wahrheit, die nur mit charakteristischen Zügen arbeitet. Wie eigenwillig ist die Bildung der Stirn und des Mundes! Anstelle einer dunklen Vorstellung ist ein bestimmtes Bild getreten, das den Platz in unserer Seele niemals mehr räumen wird. Wir sind um ein Notwendiges, um eine köstliche Bekanntschaft reicher geworden. Wo aber der hohe Stil stecken soll — dies ist uns wieder nicht klar geworden.

Aehnlich erging es mir in Rom, ähnlich in Florenz. Immer ängstlicher wurde ich im Suchen. Denn man möchte doch nicht dümmer sein als notwendig, und man möchte sich was denken können, nachdem man auf etwas so lange vereidigt gewesen. Die Dinge, die man als Musterstücke des hohen Stils gepriesen, enttäuschen sämtlich. Der Apoll vom Belvedere ist geleckt, man möchte sich ehrlich sagen: unbedeutend. Der Laokoon läßt sehr kalt. Man glaubt da den Grund zu wissen: man ist nun einmal, Gott weiß warum, gewohnt, sich die Gruppe kolossalisch zu denken, und sie berührt nun in ihrer knapp lebensgroßen Wirklichkeit niedlich. Der Zeus von Otricoli ist leer und hat einem nichts zu sagen. Und man möchte sich trotzdem nicht ganz verloren gehen; denn ich merke, anderes wirkt mit einer sehr ursprünglichen Macht auf mich, das Vortreffliche regt mich auf mit einer gewissen Trunkenheit, und das Mittelmäßige will mir durchaus nicht eingehen oder schmecken.

Worin liegt ihr hoher Stil? Sie scheiden das Wesentliche vom Unwesentlichen. Aber damit beginnt doch überhaupt das künstlerische Schaffen, und ich kann nicht gut die Wurzel des Stammes als seine

Krone ansprechen. Das Genrehafte streitet seinem Begriff nach mit dem Begriff des hohen Stils. Sie vermeiden es durchaus nicht, sie suchen es sogar, wenn es sich mit dem Dargestellten irgend verträgt. Sie scheuen sich nicht vor dem Häßlichen. Sie dringen auf das Wahre, auf das Bezeichnende bis zum äußersten. Nicht einmal das Niedrige, selbst das Gemeine schreckt sie nicht.

Da ist im Pio-Clementino der berühmte Torso Winckelmanns. Mit dieser seiner Schwärmerei hatte der vortreffliche Mann recht. Eine größere Fülle und Wahrheit des Fleisches ist nicht mehr denkbar. Ein prächtiger, durchgearbeiteter Manneskörper. Man lasse ihn um seine Basis kreisen — die besten Statuen sind so aufgestellt, daß es möglich wird — und man sieht die Aktion der Muskeln und ergänzt sich das Fehlende. Nur freilich in Gedanken. Wirklich etwas hinzuzufügen, müßte sich der größte Meister gut besinnen. Oder es sind die Diskoswerfer. Der eine, ganz in sich geschlossen, ganz Anspannung, der eben zum Wurf ansetzt; der andere späht prüfend nach dem Sande der Arena, auf dem flimmernd in der Sonne die Metallscheibe seines Gegners glänzt. Er mißt seine Kraft, ehe er sie versucht.

Oder jene vielleicht vor dem ruhenden Meleager herrliche Statue des Schabers. Nach wem man sie benannt hat, ist ziemlich gleich. Es ist ja Willkür in allen diesen Bezeichnungen; mehr damit man einen Leitfaden durch diese Fülle der Erscheinungen gewinne. Ein ganz wunderbarer Jüngling, schlank und freudig auf seinen Füßen, müde, aber durchaus nicht erschöpft

von der Arbeit in der Ringbahn. Der leise, melancholische Hochmut der Griechen liegt über Antlitz und Gestalt. Die Linke ist ausgestreckt, die Rechte führt das Schabeisen darüber hin, sie vom Schmutze der Palästra zu reinigen. Und man sieht die Bewegung sich fortsetzen bis zu ihrem Ziele. Nichts ist starr, alles Fluß und Aktion. Immer deuten sie über den gegenwärtigen Zustand hinaus, und erst bei ihnen versteht man den tiefsten Satz der Kunstanschauung: das Kunstwerk wird erst in der Seele des Betrachtenden vollendet. Denn sie allein lösen jenen Reiz auf, der ergänzt und mit großer Bestimmtheit entgegenarbeitet. Das streitet mit dem hohen Stil, der doch nur in sich ruhend und abgeschlossen gedacht sein kann.

Da ist der sterbende Gallier auf dem Kapitol. Ein häßlicher Geselle mit struppigem Haupt und Schnauzbart. Ein stumpfer Landsknecht, der auf Geheiß seines Herzogs in die Schlacht geht oder sich auf dem Grab des toten Führers im Bruderkampfe den Tod holt. Er hat die Todeswunde empfangen; sie sitzt unter dem Herzen, und das rot Blut stürzt dem Eisen nach, das Bresche in seine eherne Brust geschlagen. Er ist zusammengestürzt; neben ihm liegt das Hifthorn, aus dem er zur Schlacht gegellt. Die Arme, den Schenkel umklammernd, an den Boden gekrallt, bilden das letzte Schirmdach für den gewaltigen Körper. Schon löst sich die Spannung der Muskeln vor dem linden Finger des Todesgottes: der Mund ist geöffnet zum letzten Stöhnen und Röcheln. Das Haupt ist nicht mehr häßlich, denn eine heilige Weihe hat daran gerührt; es liegt die Erlösung darüber, und man meint, das

große Geheimnis mit Augen zu sehen, wie das Leben entflieht, und man atmet mit in heftigem Mitleid: Gottlob, nun ist's vorüber, ist alles vorüber. Oder es ist der Faustkämpfer in den Thermen des Diokletian. Ein Kerl, dem man nicht gerne begegnen möchte. Er hat sich eben zur Ruhe niedergetan. Die ehernen Arme, mit den Schlagriemen umwunden, liegen im Schoß, der bärtige Kopf ist nach aufwärts gerichtet und mit seitlicher Wendung berichtet der Athlet einem neben sich etwas. Da ist der Hohn und die ganze Erbarmungslosigkeit des Professionals; da gewittert ein grausamer Triumph. Diese nun müßigen Hände haben kaum mit einem vernichtenden Streich den Gegner niedergeschmettert, und ein Jünger, oder noch besser der Patron, hört eben, mit welcher Finte der schreckliche Hieb eingeleitet ward. Allerdings ist diese unvergleichliche Bronze spät und römisch. Aber wir wissen, daß die Römer in der Plastik nirgends auch nur einen Schritt über die Griechen hinausgewagt haben, und es sind doch niemals die Zeiten des Niederganges, die nach immer eindringlicherer Wahrheit ringen. Sie verflachen eher das Relief, als daß sie's zu scharf herausarbeiten möchten. Und endlich, unbestritten eine vortreffliche Arbeit ist der „Schleifer" in der Tribuna von Florenz. Ein niederträchtiges Subjekt, wie er da, man weiß nicht auf welchen Teufelsbraten, mit einer grinsenden Andacht sein Messer wetzt. Man meint, er habe von Apollo den Auftrag erhalten, den armen Dilettanten Marsyas, dies klassische Exempel für die Unfruchtbarkeit der Abschreckungstheorie, zu schinden. Kannibalisch genug sieht er aus.

Niemals hat es eine Zeit gegeben, die sich der Antike so innerlich verwandt gefühlt hätte, wie die Renaissance. Die tote Herrlichkeit, die sich eben damals aus ihrem Grabe zu heben begann, ist niemals so freudig begrüßt worden, als die Erfüllung des schönsten Traumes. Aber an einen Unterschied im Grade haben ihre Meister nicht geglaubt; nicht an ein Ingrediens, das Skopas und Myron und die Großen alle besaßen, und das nun verloren sei, an ein griechisches Feuer in der Plastik. Sonst hätten sie nicht gelassen restauriert oder Ergänzungen überwacht. Nicht nur Benvenuto Cellini, der jedes Ei, kaum gelegt und so windig es sei, mit freudiger Verwunderung begackert, wie vortrefflich es sei und wie weit vor den Alten er gekommen sei, auch Michel Angelo, der Strenge und Finstere, der am Toro Farnese mittätig war. Und einiges Verständnis für sein Handwerk wird man dem Manne immer noch ohne Schädigung des eigenen Urteils hingehen lassen.

Es scheint, als habe man noch immer nicht genugsam die Scheide gezogen zwischen jenen Werken, in denen der Künstler ganz er selber sein konnte und denen, wo er beengt war von den Schranken seines Auftrages. Er hatte nur zu oft Gegenstände gottesdienstlicher Verehrung zu formen. Da stand nun einmal der Typus fest. Er konnte ihn vorsichtig nach seinen höheren Begriffen von Schönheit ausgestalten, an ihn tasten aber durfte er nicht ohne Gefahr, den Gläubigen ein Aergernis zu sein. Da beschied er sich eben. Etwas Starrheit des Ausdruckes schadete hier nicht; sie mochte selbst als Symbol der Unveränder-

lichkeit, also einer entschieden göttlichen Eigenschaft willkommen sein. Aehnlich ging es mit den Kaiserbüsten; den furchtbaren Caracalla ausgenommen, dessen schrecklich schöner Kopf mit dem unheimlichen Blick einer wahnwitzigen Größe und Menschenverachtung einen nuen Typus ankündigte, der sich mit den alten Mitteln nicht zwingen, nicht idealisieren, nicht stilisieren ließ. Auch sie waren ja zu gottesdienstlicher Verehrung bestimmt. Und auszuscheiden wäre Venus. Die Göttin der Liebe darf sich am Ende jeder denken, wie sie ihm am begehrenswertesten erscheint, und wir wissen nicht, wie viel Liebchen griechischer Bankiers, die ihre begünstigten Verehrer immer mindestens im Bild und so nahe der Natur als möglich nachgeschaffen um sich haben wollten, uns für Aphrodite passieren.

Sonst aber wollten sie nichts anderes, nur wahr sein. Sie konnten nicht einmal anders. Denn die schönste Wahrheit umgab sie. Sie trugen sie in sich: so vertraut war sie ihnen, daß es kein Abirren davon gab. Der blühende Jünglingsleib in natürlicher Anmut und geschulter Geschmeidigkeit, immer in Aktion, so daß ihm keine Bewegung mehr Schwierigkeiten bereiten konnte, grüßt sie in der Palästra. Ein gutes Modell kann heute noch den Ruhm eines Bildhauers begründen — sie aber hatten nur zwischen den Besten, den Schönsten, den Geeignetsten zu wählen; sie mußten sichten, wo wir suchen müssen; ausscheiden, wo sich der arme Moderne mühsam das Geeignete zusammenklauben muß. Ehe sie begannen, hatten sie durch die Fülle einer Anschauung, wie sie nie mehr möglich sein wird, einen Vorsprung, der nicht mehr einzuholen ist.

Darin liegt ihre Ueberlegenheit. Gefühlt haben sie die Männer, die zuerst eine wissenschaftliche Betrachtung der Antike mit jener Begeisterung de principio versuchten, die der Wissenschaft widerspricht. Sie sahen die nackte Wahrheit, die, ebenso wie die nackte Schönheit zum ersten Male gesehen, etwas Unbegreifliches, etwas Erschreckendes hat. Der Wirkung wurden sie gewahr, über die Ursache konnten sie sich nicht Rechenschaft geben, die der heiligen Natur zu entfremdet waren. Und so, um ihren Schauer sich zu erklären, sprachen sie vom hohen Stil, der jene Gestalten umfließe und weihe.

Ein schlechter Rechenpfennig scheint mir diese Redensart. Es ist Zeit, daß er außer Kurs gesetzt werde. Lange genug ist er unbesehen und ungeprüft auf Korn und Feingewicht von Hand zu Hand gegeben worden. Es tut nicht not, daß man weiter damit operiere. Er gehört in die Kunst- und Wunderkammer, wie noch das vorige Jahrhundert sie anlegte.

Es ist möglich, daß ich mit dem allen offene Türen einrenne. Möglich, daß ich nur meine eigene Unzulänglichkeit beweise. Aber ich war recht herzlich froh, als ich in Florenz meine Gedankenkette abschließen konnte, die sich in Neapel angesponnen hatte. In Rom war ich eigentlich schon zu Ende. An jener Stätte, wo soviel Legenden hausen, war ich mit der Legende vom hohen Stil fertig. Es war mir, als sei ein Wölkchen zerronnen, das sich, ihren reinen Glanz trübend, zwischen mein Auge, das so gern ans Vortreffliche sich verliert, und die Antike geschoben. Und wo wär' man mit jedem entschwindenden Wölkchen eben glücklicher als in Rom? Je unbefangener man an die Plastik der

Griechen herantritt, desto herrlicher erscheint sie, desto befreiender wirkt der Gedanke, die Einsicht, wie diese Größten eben in ihrer Wahrhaftigkeit ihre Herrlichkeit fanden. Das Rom der Päpste kann der Legenden nicht entraten; wo man aber endlich ans wirklich Wunderbare herantritt, dort kann man sie draußen lassen. Jenseits St. Peter, im Museo Pio-Clementino endigt ihr Reich.

3. Neapel.

„Diese Stadt brüllet, als der Behemot brüllet nach seinem Raube.“

Schon die Einfahrt in den Hafen gibt einen guten Vorschmack dessen, was zu gewärtigen ist. Der Kapitän der „Buda“-Gesellschaft „Adria“ entsendet seine handfestesten Matrosen an das Fallreep. Das Schiff ist umschwärmt von Booten. Wild, seeräubermäßig drängt alles an Bord. Fast am behendesten sind die Nonnen. Mit fliegenden Kitteln stürmen sie die Leiter empor und halten die Klapperbüchse mit frommen Spenden hoch. So weiß man denn gleich, man ist in einer neuen Welt, und es gelten neue Begriffe vom Ziemlichen.

Erstaunlich ist ihre Beredsamkeit der Hände. Ein Kapitän hat ein Fäßchen mit eingelegten Anchovis gekauft. Vor der Abreise will er seine Rechnung begleichen. Der Padrone ist nun allerdings da, aber er kennt den Preis nicht. Unten im Boote aber liegt sein Ruderer, der ihn wissen könnte. So beschreibt er in der Luft mit den Händen mystische Kreise und fragende

Bewegungen. Der Fachino springt auf und reißt seinen Filz vom Kopfe. „Also, das Fäßchen kostet achtundzwanzig Lire.“ „Woher weißt du's nun?“ „Er hat mir seinen Hut gezeigt. Der Hut hat im Lotto achtundzwanzig.“ Da sieht man denn auch, wie vertraut ihnen die Zeichen des Lotto sind, um das sich fast alle ihre Gedanken drehen. Es ist das Narkotikon, durch das sie sich in Träume von besserem Glück wiegen.

Denn sie sind sehr arm. Großbetrieb scheint in Neapel nicht zu bestehen. Es ist ein Volk von Taglöhnern und kleinen Händlern. Nun aber braucht der Kram Raum. So müssen sie denn bei der Enge der inneren Stadt und da sich notwendig alles auf den Hafen bezieht, die breiteren Straßen mit ihrer Betriebsamkeit überfüllen und sich in ihnen völlig häuslich einrichten. Und wortloses Feilschen gibt es nirgends. Wie erst hier? Sie geraten um jeden Zentesimo in Eifer, sie verwünschen sich und ihr Leben, sie schreien aufeinander ein, daß man Mord und Totschlag besorgt und endigen immer mit einem Lachen, sei es des Triumphes oder des Hohnes.

Sie wirren durcheinander, nicht anders, als hätte man einen Ameisenhaufen aufgedeckt. Und im Grunde sind sie nicht viel besser daran. Denn man bricht Lücken in das unsägliche Gewirr von Häusern, welches die Altstadt Neapel bedeutet. Breite Zeilen kündigen sich an, zum Teile mit wirklich großgedachten Linien und blicken auf dies unvergleichlich leuchtende Meer. Aber, über ihre Marmorfassaden ragen die alten, ängstlich schmalen und himmelhohen Häuser, auf denen die neapolitanische Sturmfahne im Winde flattert. Dies

sind ihre Lümpchen und Windelchen. Denn es ist unglaublich, was sie Kinder hecken.

Sie haben sie aber auch darnach lieb. Die Frau in Neapel ist nicht sehr der Achtung wert. Die Mütter muß man bewundern. Sie haben eine himmlische Geduld gegen die launigen, unendlich beweglichen Geschöpfchen. Man sieht keines gezüchtigt werden. Und mit einer närrischen Zärtlichkeit begegnen sie ihnen. Da lief eine junge Mutter mit ihrem Bambino am Ostersonntag, der sehr mild und fast zu heiß war, über die ganze Straße von Santa Lucia. Jauchzend hielt sie's empor: „Sehet, wie schön es ist, wie schön, wie schön!“ Oder ein Kutscher hatte am Ostermontag seinen Schnitt mit Korsofahren gemacht. Nun lud er sich die ganze Brut, sechs Stück, nicht eines mit einem Zuge dem anderen gleich, in seinen Wagen und fuhr sie über den Toledo, ungewaschen wie sie waren, und saß stolz auf seinem Bock und knallte grimmig mit seiner Peitsche. Ich glaube nicht, daß man irgendwo in der Welt ähnlich höllisch mit der Peitsche knallen kann. Unsere Halter können da noch lernen.

Nun aber treiben unzählige Kutscher auf den Straßen Neapels ihr infernalisches Wesen. Und sie lassen die Peitsche nicht einen Augenblick ruhen. Haben sie einen Fahrgast, so lärmen sie damit, um ihre Pferdchen anzufeuern. Das ist bei den steilen Straßen sehr notwendig. Sind sie müßig, so knallen sie, um einen Fahrgast anzulocken. Neben ihnen aber sind Legionen Stiefelputzer. Die klopfen unablässig mit ihren Bürsten auf das Putzbrett, und nicht etwa im Takt, daß man sich vielleicht daran gewöhnen könnte, sondern sie

rasseln nur so darauf herum, daß es immer unerträglicher wird. Und die Verkäufer von allerhand Gebackenem fahren mit ihren Karren durch die Stadt und haben eine förmliche Dampfpfeife an ihren Herden, die sie schrillen lassen, so oft es nur irgend angeht. Und die elektrische Bahn kündigt sich durch so eine Art Nebelhorn an und tutet gewaltig, wenn sie um eine Ecke biegt oder wenn sie stehen bleibt. Und alles, was feilgehalten wird, hat seine eigene Singweise, in der man es ankündigt, einen Schatz von Kakophonien gibt es, von dem wir im Liede des Lavendelweibes und im melancholischen „Handeln" nur einen sehr verkümmerten Nachklang besitzen. Und die Zeitungsjungen schrillen mit einem unmöglichen Diskant darein. Es ist höllisch, denn hier hört man leibhaftig den Schrei des Behemot nach seinem Raube, als sei man in einen Urwald mit Brüllaffen geraten, so wird einem.

Das Tollste aber, nicht zum glauben, was immer man von ihnen gehört habe, sind die Kutscher. Etwas Schamloseres gibt es wohl nicht. Man hat so einen Kerl gemietet und genau ausgedungen, wohin er einen führen soll und was man für die Tour zu zahlen gedenkt. Er wird sich einigermaßen sittsam benehmen, solange er angesichts der Polizei und seines Standplatzes sich befindet. Man kommt auf die Straße, und nun fühlt er sich verpflichtet, für die Unterhaltung seines Fahrgastes zu sorgen. Er lümmelt sich in den Wagen und beginnt allerhand zu erzählen. Oder er deutet mit einem lüsternen Zwinkern und gerecktem Daumen nach einem Hause, an dem man vorüber fährt und an dessen Fenstern geputzte Frauenzimmer zu sehen

sind. Ob man sich nicht da verweilen möchte? Und so vertrödelt er die Zeit. Man zündet sich eine Zigarette an. Was das für eine Sorte sei? Keine Antwort. Die sei sehr teuer wohl, sie rieche so gut? Keine Antwort. Er könne sich so etwas nicht gönnen. Niemals. Ob ihm die Exzellenza nicht eine schenken möchte? Um Ruhe zu haben, gibt man ihm eine. Und nun weiß er, daß er eine „Wurzen" vor sich hat, und man ist verloren. Ueber eine Weile bittet er ums Feuer und zottelt auf dem Wege in der schmählichsten Weise. Alsdann überhält er einen um die Hälfte mindestens, und es braucht Drohungen, seiner ledig zu werden. Kaum aber, daß man sich mit heißem Kopf getrennt hat, kommt er einem nach. „Fahren wir morgen auf den Vesuv? Ueber Diomed. Um 15 Lire alles in allem?" Man will nicht, und er versteht überhaupt nicht, wie man ihm grollen könne. Wegen des bißchen Betrügens? Du lieber Gott, das ist er doch seinem guten Ruf und seiner sonstigen Unbescholtenheit schuldig, das zu versuchen. Oder man geht abends heim, an einem Standplatz vorüber. Man wird mit Anerbietungen überschüttet. „Ich brauche keinen." „Er braucht keinen", höhnt der Kerl und im ganzen Chorus brüllt es mit voller Lungenkraft: „Er braucht keinen!" Das ist eine Frechheit. Denn wozu erschuf Gott die Schafe, wenn sie sich nicht scheren lassen wollen? Ueberhaupt, wo die Zeiten so schlecht sind. Denn diese verdammten Piemontesen, die nun das Regiment führen, die seinem Neapel die Eingeweide aus dem Leibe reißen wollen (lo sventramento, die Ausweidung der alten Viertel) die verstehen keinen Spaß.

Man haßt sie hier, und sie vergelten's mit einer grenzenlosen Verachtung. Ihnen gilt der Neapolitaner für keinen Menschen. Er ist ihnen eine wilde Bestie, die nicht zu bändigen wäre, käme nicht glücklicherweise ihre grenzenlose Feigheit zu ihrer Wildheit.

Sie haben nun allerdings in der Stadt ein vortreffliches Trinkwasser, besser vielleicht, als selbst das von Rom, zugeleitet. Eine eigentliche Assanierung aber ist nicht denkbar. Sie müßten denn das ganze Viertel vor Porta Capuana dem Erdboden gleich machen und die Lebensbedingungen der Stadt völlig ändern. Ehe das nicht geschieht, müssen die neuen Viertel auf den Höhen, am Vomero Ruinen bleiben, wie sie denn förmlich als Ruinen erbaut scheinen.

Porta Capuana eröffnet den Zugang zur Quintessenz von Neapel. Man geht durch einen Bogen, erbaut in den schönsten Verhältnissen der Renaissance von di Majano zu Ehren eines Arragoniers. Es sollen sehr beachtenswerte Reliefs darauf sein. Wer kann sie betrachten? Es ist kein Zugang möglich.

Denn ein unsägliches Gewirr von Gassen beginnt. Auf ihnen aber steht ein Fleischerstand neben dem andern. Unter der sengenden Aprilsonne Neapels glüht das Fleisch auf, gleich roten Karfunkeln; und die Seefische, deren mindeste Sorten hier feilgeboten werden, glitzern, als hätte man sie in eitel flüssig Silber geworfen, und sie entsenden ihren scharfen Geruch, und unendliches Gemüse, das auf getreuen Eselchen hierher gebracht wird, duftet, und das Blutwasser stockt auf dem Boden, und die Schlächter schlagen mit dem breiten Wiegemesser auf ihre Waare, daß es nur so platscht,

und alles sprüht, wirrt, keift, gellt durcheinander, daß sich jeder Sinn empört und rebellisch wird von etwas Unerhörtem, Ungeahntem. Man kann nicht weit eindringen in diese Verschlingung von Gassen und Gäßchen, in denen jeder etwas feil hat; wo sonst nichts, seine Person. Man soll es auch nicht. Denn hier beginnt das Reich der Camorra, deren Herrschaft über Neapel noch ungebrochen ist. Es ist das Regiment der Mutigen über eine Welt von Memmen. Denn Camorrist kann nur ein kühner Mann werden, man sagt, nur wer ein Messerduell mit Erfolg und mit Ehren ausgetragen hat.

Einmal verliefen sich zwei deutsche Freunde hier. Der ältere, bewandert in Italien, warnte seinen Kameraden vor den Lockungen der Schönen, die in diesem Viertel ihr Wesen treiben. Ein Mädchen aber gefiel dem so, daß er ihr folgte. Nicht ohne Besorgnis ging der andere nach seinem Hotel. Ueber ein Weilchen kam sein Freund zurück, sehr blaß und sehr aufgeregt. Es hatte an die Tür des Hauses gepocht. Er und die Schöne erschraken. Unten standen zwei Carabinieri. Sie sahen nach ihm, wie sie Auftrag nach jedem zu sehen hätten, der dies Haus betritt und nicht nach einer gewissen Zeit zurückkehrt. Denn es gehöre der Camorra.

Es ist eine unbändige Vitalität in diesem Volke. Und sie bekundet sich auch in seinem Laster. Zu tun ist hier nichts mehr. Ich glaube nicht, daß Erziehung noch etwas richten kann, und ich glaube nicht an ihren Nutzen hier. Denn ihnen ist sonder allem Zweifel wohl in ihrer Haut, viel wohler, als etwa uns. Zu

richten ist aber nur dort etwas, wo das Gefühl von der Notwendigkeit besserer Lebensführung und Gewohnheit besteht. Dies aber fehlt hier gänzlich. Man muß sie nehmen, wie sie geworden sind im Lauf einer Geschichte, so schmählich und so voll Unterdrückung, wie keine. Und endlich, diese Stadt ist zur Freude der Welt geschaffen. Wer sucht just die besseren Sitten — in einem Freudenhaus?

Ernsthaft sind sie nur bei ihren Begräbnissen. Da fährt eine Kutsche mit spalierten Fenstern hinter dem Sarg. Dahinter, völlig eingemummt, daß nur die Augen finster in die leuchtende Welt vorgucken, schreiten die Bruderschaften mit dem Panier, dem der Tote gefolgt. Alsdann kommen die Kranzträger. Aber was für Kränze! So ungeheuer, daß man sie an förmlichen Gerüsten tragen muß, daß vier und zwei Mann an einem davon zu schleppen haben. Still verhalten aber können sie sich nur an zwei Orten: im Beichtstuhl und bei öffentlichen Schreibern. Dem lispeln sie zu, und er horcht ernsthaft und gewichtig.

Und selbst der Tod verliert seine Schrecken in den Katakomben von Neapel. Die sind in einen weichen Tuff gehauen. Ein Bohnenstrauch mit weißblauen Blüten umschlingt in förmlichen Gewinden, rankend und fröhlich und übermütig wie ein Gassenjunge auf dem Kletterbaum, den Eingang dazu. Die Gänge sind nicht tief; die Mauern sind ganz begrünt mit Schlingpflanzen, auch die fernsten Kammern durchfließt noch ein sehr mildes Licht. Und am Ende des letzten Ganges ist ein vergittertes Fenster in den Felsen gehauen. Eben, am Ostermontag, stand ein Orangenbaum mit

reifenden Früchten, die doch aussahen, als hätte man Sonnengold zu Bällen gedreht, davor und grüßte in die halbe Dunkelheit. So bietet das Leben hier seine Lockungen selbst in die Stätten der Vernichtung hinein. Es gibt keinen Schmerz, der hier ewig sein könnte. Sie mußten wohl leichten Sinnes und unbedachte Kinder, vielmehr Rangen des Augenblicks werden.

Dann war ich den letzten Abend, noch voll von den Eindrücken der toten Stadt Pompeji, durchfröstelt von tausend Schrecken nach dem Posilipp gegangen. Hinter mir verstummte die Stadt. Nur die Wagen rollten den Meeresstrand entlang, und die Villen stiegen nieder zum Gestade, als triebe sie selber die Sehnsucht nach diesen weichen, leuchtenden Wogen. Das Meer war in leiser Wallung und blau, wie es nur manchmal die Augen Neugeborener sind, so mit einem unirdischen Schimmer; darüber hin stieg das blaue Capri in schroffen Hängen auf. Der Vesuv dampfte leise, und im Abendglühen entzündete sich der langhinschwebende Rauchstreifen in purpurner Glut. Eine endlose Stiege klomm ich hinauf. Es dunkelte, da ich oben stand. Eben war der Gottesdienst zu Ende, und das Volk des kleinen Dörfchens verlor sich in seinen Gäßchen. Ich aber ging bergab. Einen jähen Weg. An einem Theater vorüber, das in den lebenden Felsen von einem Römer der Spätzeit gehauen war, vorüber an Trümmern einer Villa des Lucull. Und mit eins lag die Stadt vor mir, erhellt von unzähligen Lichtern, überhöht von Kastellen, und ihr Ruf drang zu mir wie Meeresbrandung. Die Flut aber blaute und schwieg wie ein schlummerndes Kind.

4. Die tote Stadt.

Ich hatte das Leben in seiner jauchzendsten Gestalt kennen gelernt. In Neapel, wo es so ungebärdig tollt und lärmt, daß man vor seinem Ungestüm beinahe erschrecken möchte; auf Capri, wo es sich in einer unsäglichen Heiterkeit, freilich bühnenmäßig angeordnet, die steilen Hänge der Insel des Tiberius entlang bewegt. Nun galt es, Pompeji, die tote Stadt, begrüßen und beschauen.

Es ist doch wirklich ein merkwürdiger Zufall, daß unmittelbar neben Neapel, der Stadt, die einzig den Augenblick kennt und ihm allein lebt, an deren Physiognomie so gar nichts an eine Vergangenheit mahnt, sich Pompeji befindet, ganz Zeugin einer großen und längst entschlafenen Zeit, ganz steinernes Merkzeichen längst verklungener Tage. Lebendigste Gegenwart und ferne Jahre reichen sich über einem Grabe, das alles zwischen ihnen verschlang, die starre und die von überhitztestem Blute durchwärmte Hand.

Ohnedies bezieht sich in den Sammlungen von Neapel, dem Borbonico, fast alles auf die tote Stadt. Ganze Säle sind mit dem Hausrat ihrer Bewohner geschmückt. Bronzen von unvergleichlicher Feinheit, Bilder von Anmut der Erfindung sind gespeichert. Einen ganzen großen Saal füllen die Porträte eines pompejanischen Adelsgeschlechtes, das sich in städtischen Geschäften mit einer solchen Tüchtigkeit betätigt hat, daß man ihm eine Art Erbbürgermeisterschaft zugestanden zu haben scheint.

Auch mahnt der Vesuv immer daran, was sich hier

einmal Fürchterliches begeben hat, wie durch das Paradies der Erde alle Schrecken der Unterwelt mit Donnergrollen und Zucken von Blitzen ihren Umzug hielten. Am Ostermontag habe ich den Berg in einer unvergeßlichen Beleuchtung gesehen. Es war zu Abend nach einem sehr heiteren Tag. Die Sonne überglühte den finsteren Gesellen mit einem tiefen und lodernden Braunrot, warf einen Purpurmantel um seine Rebgelände. Zum Gipfel stieg das Licht und senkte sich niederwärts in unsäglich reizvollem Spiel. Alles war Flamme, nur der Aschenkegel stand grau im lichten Himmel; über ihn vermag die Sonne nichts. Und eine feine, dünne Linie eines sehr hellen Rauches entfloß ihm und spannte sich, ein helles Band, durch das Blau.

Am Dienstag also wandte ich mich nach Pompeji. Es geht über Resina Portici, in dessen kreisrundem, winzigem Hafen kleine Barken träumen, nach Valle di Pompeji. Dort hat sich in der letzten Zeit eine sehr eigentümliche Großindustrie entwickelt. Ein unternehmender Kopf, irre ich nicht, ein „sehr Ehrenwerter“, nämlich ein Mitglied des italienischen Abgeordnetenhauses, von dessen Mitgliedern man überhaupt manches und nicht gar Erbauliches hört, hat da einen Wallfahrtsort zu Ehren der Mutter Gottes auf Aktien gegründet. Lokalkenntnis kann man dem Manne nicht absprechen; die Madonna von Valle di Pompeji ist hauptsächlich wirksam gegen Untreue der Ehemänner. Da dieses Uebel, natürlich nur in Neapel sehr häufig sein soll, da ferner Frauen für Wunder, abermals natürlich nur in Neapel, empfänglicher sein sollen als

Männer, gedeiht das Geschäft und soll seinen Unternehmer bereits zum mehrfachen Millionär gemacht haben. Somit ist Italien denn doch nicht ganz der schlimme Boden für jedes Gewerbe, als den man es gern beschreibt.

Endlich Pompeji.

Es ist ein anderer Boden, als den man zu beschreiten gewohnt ist. Es geht sich so unendlich weich darauf, als wäre es Sammet. Man sinkt bei jedem Schritte ein; aber man spürt nicht jenes Knirschen unter den Füßen, wie wenn man Sand darunter hätte. Es ist Asche, jenes ewige Symbol, und hier auch das Werkzeug der Vernichtung. Sie türmt sich zu grauweißen Hügeln, auf denen nur mühsam ein kümmerliches Leben Boden fassen kann. Die unendliche Triebkraft der südlichen Natur meistert eher die erstarrte Lava als die Asche. Es war ein sonnenloser Tag. Blauschwarze Wolken umschlossen die Flanken des Vesuvs, umhüllten seinen Gipfel und drückten auf die Ebene Kampaniens.

Ein Einschnitt führt zwischen Aschenmauern ziemlich jäh aufwärts. Ein massiges Tor, festungsmäßig aufgetürmt. Mächtige, vieleckige Blöcke als Pflaster, über das kaum jemals ein Wagen gefahren sein kann. Die tote Stadt.

In endloser Zeile strecken sich die grauen Häuser. Fensterlos und finster von Ansehen fügen sie sich zu schmalen Gassen und Gäßchen. Abwehrend erscheinen sie, eben nur bestimmt für ihre Einwohner. Zwischen ihnen sind weite Plätze, die beiden Fora. Da ragen ganze Säulen und Säulenstümpfe in die Luft. Sie

formieren sich bei schärferem Zusehen zu den Umrissen von Gebäuden, von Tempeln. In ihnen flehte das Volk der toten Stadt zu seinen toten und ohnmächtigen Göttern. Hier begreift man, daß auch Götter sterben zu ihrer Zeit.

Ein ungeheures Theater. Mit einem weiten Blick auf die grüne kampanische Ebene. Da frönten sie jenen Fechterspielen, an denen sie so leidenschaftlich hingen, daß es eine schlimme Strafe für alle war, als man ihnen das Recht entzog, sich an dieser Ergötzlichkeit fürderhin zu belustigen. Denn sie waren von jener Grausamkeit, die immer im Gefolge eines starken Lebenshungers auftritt. Mitleid ist ein Symptom von dekadenter Nervenschwäche. Unmittelbar am Theater mit seinen steinernen Sitzplätzen war die Kaserne der Gladiatoren. Dort überraschte sie, die man loszuketten vergessen, das Unheil. Sie waren gewohnt, dem Tode in jeder Art seiner Erscheinung ins Auge zu blicken. Sie mochten meinen, es gebe keine Gestalt mehr, in der er sie schrecken könnte. Er belehrte sie eines Besseren. Das sind so Humore des Todes, seine Tänze. Freilich, so toll hat er selten aufgespielt wie hier, wo er in seinen Wirbeln ganze Städte wegfegte.

Noch ein Theater. Verkaufshallen mit reichen Zieraten an Bildern. Ein dreieckiges Forum, denn sie brauchten Plätze zu ihren Versammlungen. Sie hatten doch ein reiches und nach süditalischem Brauch sicherlich auch ein leidenschaftliches Gemeindeleben. Noch sind Maueranschläge da, in denen sich die Anwärter um städtische Aemter der Geneigtheit ihrer Mitbürger empfahlen. Oeffentliche Bäder, mit einem Luxus, wie

er heute noch nicht erreicht ist. Nur in Rom, in den Thermen des Caracalla, die ein wahnsinniger Despot, eine Stadt in der Stadt, aufführen ließ, sieht man sie überboten. Aber dies war eine kleine Stadt, nicht das Haupt der Welt, eine Gemeinschaft, wie es scheint, höchstens von wohlhabenden Männern, die hier Genuß und Ruhe fern dem Trubel der Weltstadt suchten.

Und sie genossen. Sie waren zu jener Zeit grimmige Zecher, sehr im Gegensatz zu jener Mäßigkeit, die im Grunde südlich ist und seither wieder Einkehr in diese Gegenden hielt. Noch ist die Kneipe da; der Schanktisch ist mit Marmor verkleidet, und tiefe Löcher sind darin eingelassen für die Krüge mit Wein. Sie werden wohl auch bessere Marken im Keller gehabt haben. Verschwiegene Seitengemächer, in denen dem Liebesbedürfnis der Zecher gefällig entgegengekommen ward, mit bequemen Ruhebetten, mit Wandmalereien, die frech und ungescheut zum dreistesten Zugreifen beim Mahle mahnen, das so gern geboten ward. Es waren eben schlimme Heiden. Sie zerbrachen sich noch nicht den Kopf über ein besseres Jenseits, da ihnen diese Welt und was sie an Freuden bot, vollauf genügte. Sie kannten nicht unsere Züchtigkeit. Sie sahen gern im Bilde, was sie gern übten, und auch Privatpersonen ließen sich wohl ein Zimmerchen für ihre geheimen Vergnügungen zurichten und sinngemäß mit Bildern ausmalen.

Und sie wohnten so überaus behaglich. In jedem Hause ist ein reicher Schmuck an edler Mosaik. Und die Zimmer sind mit ganz vortrefflichen Malereien bedeckt. Gern stellen sie heitere Szenen des Mythos

dar; gern bilden sie lebendige und anmutige Bewegung nach. Es ist ein heiteres, ein schwereloses Schweben. Sie legen sich Gärtchen an, und die Mauerleisten, die um die Beete laufen, schmücken sie mit den Abbildern der Blumen, der Maßliebchen und Rosen, und des Efeu, den sie in Kugelform zu ziehen liebten. In einem Hause haben sich die Kustoden den Spaß gemacht, die gleichen Blumen und Gewächse in den gleichen Formen zu pflanzen. Springbrunnen sprudeln und schicken ihren dünnen und singenden Strahl in die Luft. Alles Unbeseelte lebt wie dereinst. Es läßt sich nicht sagen, wie unglaubhaft, wie gespenstig das auf die Dauer wirkt.

Denn der Grundeindruck der toten Stadt ist der eines unerhörten Traumes. Man reibt sich die Augen, man möchte ihn bannen. Er aber beharrt an seiner Stelle und will nicht weichen. Und so entsteht mählich ein gespensterhafter Eindruck. Man mag's nicht fassen, daß dieser Hülle für ein reiches und begehrliches Leben das Leben für immer entflohen sein soll. Daß dieser Herd, den man für das Mittagmahl bereitet, auf dem noch die Kochtöpfe stehen, für ewig erkaltet sein soll. Immer ist's, als müßt' einen an der nächsten Straßenecke jemand anreden: ernsthaft gewandet in faltiger Toga, oder als müßt' einen der Hausherr aus seinem Heim, das er wahrlich nicht unserer Neugier zuliebe mit solchem Geschmack und Reichtum eingerichtet, mit herrischem Wort wegscheuchen; denn es ist unglaublich, was die Begüterten jener Tage an Kunstgeschmack besaßen. Ich weiß ja, es ist wesentlich Fabrikarbeit, schnell nach dem großen Erdbeben ausgeführt, das der

endlichen Zerstörung voranging, ist das Werk von Arbeitern, was ich hier bewundere. Aber was für Vorlagen müssen die Kerle nur gehabt haben! Und ist mit der Antike nicht mehr untergegangen, als die Jahrtausende darnach nachschaffen konnten?

Dazu diese grenzenlose Einsamkeit! Sie verstärkt den schaurigen Eindruck. Was sind wenige hundert Menschen in einer Stadt, erbaut für hundertmal so viele? Sie verschwinden, als hätte sie das Erdreich in sich gesogen, das jede Feuchtigkeit so gierig an sich reißt. Und man fühlt sich verlassen in dieser tonlosen Stille, so groß, daß man das Flügelschlagen der Krähen vernimmt, die mit schwerem Fittich über der toten Stadt schweben, daß man aufatmet, wenn man endlich wieder auf der kampanischen Ebene steht und die Glöckchen der Herden hört, die da an dürftigen Halmen rupfen, daß man eine Menschenstimme, und sei es selbst das Geplapper des Kustoden, ersehnt, sich dem ersten Trupp anschließt, besinnungslos, in einer unbändigen Angst vor sich selber, in einer Sehnsucht, sich und den eigenen Gedanken zu entrinnen.

Ein nervöser Mensch, allein in einer Mondnacht, die das geisterhafte Grau der Mauern und der Säulen recht erschimmern läßt, könnte in den Trümmern der toten Stadt den Morgen nicht mit heilen Sinnen erleben.

Man atmet auf, rückkehrend nach Neapel, und das Gebrüll der Stadt, das einen so oft geärgert, klingt wie ein übermütiger jauchzender Zuruf des unbesieglichen Lebens.

Scirocco

Es ist sonnenlos und schwül. Nichtige Wolken; ihr Zug so tief, daß sie auf die Welt drücken, und man meint, keinen freien und herzhaften Atemzug tun zu können; und so dünn sind sie, daß man das Blau des Himmels hinter ihnen ahnt, das sich uns weigert, und die schöne Sonne, die sie hüllen.

Es regnet nicht. Nur manchmal lösen sich einige Tropfen und klatschen hart und mit einem vernehmlichen Schlage an die Fensterscheiben. Der Wind hat ein wunderlich beängstigendes Stöhnen. Er keucht wie ein Müder, der gern rasten möchte, und dem ein Dränger hinter ihm keine Ruhe und kein Weilen vergönnt. Manchmal muß er dennoch verschnaufen. Dann stehen die Bäume, die eben noch so gewogt, wie in banger Erwartung des nächsten, stärkeren, unvermeidlichen Stoßes.

Das graue Mauerwerk der alten getürmten und bewehrten Stadt am Meere ragt. Die Flut, die sie umspült, hebt und senkt sich in einer heftigen, verworrenen und verwirrenden Bewegung. Klippen sind vor dem Strand; da schwillt's, flach, immer steigend, nascht an ihnen, tastet sich am grauen Gestein aufwärts und stürzt sich endlich in jähem Ansturm darüber wie

ein wilder Gießbach. Ueber das tiefe Blau des Meeres sind Silberfäden geworfen, als spänne sie eine Hand von den Kämmen der Wellen, da sie im Fernen leuchten und herübergrüßen.

Es ist traurige Zeit. Man leidet darunter doppelt, weil man der Sonne entgegengefahren war und sich um eine begründete Erwartung betrogen fühlt, will sie hier nicht scheinen. Man hat blaue Schwertchen gesammelt, die ja allenthalben um die Wälle der alten Festung blühen, und sie sich aufs Zimmer getragen. Das füllen sie nun mit ihrem schier allzu starken Duft; mit ihren blauen und hellen Flammen, die an rechten Frühlingshimmel erinnern, wie er sich entschleiert, wenn die Wolken reißen. Aber sie machen an solchen Tagen nicht fröhlich. Denn man pflanzt sie so gern auf Gräber, vielleicht aus dem Gefühl, so etwas bringe Lenz und Licht in die ewige Nacht.

Es ist, als lösten sich Schatten von den Wolken und huschten mit behenden Füßen durch den verstörten Tag; und hätten ein weinend Stimmchen von der Stimme des Sturmes, und man müsse sehr achten, damit man keines ihrer geraunten und über die ganze, nackte und erschauernde Seele hingehauchten Worte überhöre. Sie singen klagend vom Gewesenen, das der Wind verweht hat und dessen man doch nimmer, ach, nie und nimmer vergessen kann. Ein altes Lied! Aber nichts auf Erden singt eine neue Weise. Und für den sie eben angehoben wird, der kann sich ihr nicht entziehen, und sei sie ihm noch so oft ins Herz gegeigt oder verhalten geschluchzt worden.

Da waren einmal — das ist nun lange, so lange

ist das her! — zwei Menschen gewesen. Sie trugen beide ein stolzes Haupt und einen stolzen Sinn, und sie meinten, es könne nichts kommen noch ersonnen werden, das etwas über sie vermöchte. Denn schon waren die Versuchungen durchschritten.

Sie hatten sich zufällig gefunden, auf der Flucht vor dem Alltag, den sie beide haßten und der sie dennoch stärker in Anspruch nahm, als solchen Naturen geziemt. Denn sie mußten erwerben, und sie hatten jedes einen Anhang von allerhand Leuten, denen gegenüber sie verpflichtet waren.

Erst hatte man sich mit gleichgültigen Augen gesehen. Dann kam ein Gruß, wenn man einander begegnete, aus Höflichkeit geboten und flüchtig genug erwidert. Dann sah man einander für einen Augenblick nach und freute sich unbewußt, wie tüchtig das andere einherging und mit gleichen und ebenmäßigen Schritten der Höhe zustieg.

Es kam eine kurze, gemeinsame Rast, ganz ungewollt, auf irgend einer Bank im Grünen. Zu Worten hatte keiner Lust. Denn es ging dem Frühling zu, und die Birken standen in ihrem ersten, zarten Grün, das so unsäglich leise auf die blanke Rinde niederwallt wie der Schleier einer Braut auf ihr weiß und seidig Gewand.

Und der Frühlingsabend ging, und alle die Aestchen und die Zweige hoben sich, oder sie nickten, als wüßten sie ein sehr holdes Geheimnis, und sie bestätigten es einander ernsthaft und aus unerschütterlichem Vertrauen. Und ein Buchfink, dessen Kleid sich schon tiefer und leuchtender zu färben begann, pro-

bierte ganz für sich erst ein Gesätzchen, dann eine Strophe, ob er seine Kunst und seine Weise während der endlosen Winterzeit nicht verlernt habe. Oder eine Amsel schwang sich in die Wipfel, ließ die schwarze Brust von der Sonne bescheinen und pfiff ihre Note.

Dies alles sogen sie in sich und genossen es tief, wie zwei, die hernach werden fronen müssen und zehren von den durchsonnten Tagen, die ihnen das Schicksal inmitten der Hetzjagd und des Erwerbes vergönnt. Immer besser lernten sie sehen, und so gab's immer Neues; und wenn es nur ein Saum einer Wolke war, die dem Niedergange zusteuerte und in roter, weiß- und orangeumgrenzter Lohe aufglomm; oder an geschützten Stellen, wo das Gras höher aufwuchs, der Reigen, den der Wind auf den Spitzen der Halme drehte.

Es kamen Regen, so kurz, daß sie keine Verdrießlichkeit werden ließen und nur jeden Schuß und jedes Blühen segnend feuchteten. Einen schweren Tag hatten sie durch all die Wochen nicht. Es fiel ihnen nicht einmal auf, daß sie nun immer gemeinsam gingen, oder daß sie einander doch, waren sie einmal jedes für sich vom Hause fort, irgendwo im Grünen fanden, um beisammen zu bleiben, bis sie sich wieder heimwärts wandten. Das hatte sich so gemacht und war hübsch so. Sie machten sich keine Gedanken darüber. Kamen wieder einmal Briefe von Hause, dann wurden sie, wie aus einer Abrede, flüchtig und mit Unlust durchflogen und sorgsam beseitigt. Die mahnten an Dinge, die man gern vergessen.

Noch waren die Abende lang. Da saß man denn

beisammen, bis es Schlafenszeit war, und sprach furchtbar ernsthaft und vernünftig, wie eben zwei Menschen, in deren Leben die Illusion und die Lüge gar keinen Raum mehr haben, die mit blonden Haaren zu jener Einsicht gelangt waren, dahin andere einen viel weiteren Weg brauchen. Und insgeheim war in ihnen dennoch ein unbeschreibliches Keimen, das sie wohl vermerkten und von dem sich Rechenschaft zu geben sie sich wohl hüteten. Und wieder einmal betraf sich jedes darauf, daß es sich die eigenen Worte zergliederte und auf ihren letzten Sinn hin untersuchte und über die eigene Weisheit lachen und lächeln mußte, wie so gar ernsthaft man geworden war oder sich mindestens benahm und gab.

Manchmal sang sie, und er saß am jämmerlich verstimmten Klavier und begleitete sie, so gut es eben ging. Zwei Kerzen brannten und gaben ein recht kümmerliches Licht; er beugte den Kopf auf die Tasten, so tief er nur konnte, damit er im Schatten bleibe, den er liebte. Alle Helle vereinigte sich um sie; sie fing sich in ihren blonden Haaren und legte sich ihr schmeichelnd um die schmalen Wangen, die sich nun schon mit einer gesünderen Röte zu färben begannen. Das weckt' ihm immer ein sonderbares Verlangen. Sie hatte wenig Stimme und wenig Schule, nur den lebendigen Sinn für Rhythmus und einen Ausdruck der innigsten Sehnsucht, den er noch nie so zwingend und weckend vernommen. Am liebsten aber hört' er sie auf Waldgängen. Da zwitscherte sie heimlich vor sich hin wie eine Schwalbe etwa, die sich selber was vorsingt, und man durfte sie alsdann nicht stören, sonst

war sie verschreckt, als hätt' man etwas an ihr gesehen, das sie verborgen halten wollte.

Sie dachten nicht der kommenden Tage, nicht einmal, als sie schon immer andrängender und näher an ihre Einsamkeit pochten. Sie wußten wohl, ohne zueinander oder auch nur insgeheim ein Wort darüber zu verlieren, daß Köstliches, Unwiederbringliches aus ihrem Leben scheiden müsse, wenn sich jedes wieder seiner Straße zuwendete. Sie waren Pflichtenmenschen, die immer getragen hatten, bis ihnen der Glaube verloren gegangen war, sie könnten mit einem entschiedenen Ruck all ihre Last hinter sich werfen und aufrecht einherschreiten, deren bester Stolz eben die Erfüllung alles dessen war, das man ihnen aufgebürdet. Und sie waren Fatalisten. Und so kam ihnen niemals der Gedanke, sie könnten sich aneinander binden.

Und der letzte Abend brach für sie an. Sie waren schweigsam. Und wenn sie miteinander sprechen mußten, so vermied eins des anderen Auge. Und sie stützten den Kopf in die Hände, und ihr Blut war ganz in den Schläfen und hämmerte darin. Und sie blieben wach, solange als möglich, nur damit sie einander atmen hören könnten. Die Kerzen brannten immer niedriger, und ihr ging's durch den Kopf, was wohl geschehen würde, wenn er sie mit plötzlichem Entschlusse ausbliese. Nichts dergleichen begab sich. Sie boten einander frostige Hände, jedes sein Endchen Kerze in der Linken, das sie noch einmal mit seinem armen Leuchten umgoldete. Sie aber wußte nicht, wie lang und wie rastlos er in seiner Stube auf und nieder ging, in einem Kampf mit sich, der ihn auf die Knie

warf und den doch kein Ton verraten durfte; noch ahnte er, wie wach sie auf ihrem Bette saß, genarrt von ihrem ungestümen und klopfenden Herzen, bis sie sich mit einem Ruck erhob und die Tür sperrte, um mit fiebernden Augen in die Nacht zu starren. Draußen aber hatte sich der Südwind erhoben; er stieß mit Macht an die Fenster, daß sie ächzten, als suche er den Zugang zu ihr.

Den anderen Morgen schieden sie. Eine gleiche Post brachte sie bis zur Bahn. Ein kurzer Gruß. Erst fuhr sie; er mußte warten und dachte Gedanken, von denen er sich keine Rechenschaft gab, so verschwommen waren sie. Beide haben ihren Weg gemacht und ihre Ketten getragen, bis sie von selber fielen und sie fremd und verwundert einer Freiheit gegenüber standen, mit der sie nichts mehr zu beginnen wußten. Die mit ihnen zu tun bekamen, die fanden sie hart und unbillig und ganz auf den eigenen Vorteil bedacht. Und sie glaubten endlich, sie seien immer so gewesen, und es wär' ein närrischer Traum, den sie einmal im Vorfrühling geträumt, der ja auch in den besonnensten Menschen manchmal unsinnige und vom Standpunkt der Vernunft durchaus zu mißbilligende Vorstellungen weckte.

Nur den Scirocco mochten sie nicht; mochten es nicht, wenn es sonnenlos und schwül war; wenn sich das Meer hob und senkte, an dem sie nun jeden Frühling ihre Erholung suchten. Dann huschten ihnen Schatten durch den Tag und gewannen Stimmchen von dem Stöhnen des Windes, der immer klagt und niemals rasten kann. Was er aber beweine und suche?

Wer mag es wissen? Vielleicht das Viele, Köstliche, das man ewig geglaubt und das er dennoch vertragen.

Sommertage in Süden

1. Grado.

An die Stadt der Märchen fühlt man sich erinnert, wenn man sich Grado nähert. Denn seine weißen Häuser schimmern weithin über die blaue Adria, und unendlich langsam rückt man zum Eiland vor. Triest ist versunken, und eine große Schweigsamkeit liegt über dem Meer und seinen müden Wellen.

Man denkt an den Wülpensand, so flach und baumlos ruht die Insel auf der Flut. Nur freilich: hier flammt die grelle, weiße Sonne des Südens. Und so erscheint alles durstig und hell. Wenig, mühsam gepflegter Baumwuchs; fast kein Schatten, denn in diesem Sandboden will nicht alles gedeihen. Heimisch ist hier eigentlich nur die Tamariske. Allenthalben sprießt sie. Dürftige Stämmchen; graugrün und höchst beweglich das Laub. Es zittert beim leisesten Windhauch, wie ein Fieberkranker. Und Binsen von unglaublicher Höhe schießen auf der Düne auf, und ihre schmucken Wedel beben in der Seeluft. Die blaue Stranddistel wuchert; ein blaublühendes Kraut, der Erika ähnlich, gedeiht. Schnecken klimmen alles Strauchwerk hinan, daß der grüne Stengel wie regelmäßig mit weißen Knöpfen besetzt erscheint. Eidechsen

sonnen sich im Sande, und eine Heuschrecke, gebleicht und dürr, mit unglaublich langen Beinen und den dünnsten Fühlern, daß sie einem wunderlich geknickten Strohhalm gleicht, treibt hier schrillend und hüpfend ihr Wesen.

Es ist der allerfeinste Dünensand, auf den man tritt. Zu einem einzigen Hügel fügt er sich. Man überblickt von da aus die stille, träumerische Flut. Zur Ebbezeit meint man, watend die Küste Istriens mit ihren blauen Bergen erreichen zu können, so weithin liegt der Meeresgrund bloß, und nach den kurzen, doch heftigen Regengüssen, deren Spur augenblicklich im Sande versiegt, leuchten die grauen Karawanken geisterhaft auf. Denn die Luft ist von einer unendlichen Klarheit und voll jenes eigentümlichen Duftes nach Salz und Tang. Man erstaunt, wie inmitten eines Gewirres von Lagunen, Kanälen, Watten Grado gebettet ist.

Alles Leben der Badegäste bezieht sich hier auf das Meer. Zweimal täglich wallen sie ernsthaft, wie man eine Pflicht tut, zum Strande. Denn man badet hier zweimal und immer bis zu Stunden, so weich und schmeichlerisch ist das Wasser und so angenehm das Schreiten auf diesem endlosen Badegrunde, der sich kaum merklich senkt, dem nur die ewige Bewegung der Wellchen weiche Kringel eindrückt. Dies Meer zürnt selten und niemals für lange.

Auf der Düne sind Zelte errichtet. Darunter sonnt man sich. Man vergräbt sich im durchglühten Sande so, daß nur der Kopf vorsieht. Männer und Frauen begegnen sich hier; ohne jedes Arg, ohne Anstoß. Die

Kinder aber huschen barbeinig über den Sand; sie laufen ins Meer, sehen den drolligen Bewegungen der Krabben zu, die am Grunde um die Einsiedlerkrebse tänzeln, haschen Muscheln. Manchmal kommt eine geschwommen, die völlig einem riesengroßen, sonnverbrannten Blatt der Roßkastanie gleicht. Das gibt Anlaß zur Erregung, wer sie erlange.

Es ist wenig Verkehr unter den Fremden. Kaum hat man das Bedürfnis nach einer Ansprache. Man atmet Frieden und Beruhigung. Gedanken regen sich und entflattern wieder. Es kommen schwüle Tage, und man empfindet sie kaum als Last; rein animalisch lebt man dahin.

Die Stadt selber ist uralt. Sie rühmt sich, die Mutter Venedigs zu sein. Hier fanden die Bewohner Aquilejas eine Zuflucht, nachdem in der Zeit der Völkerwanderung ihre Stadt dahingesunken war. Von hier aus, wieder geschützt durch Lagunen, schufen sie sich ihr neues Heim.

An alten Glanz erinnert noch die Basilika. Sie ist groß, weiträumig und wunderschön von Verhältnissen. Ein prächtiger Mosaikfußboden, ein ganz herrliches Gebälk. Ein Hochsitz für den Patriarchen, eine Kanzel, durchaus orientalisch in den Motiven, mit maurischen Bogen und mit Malerei. Hinter dem Hochaltar eine byzantinische Bilderwand. Christus blickt nieder auf die Andächtigen, ernst, streng, fast zornig, nach den Begriffen der Kirche des Morgenlandes mehr Weltrichter als der milde Erlöser der Sündigen.

Enge Gassen, winkelig und durcheinander gewirrt. Ganz schmale Fensterchen; man fürchtet die Sonne

und schützt sich nach Kräften vor ihr. Winzige Plätze, kaum spannenlang, aber geschmückt mit dem stolzen Namen der Gradenigo und Morosini. Leben ist immer in ihnen. Denn in den Haustoren sitzen die Weiber in der halben Müßigkeit von Fischerfrauen und bessern an Netzen. Ein großer Reichtum an Kindern aller Haarfarben. Reinblütigkeit scheint hier nicht zu Hause. Nur manchmal eine schöne Mädchengestalt: glanzlos nachtschwarz das Haar, die Augen flammend, die Wangen gesund und bleich wie Elfenbein, das vor Alter vergilbt ist, und in den Bewegungen weich von der Lässigkeit des Südens.

Einen artesischen Brunnen haben sie erbohrt. Er steigt in einem mächtigen Strahl zur Höhe. Dann, mit Brausen, gewaltig wie ein Sturzbach, strömt er dahin und fällt ins Meer. An ihm arbeiten die Wäscherinnen von Grado. Die Wäsche aber wird kaum behütet. Auf dem einen großen Platz, den sie haben und den man sich gern in einen Garten gewandelt wünschte, damit man im Schatten rasten und den Augen, übermüdet vom Sonnenglanz und dem Flirren der unentrinnlichen Flut, einige Ruhe gönnen möge, breiten sie sie aus. Niemals kommt ein Diebstahl vor. Die Kabinen der Badeanstalt sind kaum verschließbar, und dennoch wird nichts entwendet. Sie sind italienisch in allem, in der Bettelhaftigkeit, mit der einen die Kinder behelligen, aber sie sind von einer unerhörten Ehrlichkeit.

Freilich: sie sind auch so sehr arm. Den großen Nutzen des Bades, das von Jahr zu Jahr stärker besucht wird, haben sich die Besitzenden gesichert. Un-

gern sehen sie neuen Zuzug, neue Unternehmungen, die sich in ihren geschlossenen Ring drängen wollen. Wenig geschieht für den Ort. Und so muß man nur sehen, wie die Leute leben. Etwas Polenta. Der Kaffee, in ganz Istrien von einer erbitternden Schlechtigkeit, wird ohne Milch getrunken. Die ist zu teuer, nur für die Herren. Es reift köstliches Obst hier, wo schon der Granatbaum gedeiht und die Feige zu voller Süßigkeit gerät. Den eigenen Kindern aber kann man es nicht gönnen. Für die ist die ewige Wassermelone gut genug. Am Hafen aß ein kleines Mädchen Trauben, die hier zeitig und wohlfeil genug sind. Genäschig warf es Beeren weg, die ihm nicht ganz behagten. Ein ander Kind las sie, angenagt und beschmutzt wie sie waren, gierig auf. Die Jugend ist auch sehr still und verträglich. Sie spielen; aber niemals setzt es eine herzhafte Rauferei, wie anderer Orten.

Und so haben sie denn auch wenig Pietät. Und ihr Friedhof, an den Menschen italischer Abkunft sonst immer etwas wenden, ist allerdings der traurigste Ort, den ich kenne. Ein eisernes Kreuz ist hier schon eine Seltenheit. Fast keine Anpflanzung. Ein dürftiger, mißfarbener Graswuchs. Eine einzige Palme kümmert ungepflegt im armen Boden. Kreuze sind unordentlich in einem Winkel an der Mauer zusammengestellt. Unzählige Eidechsen von ziemlicher Größe rascheln durch das Gras, klimmen die Steine entlang, züngeln neugierig und flink von der Mauerkrone nieder zu den seltenen Gästen. Völliges Vergessensein — wer dies wünscht, dem darf hier ein Grab behagen.

Und dennoch ist es ein wundersames Weilen auf Grado.

Es wird heiß. Niemals aber empfindet man jenen körperlichen Druck der Schwüle, der sich anderwärts wie ein Alp über einen wirft und lähmt. Das macht die Brise, die fast niemals schweigt. Sie wispert in den Tamarisken und läßt die beweglichen Espenblätter beben, und die Wasser zischen mit leisem Laut um den weißen Steindamm, der die Insel umgürtet.

Man wird müde dabei; von einer süßen, wunderbaren Mattigkeit ganz erfüllt. Wie ein Zwielicht sinkt es über Gedanken und Träume. Die Stunden verrinnen, ohne daß man sich über sie Rechenschaft geben könnte. Der Zauber des Meeres umfängt einen. Und der Wind streicht mit leiser Hand um die Stirn und fegt die Sorgen davon.

Unzählige Fischerboote gleiten über die Fläche, die sich dem Himmel zu sehnsüchtig emporwölbt. Die orangefarbenen Segel flammen in der Sonne. Ihr Widerschein fällt in die Flut und durchglüht sie. Man mag ihnen Stunden nachsehen. Denn die Wasser blauen, als wär' es flüssiges Lasur, in ihrer Mitte ein noch tieferes Blau; da liegt eine Barre von Steinen. Flattern weißer Mövenschwingen zwischen dem unendlichen Blau des Himmels und des Meeres.

Und erst diese Abende! Die Lagunen, über denen die Sonne niedergeht, waren erst bleifarben, mit milchigem Lichte. Dann fielen breite Purpurstreifen darein. Nun liegen sie schwarz wie das Meer selber. Sterne, sehr hell und sehr nahe, glühen auf. Der Platz füllt sich. Gradenser lagern sich ins Gras und schwatzen

ernsthaft, gesittet und ohne Lärmen. Der Erzengel Gabriel aber, den sie lästerlich genug als Windfahne auf den spitzen Turm der Basilika gestellt haben, sieht mit der Lilie in der Hand, wie er Marien erschienen ist, nieder auf dies Treiben. Dreht er sich, so mag man sich füglich denken, er wolle nicht alles sehen noch billigen, was sich hier im Schutze der Nacht und der Strandbatterie begibt, die schwarz und drohend, noch von den Franzosen getürmt, auf die See hinausblickt. Du lieber Gott — die finsteren Herren sind die schlimmsten nicht. Sie machen ein grimmiges Gesicht und leiden manches.

Ein Hotel weiß ich, das ein Lauerposten sondergleichen ist. Nahe dem Strande ist es gelegen, und man sieht so die Doppelwallfahrt zu den Bädern, die nackten braunen Leiber der Kinder von Grado, die unmittelbar vom Damm in ihre Erfrischung springen, wohl gar eine Gradenserin, die ehrbar, völlig angekleidet, ihr Jüngstes im Arm, in die Flut steigt. Eine Pergola ist da: ganz überwuchert von Grün und freundlich braun getäfelt. Da mag man ruhig rasten. Zu Nacht bricht ein sehr helles Licht in das Dunkel: der Rosenlorbeer glüht in aller seiner Pracht, und große Nachtschmetterlinge surren braun und schwer um seine Blüten. Vom Meer herüber grüßt glitzernd ein einsames Segel, und ein frostiger Hauch geht.

Um neun Uhr abends schläft Grado.

2. Aquileja.

Alles in Grado erinnert immerdar an die nun versiegte Quelle, aus der die Stadt geflossen ist. Auch

der Verkehr mit dem Festlande geht immer noch zu gutem Teil über Aquileja.

Es vermitteln ihn sehr kleine Dampfer einer Gesellschaft mit sehr langem Titel. Sie setzen sich ungern genug in Bewegung. Wenn es ans Fahren geht, erheben sie ein merkwürdiges Gewimmer, wie ein Hund, dem man auf den Schweif getreten ist und der sich durchaus nicht beruhigen kann. Es geht durch sehr seichtes Meer. Allenthalben erheben sich Erdaufwürfe über die Flut, auf denen Fischerhütten stehen. Man muß der Halligen denken. Bäume tauchen auf. Ein Kanal, der ganz einem Flusse gleicht, nur daß ihn keinerlei Strömung bewegt. Ein unendliches Röhricht, belebt von zahllosen Völkern von Wasservögeln. Der kleine Dampfer bringt eine heftige Wallung in die stillen Wasser. Gleich gläsernen Glocken wölben sich die Wellen zwischen den Binsen, knicken sie und branden weiß und schäumend ans Ufer.

Endlich die tote Stadt. Einmal mächtig im Römerreiche und weithin gerühmt um Reichtum und Wohlleben, nun von einer großen, kaum glaublichen Stille. Ohne jede Erinnerung an die vergangene Größe. Ein Landstädtchen, ganz wie ein anderes, mit sehr mäßigen Gasthäusern. Und alles hat hier Zeit. Man begreift nicht, daß jemand hier Eile habe, so kurz der Aufenthalt in Aquileja bemessen zu sein pflegt. Ihnen selber steht die Zeit doch still, seit den Tagen, da die Hunnen und dann die Longobarden durchs Isonte-Tal hinfuhren über den Birnbaumer Wald und die feste Burg brachen, die den Zugang zu Italien gehütet.

Es waren wiederholte Verheerungen. Jede war

gründlich, und es blieb ihnen darnach nur noch soviel Kraft, um sich zu jener kümmerlichen Existenz wieder zu sammeln, in der sie nun anderthalb Jahrtausende, immer im Gleichen, verharren.

Ein fetter Boden ist hier. Der Oelbaum gedeiht, und die Bäume stehen schön und mächtig. Gärten voll herrlichen Grüns; die Rebe wuchert in wildem Schuß und sehr üppig. Vieler Orten sprudelt ein frisches, helles und kühles Wasser. Alles Wunder nach Grado.

Sie fangen die Regenmengen, die im Herbst und im Frühjahr in überreicher Fülle auf das Dach der Basilika und des ihr verbundenen Palastes des Patriarchen niederstürzen, auf und filtrieren es künstlich. Also haben sie auch in den Tagen des Sommers, der hier übel zu hausen pflegt, ihre Erquickung.

Man hat zeitig hier nach Altertümern zu forschen begonnen. Ein Geistlicher, dessen Namen eine Gedenktafel im Museum bewahrt, sah schon im achtzehnten Jahrhundert seine Lebensarbeit in der Erforschung der Ruinen von Aquileja. Nunmehr ist zur Aufbewahrung der Fundstücke eine zierliches Museum errichtet. Ein tüchtiger Gelehrter aus deutscher, Wiener Schule, Professor Majonika, ist an seine Spitze gestellt und hütet treulich, was sich an Ueberresten vergangener Herrlichkeit hier zum Licht heben läßt. Es sind fast nur Trümmer. Leidlich erhalten ist ein reizendes Köpfchen der Livia, der zweiten Gattin des Augustus, ferner eine Gewandstatue, an der das Kleid vortrefflich behandelt erscheint, genauer in den Details, als dies sonst in den Gewohnheiten der römischen Bildnerei liegt.

Im Stiegenhause sind Amphoren aufgestellt. Ein-

zelne darunter von ungemeiner Größe. Andere, die so lang im Salzwasser geruht, daß ihre Wände ganz muschelig erscheinen. Zahlreiche Waffenstücke aus der Zeit der Völkerwanderung: Pfeilspitzen, Dolche. Sehr häufig erscheint das Wurfholz, das Freytag geschildert, ein Knorren, sichelförmig gekrümmt. Von starker Faust geschleudert zerbrach es den Helm samt dem Schädel darunter und kehrt in die Hand dessen zurück, der es entsendet. Die Australneger kennen jetzt noch seinen Gebrauch.

Eine sehr schöne und reichhaltige Sammlung von Münzen. Zahlreiche geschnittene Steine, zum Teil vortrefflicher Arbeit, Erinnerungen an den künstlerisch edelsten Luxus des Altertums. Unter ihnen ist einer höchst merkwürdig. Er stellt nämlich einen Radfahrer dar. Ein Jüngling sitzt auf einem Zweirad und hat eine Lenkstange in Händen. Sollten sie damals schon eine ähnliche Maschine gekannt haben? Man kann sich die Gemme unmöglich anders deuten.

Vom vergangenen Reichtum spricht ein Mosaikfußboden, so schön und ganz erhalten, daß man ihn im Vatikan kaum reicher findet. Röhren zur Heißluftheizung beweisen jene Umsicht, mit der sie für jeden Komfort des Lebens gesorgt. Ein Asbesttuch ist uns erhalten, das unter den Leichnam gebreitet ward, wenn er in Flammen zu den Göttern emporstieg. Asche und Knochen wurden darin gesammelt. Es hat sich in manchem lohen Brande besser gehalten, als des Grafen Waldersee Asbesthaus, trotz der Fortschritte unserer Industrie.

Ein römischer Centurio bestellt sein Haus. Damit sein Testament ja nicht verloren gehe oder angefochten werde, läßt er es in Stein hauen. Sein Haus ver-

macht er seiner Gattin. Aber weder verkaufen noch belasten darf sie es. Alljährlich an seinem Sterbetage soll aus dem Ertrágnis eine bestimmte Summe seinen Freunden zugezählt werden. Dafür sollen sie sich zu einem ehrbaren Erinnerungsmahl in einem ganz genau bestimmten Gasthause versammeln. Der Wein aber muß aus einer Kneipe an der Landstraße geholt werden. Da hatte der Seelige wohl gern seinen guten Trunk getan.

Denn der Wein von Aquileja hatte seine Geltung im Römerreiche. Kaiserin Livia, die wohl etwas auf einen gesunden Tropfen hielt, liebte ihn sehr. Er mußte ihr zur Tafel geliefert werden. Ueberhaupt, man pries die nun tote Stadt schon wegen der Milde des Himmels, unter dem sie lag, des Reichtums der Gefilde ringsum, der Gesundheit ihrer Lüfte. Denn ein großartiges System der Kanalisation war angelegt. Seine Röhren sind verschlämmt und im Schlick versunken. Es muß hier schrecklich und mehr als vandalisch gehaust worden sein, so daß gar nichts von Baulichkeiten überblieb, als Kapitäle von Säulen. Denn wir wissen, wie viel auf den Schmuck des kleinen Pompeji gewendet worden war. Hier aber hatten Imperatoren Hof gehalten, und was die Befestigungswissenschaft jener Zeit vermochte, war sicherlich zum Schutze der wichtigen Stadt aufgeboten worden. Es half nichts. Und eben durch seine Zeitlosigkeit macht Aquileja einen so trostlosen Eindruck. Es ward weggeblasen.

Am besten erhalten hat sich das Zerbrechlichste. Gläser in allen Formaten, grünlich vor Alter und viele überhaupt mit einem Farbenschimmer, wie man ihn erst

vor kurzem wiederfand. Man erinnert sich noch der irisierenden Gläser, die eine Zeit so sehr in der Mode waren und heute wenig mehr gesehen werden. Einzelne, die man Toten mit auf den Holzstoß gegeben, sind zusammengeschmolzen in der Glut, und etwas Flüssigkeit ist noch in ihnen: ein Restchen des Wohlgeruches, den die Lebenden geliebt, der den Mißduft des Scheiterhaufens bannen sollte. Also blieb uns das Flüchtigste und bewegt uns nach solcher Zeit mit einer geheimen Mahnung. Und der schönste Tiffany, den ich je gesehen, steht hier. Es ist ganz die charakteristische Form, wie sie nun der Newyorker Meister liebt. Nur diese wundersame Farbe vermag er nicht. Es ist ein sehr leuchtendes Blau. Exotische Schmetterlinge tragen es auf den Fittichen. Und ganz wie bei ihnen glänzt es je nach dem Standpunkt in immer anderen Tinten. Den ganzen Saal erfüllt sein blaues, wandelbares Leuchten. Einhundert Gulden, ein Vermögen für einen Bauern aus dem Friaul, erhielt der glückliche Finder.

Ein schöner Park umgibt das Museum. Ueber Trümmern ragen fremde Bäume. Eben, in schwülen Augusttagen, blüht die mexikanische Yukka-Palme. Schneeweiße Blumen, dicht aneinander gereiht, daß es einem wunderlichen Helme glich.

Es gehört große Entsagung dazu, die volle Liebe fürs Altertum, wie sie jeden erfaßt, der sich an seine Erforschung ganz hingibt, um in dieser Einsamkeit zu weilen. Denn ein böser Geist hat sich hier eingenistet: die Malaria. Nur mit großen Chinindosen kann man sich zur sommerlichen Zeit, wenn sie aus den Kanälen,

Lagunen, dem feuchten und von Moder erfüllten Erdreich aufqualmt, vor ihr behüten. Sie befällt die Arbeiter auf dem Felde und streckt sie mitten im Werk in Krämpfen hin, als hätte sie der Sonnenstich niedergeworfen.

Eine Kapelle und die Basilika erinnern an die Tage des Patriarchats, das der toten Stadt noch eine gewisse Bedeutung geliehen. Die Basilika ähnelt sehr der von Grado. Nur daß sich hier noch eine Krypta mit Patriarchengräbern und einem großen Hort an Reliquien findet. Zwei feierliche Pinien ragen davor. Ein Glockenturm, zu dem eine üble Treppe von Bruchsteinen hinaufführt.

Von der Glockenstube aus übersieht man die reiche Ebene des Friaul. Zu Gevierten geteilt, aufs sorglichste bestellt, liegt es, ein ungeheurer Garten, da. Das seidig schimmernde Blatt des weißen Maulbeerbaumes blinkt. Der Oelbaum steht grau und starr. Zu unglaublicher Höhe ragt das Welschkorn auf, und seine Kolben nicken, und die weißen Deckblättern flattern und flimmern in der grellen Sonne. Gehöft nach Gehöft. Ein fernes, leises Leuchten der See; der Kanal ganz einem Flusse gleich. Die Luft aber ist erfüllt von Dünsten und zittert unablässig. Ueber allem aber ein unfaßbares Schweigen, so recht diesem Ort geziemend, über dem immer noch Geisterscharen kämpfen. Denn jene Wut, mit der hier gestritten ward, bis sich die ewige Stille um Aquileja breitete, kann unmöglich völlig verflogen sein. Vielleicht ist es ihr Anhauch, der hier tödlich schwelt.

Man wird traurig in Aquileja. So recht innig und

bis zu Tode betrübt. Kein Vogel ruft. Ein lautes Wort erschreckt. Schatten umdrängen den Fremden. Ein Stillstand, völlig und von Aeonen her, durch nichts mehr zu brechen. Die unbedingte Hoffnungslosigkeit, in ihrer Wirkung nur noch gesteigert durch dies kümmerliche Leben, das sie nun eingeheimt hat und das sein Recht behaupten möchte vor den Erinnerungen toter, größerer, heißerer Tage.

Die Sonne senkte sich. Mövenschwärme zogen übers Meer, da wir heimwärts fuhren. Weithin überragte der spitze Kampanile von Aquileja die Flut. Und da wir gebannt und kaum noch aus dem bösen Traum der toten Stadt erwacht rückwärts sahen, so ergab sich ein wundersames Schauspiel. Denn es war der hellste und völlig durchsonnte Tag, und am Himmel und seiner makellosen Wölbung stand nicht eine Wolke. Die Möven aber kreisten in der Luft mit ihren blanken Schwingen und ihren blitzenden Bewegungen, verschlangen ihre Kreise wie zu einem künstlichen Reigen, hoben sich in behendem, gaukelndem Flug sehr hoch und tänzelten eilfertig über den Wassern. Das war nicht anders, als wehe ein Schneegestieber durch den klarsten und windstillen Tag und entzöge uns mit seinen leisen, wehenden Schleiern die tote Stadt. Uns aber trug das Schiff, den Fischerhütten vorbei, über scharrende Untiefen und durch viele Watten heimwärts ad Aquas Gradenses.

3. Abbazia

Es ist, als suche man den Verkehr zwischen dem Hafen Oesterreichs und dem von Ungarn durchaus nicht

zu fördern. Die Schiffsverbindung zwischen Triest, das seinen Rang im Mittelmeerhandel schwer genug behauptet, mit Fiume, an das die Magyaren alle ihre Sorge wenden, damit es sich mächtig entwickle, ist schlecht und umständlich.

Der Karst, ein mächtiger Steindamm, liegt getürmt hinter beiden Seestädten und scheidet sie vom Hinterlande. Die kurze Bahnfahrt von etwa fünf Stunden gewährt einen guten Einblick in diese Wüstenei, über die die Bora immer noch ihre schrecklichen Kreise zieht. Das größte Kulturwerk, an das sich unser Reich jemals gewagt, seine Wiederbeforstung macht übrigens erfreuliche Fortschritte, und das Grün behauptet sich ganz tüchtig.

Freilich ragen darüber hinaus immer noch die grauen Hänge und die kahlen Gipfel. Ueber Gründe, in denen versunkene Wasser ihr geheimnisvolles Spiel treiben und Grotten, hoch wie Dome und weitläufig und verworren wie Labyrinthe sich gehöhlt haben, donnert der Zug zum Quarnero.

Einen guten Ueberblick über den Golf von Fiume gewinnt man von Santa Maria di Tersatto. Auf vielen hundert Stufen klimmt man aufwärts zum Gnadenkirchlein. Hier wird die Schirmherrin zur See verehrt. Maria ist gnadenreich den Schiffern. Sie erscheint ihnen im Sturm. Das böse Gewölk zerreißt sie, und durch gelindere Wellen erreicht man den Hafen. Wunder ohne Zahl hat sie getan. Und an allen Wänden hängen Votiv-Bilder, die an ihr Wirken und Walten erinnern. Auf ihnen allen ist das bedrängte Schiff höchst kunstgemäß dargestellt. Ansonsten zeichnen sie

sich nicht durch besondere malerische Eigenschaften aus. Denn sie sind fast durchweg das Werk der Entronnenen selber, von Matrosenfäusten, die einmal den Pinsel regierten.

Da lag die gute Barke des Kapitäns Jacopo Hauser vor Barbadoes. Ein schrecklicher Orkan brach ein. Eine unerhörte Welle griff den Kapitän, der just auf der Kommandobrücke stand, riß ihn hinweg. Er meint sich verloren und richtet sein Stoßgebetlein an die Mutter Gottes. Die Woge bricht sich und — er findet sich gerettet, dort wo er vorher gewesen. Nur tropfnaß war er.

Es ist ein seetüchtiges Geschlecht. Sie führen fremder Herren Schiffe weithin. Das steckt ihnen im Blut. Denn sie waren an diesen Küsten vordem ganz grimmige und wehrhafte Seeräuber. Sie schlugen sich mit den Galeonen der Venediger, mit den Brigantinen der Türken herum. Eine Art Seewehr bildeten sie, ähnlich wie die Angehörigen der Militärgrenze die Hut zu Lande hatten. Aber sie sind schlechte Fischer. So reich diese Flut ist, sie verstehen sich nicht auf den Fang. Den besorgen die Männer von Chioggia. Bleiben die aus, dann steht's schlimm um Branzin und Scampi, die köstlichen Meerkrebse, bei deren Genuß Vorsicht geboten ist. Denn sie bekommen nicht jedermann.

Unter Santa Maria di Tersatto nun breitet sich die Stadt und reckt sich mächtig an der Küste. Inseln heben die blauen Häupter aus der Flut, die öd und wenig befahren daliegt. Tief eingeschnittene Kanäle. Durchaus hat man das Gefühl, als sei hier ein später und gewaltsamer Einbruch der Gewässer erfolgt. Nir-

gends hat man die schöne und feierliche Unendlichkeit vor sich. In seiner Begrenztheit erinnert der Quarnero durchaus an einen Landsee. Sich gegenüber sieht man Abbazia, und es ist in einer halben Stunde erreicht.

An diesem Orte hat man durchaus das Gefühl einer modernen Gründung. Ein unternehmender Mann entdeckte die Reize dieser Küste. Mit großen Mitteln und in großem Stile ward gearbeitet. Billroth, unser großer Chirurg, ein Lebenskünstler und eine Vollnatur gleich wenigen, wurde gewonnen und sprach sein gewichtiges Wort für die neue Schöpfung. Sie gedieh. Es wurde rastlos gearbeitet. Nun steht Hotel neben Hotel. Villen wachsen auf. Es ist für jedes Bedürfnis, ja für jeden Luxus gesorgt, und dabei kann sich so ziemlich jeder nach seinen Ansprüchen und seinen Mitteln einrichten.

Sie haben dem Karstboden einen Kurpark abgewonnen, der sich selbst neben dem von Monte Carlo sehen lassen kann. Charakterbaum ist hier der wilde Lorbeer. Er wuchert zu schattigen Hainen und ist an sich wunderschön. Denn es ist eine solche Geschmeidigkeit und Schlankheit an ihm. Die Rinde von makellosem Schwarz — wie Schlangenhaut umspannt sie den Stamm, und legt sich die Sonne darein, dann durchwürzt der schwüle Duft der edlen Harze den Park. Eben blüht eine hundertjährige Agave. Aus dem Gewirr der stacheligen Blätter hob sich wie ein Lanzenschaft der Blütenstand. Die großen Blüten, ähnlich zaseligen Sonnenblumen, ringsum. Es ist nicht schön, aber höchst eigen und bizarr. Und im Sommer

hört man alle Sprachen unserer Monarchie. Das Ungarische überwiegt; sie haben ihren Zonentarif, der ihnen Gelegenheit gibt, wohlfeile Reisen zu tun, und sie nutzen ihn weidlich.

An der Straße blüht eine einzelne, weiße Magnolie. Und die Passionsblume überspinnt alle Mauern mit ihrem kühnen Gerank. Man besieht sie immer wieder gern, gar nun, da die Früchte reifen und mit grellem Rot vorleuchten.

Zwei Strandwege sind mühsam der Flut entlang gewonnen worden. Ihr Abfall ist so jäh, daß man sie vielfach versichern mußte. Allenthalben wuchert die Agave graugrün auf dem Kalkboden. So häufig ist sie geworden, und so sehr paßt sie zum Charakter dieser Landschaft, als sei sie immer hier heimisch gewesen. Steineiche und Feigenbaum treiben ihre Wurzeln in das Geklipp. Wilder Wein verbindet sie. Es ist ein ganz prachtvolles Dickicht, durch das die See vorblaut. Ueberall sind Klippen dem Strande vorgelegt. An ihnen bricht sich bei Scirocco die See mit der heftigsten Brandung und mit perlenfarbigem Gischt.

Gegen Lovrana zu tritt der edle Kastanienbaum vor und beherrscht allen Baumwuchs. Die Früchte, voll spitzer Stacheln, grünen, in sich geknäulten Igelchen gleich, hangen in hoher Fülle im Gezweige. Und ein großer Segen an Trauben verheißt den reichsten Herbst.

Es ist in der ganzen Landschaft etwas Feierliches. Wenige, aber tiefe Farben. Man denkt sich die wohlgehaltene Landstraße bedeckt von flinken Gespannen. Müßige Menschen in ihnen, gesättigt von manchem Genuß. Geputzte Frauen auf den Wegen des Parkes,

ohne alle Sorgen, hingegeben dem Augenblick und seinen Launen. Die gedämpfte Musik dazu. Das Jauchzen der Schwimmer aus dem nahen Seebad, die sich dreist den Wellen entgegenwerfen.

Es ist Sonntag. Und dazu steckt die Natur ganz wundersame Lichter auf. So sah ich einen Sonnenuntergang. Erst hing ein Purpurschein über der See und warf glühende Funken in ihre blauen Kreise; Pfauenaugen, wie man sie manchmal träumt. Die Gipfel von Cherso waren von der Glut umfangen, sie wanderte, verklärte das Geklipp, das unter ihr gespenstig blaß vorschien. An zweien Punkten der Küste verfing sie sich und glomm in einem hohen Brand vor. Denn das Erdreich ist vielfältig von einem kräftigen Braunrot. Die Scheinwerfer aus dem Hafen von Fiume wanderten mit hellem Licht über See.

Bei Scirocco gleicht das Meer einem ungeheuren Tuch aus grünem, schillerndem Damast. Und eine unsägliche, wollüstige Weichheit ist im Bruch der Wellen. Man möchte mit streichelnder Hand darüber fahren, nachfühlen diese Formen. Im Kielwasser des Dampfers aber ballen sie sich. Mit weißen Köpfen lugen sie übers Meer. Man meint die Seeschlange hinter sich.

Um aber völlig den Eindruck des Festtages zu erzeugen, sieht man keinerlei Gewerb. Die wenigen Barken im Hafen lungern, wenn man sie nicht zu einer kurzen Spazierfahrt dingt. Ihre Eigner fahren meist als Matrosen. Wenn das Rudern besseren Gewinn verheißt, so kehren sie heim. Vielfach hausen sie an den Hängen des Karst und haben weiten Weg zu ihren Einödhöfen. Wo sie in Abbazia heimisch sind, dies sieht

man nicht. Das ursprüngliche Fischerdorf ist völlig zurückgedrängt von der Stadt des Luxus, die hier begründet wurde.

Sie haben hier eine deutsche Schule, und es wird fleißig dafür gesammelt. Das berührt doppelt erfreulich in einer Zeit, in der sonst deutsches Wesen und deutsche Bildung in Oesterreich allenthalben Einbuße leiden, zurückgedrängt werden, ja Gewalt dulden müssen. Es ist die Frau des Direktors der Kuranstalten, eine Deutsche, die an der Seite eines Italieners ihrer Art und ihres Stammes nicht vergessen hat, und rastlos für ihre Erhaltung sorgt.

Wir schieden über Mattuglie. Es war schlecht Wetter gewesen die letzten Tage her, und der Scirocco winselte unablässig. Bleifärbig wallte das Meer.

Nun heiterte es sich auf. In eine erquickende Frühe rollte der Wagen hinein. Die Straße steigt sehr steil in schönen Serpentinen an, dem Karst zu.

Es war sehr still. Im Thunfischfang, auf der Spitze der eisernen Leiter, von der aus man das Nahen des ersehnten Zuges beobachten kann, stand ein Mann und spähte angestrengt in die Flut, der Beute entgegen, deren Ankunft sicher war. Denn man hatte schon den Schwertfisch gefangen, der ihren Scharen raubgierig das Geleite gibt.

Das Meer schwieg völlig. Der Küste nahe war es von einem tiefen, satten Blau. Weiterhin ein riesengroßes Dreieck leuchtete im zartesten duftigen Grün, das man sich nur denken mag. Es war anzusehen wie Himmelswiesen. Die Ränder aber waren glanzlos, von einer Farbe wie Milchopal. Blau und blank stan-

den Inseln und die Berge des Karst. Nur der Monte Maggiore, der Beherrscher dieses Strandes, mit seiner weiten Ferne den Alpen zu und nach dem Meere, trug noch einen Nebelfetzen um das stolze Haupt.

Ein früher Dampfer glitt durch die See. Seine Sirene schrillte zu uns herüber. Es wurde kühl. Uns aber trug der Schnellzug nach dem Norden.

4. Vom Golf der Frangopani

Wer aber Buccari genießen will, der meide den Vergnügungsdampfer, der von Abbazia hinüberfährt. Er bringt ein rücksichtsloses Volk mit sich. Es bricht hastig in diese Stille, schwatzt und ruft nach seiner Atzung. Besser, man scheut die Mühsal des Weges von der Station nicht. Es geht steil durch wüsten Karst abwärts. Schwarze Zypressen stechen steif und feierlich in die Luft. Endlich steht man am Hafen. Ein wunderschönes Oval, tadellos von Form und geräumig genug, der größten Flotte Unterkunft zu bieten. Niemand aber wirft hier die Anker.

Bäume, die ganz fremd erscheinen, stehen an der Marina. Man betrachtet ihr Laub, es sind Linden. Aber ihr Wuchs ist gedrungen, die Aeste sind auseinandergedreht. Das macht die Bora, die wütend über den Golf braust. Es wäre leicht, ihr den Zugang zu sperren. Aber es geschieht nicht. Selbst die Bahn hat man nicht ohne Grund so weit dem Orte geführt, daß er nichts von ihr genießen kann. Denn Buccari ist kroatisch. Es muß sterben, damit Fiume erblühen kann, das sich die Ungarn zugeeignet haben.

Einen Hügel klimmt die Stadt mit steilen Straßen hinan. Das ist, als hätte sie eine Sturmflut ungestüm da hinauf geschleudert. Die Welle trat zurück, und nun, in freier Luft, im Sonnenbrande des Südens, verwittert dies sonderbare Strandgut, ohne jede Hoffnung auf Erlösung.

Sechzehn große Segelschiffe nannten die Männer von Buccari noch vor wenigen Jahren ihr Eigen. Mit ihnen befuhren sie alle Meere. Nicht eben so viele Kähne liegen nun mehr im Hafen. Wer es vermochte, der verließ die Heimat und suchte in Fiume ein besseres Glück. Wer bleiben mußte, blieb und sah die Vaterstadt verelenden.

Es gibt herrenlose Häuser. Irgendwo, auf der weiten Fahrt, ist ihr Eigner verschollen. Die Erben können nicht darnach greifen. Denn eine Todeserklärung ist schwer zu erwirken, und die Uebertragungsgebühren sind oftmals höher, als der Gesamtwert, der jährlich geringer wird. So zerbröckeln sie. Noch scheinen sie stolz und aufrecht. Blick man aber von einer höheren Straße hinein, dann erkennt man: es sind völlige Ruinen; Leichen, die noch einen Schein von Leben bewahren.

Aber — sie haben elektrisches Licht. Das macht ein starker Bach, eine Seltenheit im Karstgebiet, bricht hier vor und mündet in den Hafen. Seine Kraft nutzen sie, ihre Stadt zu erhellen. Ganz sonderbar und ungehörig berührt das hier. Ein Bahrtuch, mit goldenen Flimmern gestickt, sollte sich zu Nacht nur der Himmel über dem totgeweihten Buccari spannen.

Dies Gestade gehörte einmal den Frangopan. Ihr

Seeschloß von Porto Ré sperrt den Zugang zum Golf; ihre Burg, verwitternd, beherrscht immer noch die Stadt. Diese ganze Küste eignete ihnen, und gleich Seekönigen hausten sie am Quarnero.

Sie berühmten sich der Verwandtschaft mit jenen Frangopani, die im Mittelalter in Rom das Colisѐo in den festen Turm ihres Schlosses verwandelt, die den Staufen ihre Größe dankten. Einer ihres Blutes war es, der den flüchtigen Konradin zu Asturra in die Hände der Häscher Karls von Anjou geliefert. Ein Frangopan war es, vor dem in der Leithaschlacht Friedrich der Streitbare von Babenberg gefallen sein soll. In der Hitze der Verfolgung und im Rausche des Sieges fiel er vor dem Pfeile des Herren von Modrusch. Also hätten die beiden größten Heldenhäuser des Mittelalters in gleicher Weise durch dies Geschlecht ihren Ausgang genommen.

Sie aber geboten hier weiter durch mehr als vier Jahrhunderte. Sie standen in hohen Gnaden bei den Anjous, als ihnen Ungarn zufiel. Was den Kanal der Morlacken befuhr, war ihnen zinsbar, und das Meer trug den Frangopan immer reichere Schätze ins Haus. Sie mögen prunkvoll Hof gehalten und mit ihrem Glanze die Stadt erfüllt haben. Hier waren sie starke und dennoch gütige Herren.

Am 30. April 1676 zu Wiener Neustadt, fern der See, fiel das Haupt des letzten Frangopan. Denen die Hohenstaufen und die Babenberger zum Opfer gefallen waren, sie erlagen dem Habsburger Leopold. „Ein Blinder führte den Blinden und so fielen sie in die Grube", steht auf dem Grabstein des letzten Herren von

Tersatt. Ihr Wappenschild ward um Hochverrat zerbrochen, ihre Güter wurden eingezogen. Sie verschwanden aus der Geschichte.

Nicht aber aus dem Angedenken dieser, die hier wohnen. Es sollen die Männer damals beschlossen haben, zum Zeichen der Trauer die Haare wuchern und die Bärte scheren zu lassen. Die Weiber aber legten schwarze Gewänder an, die sie bis auf diesen Tag nicht mehr abgetan haben. Nur im Gebiete der weiland Frangopan tragen sie sich so und sonst nirgends im Lande der Kroaten, die doch helle Farben an sich lieben.

Wie der Beginn einer Fontaneschen Ballade klang es mich an:

Mit Samt und Seide angetan,
Das Haupt zu seinen Füßen —
Es schläft der letzte Frangopan,
Der Väter Schuld zu büßen.

Etwas Pathetisches liegt in der Redeweise der Männer von Buccari. Ich dingte einen Bootsmann, um durch den Golf hinüber nach Porto Ré zu segeln. Ich mochte nicht einmal den Ruderschlag in dieser vollkommenen Stille hören. Wir fuhren hinaus. Er legte sich in die Riemen, und als ich drängte, denn etwas Bewegung schien mir in der Luft, er möchte die Segel spannen, da entgegnete er: „Herr, wer kann dem Winde gebieten? Niemand. Diesen trägt er sanft und gefällig in den Hafen, einen anderen versenkt er und wieder einem verhängte er das schlimmste Los: in den Rudern liegen, sich abquälen, ohne vorwärts zu kommen, daß die Seele verschmachtet. Und wenige Schritte von ihm gleiten andere mit geschwellten Segeln fröhlich über dieselbe Flut."

Man verweilt nur kurz in Buccari. Eben nur so lang, daß man die Kirche mit Votivbildern, ähnlich denen von Sta Maria die Tersatto besichtigt, das Kastell der Frangopan mit einer riesenhaften Zypresse davor umwandelt und eine Flasche Wodica in stiller Betrachtung genießt. Wodica heißt Wässerchen. Es ist eine Art Champagner, der hier gedeiht: sehr leicht, fast ohne Weingeschmack, aber stark von Natur schäumend und wohlfeil, weil er keinen Versand verträgt. Auch der kurze Aufenthalt genügt, um einen unauslöschlichen Eindruck zu vermitteln, der oftmals in den eigensten Träumen wiederkehrt.

Man scheidet. Das Schiff gleitet langsam durch den Golf. Stolz, aufrecht, nur ohne alle Spur von Leben, baut sich die Stadt an den Hängen des Karst auf. Als wär' ein Wort des Bannes über sie geworfen, und sie werde zu altem Glanz erwachen, spräche einer das lösende Wort.

Die Steilwände, die den Golf umschließen, sind durchaus und auf das sorgfältigste bebaut. Dies alles aber spiegelt sich mit einer unglaubhaften Klarheit und Farbigkeit und Helle in der Flut. Man faßt kaum, dies sei Wasser, denn man spürt keinerlei Bewegung. Spiegelwände scheinen es, nur so makellos und leuchtkräftig, wie man sie sonst nirgends in der Welt sehen mag.

Man atmet kaum. Ein Vorgebirge, rot, baumlos, taucht auf. Seine Sandwände glühen und glimmen. In steilem Sturz fällt es zum Meer ab. Dann erscheint Porto Ré, grau und traurig, der verlassenste Ort an dieser Küste. Der Quarnero tut sich auf, blau mit sei-

nen Eilanden und Kanälen. Fiume breitet sich protzig: aus den Schloten seiner Fabriken steigt der graue Rauch. Buccari und der Golf der Frangopane sind versunken. Nicht einmal den Zugang dahin mag man mehr kennen, wie uns jene ganze Zeit voll gewalttätiger Herrlichkeit, unbiegsamen Trotzes, verwegenen Würfelns um Kronen gänzlich entschwunden ist.

Von Sommertagen im Süden habe ich berichtet. Nichts soll in diesen Blättern sein, als das Spiel der Lichter über der ewigen Flut, als das Glühen warmer und ungebrochener Farben, die jene Gestade eintönig und dennoch so unsäglich mannigfaltig erhellen.

Es ist, als empfinge die Seele selber ein Sonnenbad. Als stünde die Zeit still, nun die Vergangenheit verklungene Märlein berichtet aus Tagen voll Sturm und Drang und ungeheurer Not, die uns dennoch so ferne liegen, daß sie uns bewegen, ohne zu verstören.

Es raunt von Geisterstimmen in Grado, Aquileja und Buccari. Sie verstummen in Abbazia, das so durchaus modern und gewollt ist. Allenthalben aber reißt etwas von den Schleiern, mit denen wir uns sonst gern vor dem Licht verhüllen. Ein Sonnenfünkchen findet Zugang und will nicht mehr erlöschen im Grau der Wintertage, im Rinnen der Nebel, die uns nur zu bald und dauerhaft umfangen.

Aus Chiesa di Lavarone

Es ist, als hätte die Natur selber Lavarone als eine Welt für sich erschaffen und zur uneinnehmbaren Feste gebildet. So jäh und mit Steilrändern fällt die Hochfläche nach allen Seiten hin ab.

Rund tausend Meter über Trient und dem sonnendurchglühten Etschtal türmt sie sich. Die Straße von Caldonazzo führt zunächst über einen Muhrgang, der einmal mit schrecklicher Gewalt niedergebrochen sein muß. Grau und traurig schimmert es durch das Grün. Alsdann wendet sie sich in vielen Krümmungen zur Höhe; man hat sie dem Felsen absprengen müssen, der fast steilrecht niedergeht. Am Wege blüht noch zu Beginn des Juli die Alpenrose und die Erdbeere reift.

Lavarone selber ist kein Ort. Eine einzige, gewundene Gasse; inmitten einer Wiese steht eine Kirche. Alsdann führt die Straße weiter. Allenthalben Siedelungen; die Häuser tüchtig und aus Bruchsteinen und auch mehrstöckig aufgemauert. Man merkt einen allgemeinen Wohlstand. Wenig Verkehr. Hier treibt der Säumer noch sein geduldiges Tier; der Hausierer schleppt seine Karre mit geringer Ware mühsam genug. Es ist eine Ruhe, die man fast körperlich empfindet, die sich an Haupt, Herz und Nerven schmiegt.

Unendlich viel Grün. Es klimmt höher denn anderwärts in Süd-Tirol. Geschonte, nur wenig gehegte Wälder und Tannen von einer unglaublichen Höhe. Wie weiße Flammen, so stolz und gerade schießen die Stämme auf. Es wird nicht nachgepflanzt, wenn wo geschlagen wurde. Aus sich selber verjüngt sich dieser wundersame Wald, der um Monte-Rovere Märchenmotive aufweckt. Da steht denn ein einsames Wirtshaus nahe einem grünen See. Es ist bescheiden genug. Aber der Goldregen blüht eben, und gelbe Schnüre hangen nieder durch das Laubwerk, das noch keine Spur der nun schon so lang währenden Sonnenglut trägt, und schmücken es königlich und fremd, gleich edlen Bernsteinschnüren. Denn hier wuchert der Goldregen wild wie der Jasmin.

Und nun denke man sich diesen Duft! Denn auch das Heu würzt stärker und süßer denn anderwärts. Die Luft aber ist von einer unbeschreiblichen Reinheit, mild und dennoch herb. Ein leises Wehen, sie sagen von den Hängen des Brenner, geht immer hindurch, fast niemals aber steigert es sich zum Wind. Der Himmel spannt sich niedrig, in einer sehr flachen Wölbung und in sehr lichtem Blau darüber; Wolken tauchen auf, segeln langsam und feierlich vorüber, oder entladen sich in einem kurzen, wilden Wettern. Der Kuckuck ruft, wenn er anderwärts längst nicht mehr mit seinem eintönigen Glockenklang zur richtigen Waldandacht läutet. Heimchen schrillen, und die Singvögel sind munterer und häufiger, als man sie hier, wo ihnen so eifrig nachgestellt wird, vermuten sollte. Nur einer fehlt, den man sonst allenthalben gewohnt

ist; man vermißt ihn, und man muß sich wieder erst besinnen, was einem denn fehle. Es ist der Spatz, der sich aus welchem Grunde immer selten macht. Die Nachstellung des Menschen hat wohl kaum Schuld daran. Der weiß sich der gewitzte Geselle doch überall zu entziehen.

Es gibt Schaustücke der Natur. So unmittelbar an der Grenze von Italien — es ist doch nur noch sechs Stunden Weges bis Venedig! — die Schlucht. Ueber sanfte Matten führt der Weg. Dann aber ist's, als hätte eine unbegreifliche Gewalt die Kalksteinplatten mit einem schrecklichen Ruck auseinandergerissen. Viele hundert Meter geht es in einem gewaltigen Satz zur Tiefe — so senkrecht, daß man meint, die Wände berührten einander, daß selbst das Auge scheu an diesem Sturze niedergleitet und schwindelt, ehe es seinen Grund ermißt und begreift. Ein Geier hat hier seinen Horst, den niemand ausnehmen kann. Man weiß es, denn der mächtige Vogel fliegt immer wieder zu und schwebt in seinen wunderschönen Kreisen über dem Abgrund. Verlorenes Grün klammert sich ängstlich und schwankend und sparsam ans Gewänd. Ganz unten aber schimmert in vielen Krümmungen die graue Straße. Braunrote Ziegeldächer leuchten, und die Ortschaften folgen einander in dichter Reihe. Das ist italischer Boden; wer ihn jemals betreten hat, der läßt sein Auge dem Pfade folgen und denkt mit Sehnsucht der Wunder, zu denen er führt.

Auch unter der Erde birgt sich allerhand. Da sind Grotten, in denen sich der Feldspat zu prächtigen Drusen auskristallisiert, die man zum Teil noch kaum

genügend durchforscht hat. Allüberall merkt man Spuren der Erosion. Hier hat das Wasser gewirkt. Man erkennt das Werk der wilden Gießbäche wie der sanften Auslaugung, die Kuppen erhöhte und Mulden auswusch, darin nun fremde Blumen stehen, gleich der Feuerlilie, die hier stolz ihr leuchtendes Haupt hebt. Es ist ein Erdreich, hold den Menschen. Ihre Siedlungen klimmen alle diese Hänge aufwärts, und aus schwindelnden Höhen, wo sonst nur noch einsame Sennhütten errichtet werden, grüßen noch graue Mauern und rote Ziegeldächer. Denn alles macht unter dieser hellen, wirkenden und dennoch nicht allzu blendenden Sonne seinen eigenen Effekt; ein flatternder Wimpel zum Beispiel, aufgesteckt über einem Giebel eines der Hotels, flammt im Licht förmlich auf und bannt auf lange hin den Blick.

Man hört Legenden aus längst verklungenen Zeiten, aus Tagen, lange noch vor der Völkerwanderung, und man achtet ihrer kaum, und es regt sich kaum ein Verlangen, ihnen nachzuspüren. Denn hier ist das Gebiet der sieben Kimbern-Gemeinden. Man hört den Namen immer noch nicht ohne eine gewisse Regung; denn in ihm klingt es von Speeren, mit Macht an breite und lange Schilde geschlagen, und es klirrt von Schwertern darein und von einem Nachhall jenes kimbrischen Schreckens, der Rom in seinem Tiefsten verstörte, da es keinen Widerpart mehr fürchten zu müssen glaubte und die ganze Welt zu seinen Füßen sah. Haben sich die Ueberreste jener Gewalthaufen wirklich hieher geflüchtet, nachdem Marius ihren Ansturm gebrochen? Haben die Unsteten hier wirklich ein Heim

gefunden, das mindestens ihren Namen noch rettet, nachdem von all ihren Taten nichts mehr übrig blieb? Wer weiß es? Wer kann ein Senkblei werfen in diese zornigen Wasser, die jede Richte beirren und die dennoch nur Vorläufer sind jener heftigeren Fluten, vor denen das Weltreich zerbrach und in eitel Stücken auseinanderfiel? Wer verlangt es sich hier nur vor dem Genusse der Gegenwart, dieser Tage, in denen die Sonne in immer gleicher Liebe diesen Boden küßt und befruchtet, der sich ihr sehnsüchtig und verlangend entgegenhebt?

Fast noch schöner aber sind die Abende. Man hat Erquickung und Ruhe geatmet. Nun will es dunkeln. Aus den Schluchten klimmen die Nebel, zart, weiß und leuchtend, wie aus einem inneren Licht. Der See von Lavarone, um den herauf sich die Häuser so schön aufbauen, liegt in der Tiefe, und ein milchiger Glanz schimmert durch sein grünes und immer warmes Gewässer, als breiteten die Wassermädchen die Perlen aus, die sie, zu Schnüren gewunden, sich einmal durchs schilfgrüne Haar flechten werden.

Verschleiert stehen die Hänge der Berge, die das Hochland schützen: der Skanupia, der Vesena, der Pizzo di Tonezza, der Dantes mächtiges Dichterhaupt, wie sie behaupten, so merkwürdig nachformt. Es ist noch stiller als sonst. Auch der Glockensang der Kirche von Lavarone, nach der sie nun die ganze Siedlung benennen, schweigt, und die rastlosen Heimchen sind schlafen gegangen. Die Ferne aber ist nur abgedämpft und durchaus nicht verhüllt, wie eine schöne Frau etwa, die deuten will, sie sei müde der Bewunderung und

ihrer Blicke, und ihnen dennoch nicht jede Aussicht wehren mag. Jede Runse aber bleibt sichtbar; man sieht, wie sich die Wetterbäche durch den schönen Wald niederstürzen in die Schluchten, die Lavarone von aller Welt scheiden. Am Horizont aber steht die Brenta-Gruppe. Noch leuchten ihre Gletscher mit jenem Glanze, dem sich kein ander Schimmern auf dieser Erde vergleichen läßt, und ihre kühn geformten Gipfel und Zacken, als hätte sie eine Riesenhand in spielerischer Laune aus dem Kalk der Dolomiten ausgesägt, ragen in Türmchen, Zinnen, abenteuerlichen Zacken in das Blau. Sie ziehen alle Wolken an sich. Das Licht erlischt; violblau und ernsthaft stehen die Berge am Horizont. Um sie aber geistert immer noch das Abendrot: ein tiefes Orange mit durchschlagender Lohe, deren Quell niemand bestimmen kann, die aber purpurn und in breiten Bächen hindurchströmt. Das ist das Abendrot des Südens, der hier all seine Erquickung aufgetan hat. Alles erstirbt; von der Cima Tosa steigen die Schatten niederwärts zu den stolzen Gipfeln, die ihr Gefolge bilden. Ein Grau hüllt die Welt, die kaum noch in den kühnsten und kräftigsten Farben gestanden und geflammt . . .

Verlorene Glockenschläge von der Kirche. Verschwunden sind die Ortschaften auf den Hängen, nach denen man sonst auflugt, als müßten sie neue Schönheiten offenbaren. Denn des Menschen Herz ist begierig, und es ahnt neue Wunder hinter denen, die es kaum noch bestaunt hat. Ihre sieben Hüllen und ihre faltigen Mäntel spreitet die Nacht enger und enger um alle Fernen und um Chiesa di Lavarone.

Aus Südtirol

Das sind nun auch schon viele Jahre her. Aber all die Zeit vermochte nicht jene hellen Tage zu verdunkeln. Aus der Erinnerung gewinnen sie immer neues, unbesiegliches Licht.

Man war nach Bozen gefahren, den anmutigen und sinnenden Walther von der Vogelweide zu enthüllen, der auf dem Johannesplatz ein so feines Stadtzeichen geworden ist, dem sie seither in Trient den mächtigen Dante mit der großen Gebärde des Gebietenden, Besitzergreifenden gegenübergestellt haben.

Ein feines Fähnlein hatte sich zusammengefunden. In Niederndorf im Pustertale bei der hochberühmten Frau Emma, die so meisterlich ihre Gäste zu pflegen verstand, hielt man Rast. Die war ein kleines, graues Weiblein, immer in Grau, nur mit dem goldenen Verdienstkreuz geschmückt, das sie sich für ihre Verdienste um den Fremdenverkehr, für persönliche Tapferkeit in einer schrecklichen Wassersnot mutig erworben hatte. Niemand hätt' es dem unansehnlichen, langgestreckten Haus angesehen, welche Fülle von Behagen darin gespeichert war.

Man war mit Erich Schmidt nach Schluderbach gewandert. Noch war da nicht einmal eine vernünftige

Zigarre zu erstehen; so durchaus für die Bedürfnisse der alleranspruchslosesten Touristen hatte man sich eingerichtet, und der einzige starke Raucher der Gesellschaft litt bittere Pein. Zum Misurinasee pilgerte man. Da stand ein einsames Albergo; über dem offenen Kohlenfeuer tanzte der große Kupferkessel, und niemand lüstete es darnach, was darin gebraut ward. Aber grün wie Gras spiegelte der See, und die Zinnen der grauen Dolomiten leuchteten aus ihm; und ein wunderschöner Knabe, zerlumpt aber mit den dunkelsten Augen, tutete auf einem Horn, und das Almvieh kam in großen Zügen — die Köpfe witterten in der Abendkühle — und stieg niederwärts. Das war ganz feierlich, ganz und gar Märchen und Weltvergessenheit.

Im Wirtshaus zu Schluderbach dachte man des armen Michel Innerkofler, der kurz vorher auf dem Cristallo so jämmerlich verunglückt war, nachdem ihm die schwierigsten Touren Spielerei gewesen. Er war ein Kletterer sondergleichen, von einer unglaublichen Kraft, Behendigkeit und Geistesgegenwart, und dabei ein wirklich liebenswürdiger und bescheidener Führer. Eine Schneebrücke, der er lange schon mißtraut, brach unter ihm, und so fand er auf dem leichtesten Berg seines Reviers den Tod in jungen Jahren. Das Seil, das er mit sich zu tragen gepflegt, war in der Gaststube aufgehangen zu seinem Erinnern. Man pilgerte der Ampezzaner Straße entlang, staunte auf zu den Steilstürzen der „Roten Wand", die in einem schwindeligen Satz, höllisch rot, mit furchtbaren Kaminen sich aufschwingt. Zur Plätzwiese wanderte man. Es wurde eben am Sperrfort gebaut, das die Straße gegen

Italien zu schirmen bestimmt ist. Denn wir halten wohl gute Nachbarschaft, aber man ist trotzdem bedacht, das Seinige zu schirmen und nicht unbehütet zu lassen, damit keine Versuchung geweckt werde.

Es war schon ziemlich spät am Jahre für solche Höhe. Schon zogen die Nebel. Aber noch war warme Sonne mit manchmal ganz verklärten Fernen auf dieser Hochfläche. Dürftiger Graswuchs; der einzige Baum die Zirbelkiefer, jeder Stamm vom Blitz geschält, rötlich der Bast unter der braunen Borke; in den zausigen Gipfeln Zirbelkrähen, die mit heiserem Krächzen ihren Umflug taten. Aus den blutroten Schründen der hohen Geisel schimmerte der Gletscher; grau und zerrissen ragte der Dürrenstein. Edelraute und Edelweiß ward gepflückt, da man den Dürrenstein bestieg und einen guten und tiefen Blick recht ins Herz und in die Geheimnisse der wilden Dolomiten tat. Voller Mond war; man blieb im Freien, so lang man's ertragen konnte vor dem Frost, und verwunderte sich über die Magie der Lichter. Unmittelbar am Hauptkamm der hohen Geisel ist ein Loch, ganz rund, nicht anders, als hätte der Satan einmal in toller Laune ein Wurfgeschoß hindurchgeschleudert. Dadurch floß für ein Weilchen der Schimmer; tiefe Schatten, geisterndes Scheinen auf blanken Firn und rotem Gefels. Es war ganz toll, und man brauchte gute Zeit in der heimeligen Stube beim herben und unschädlichen Roten, ehe man sich beruhigte. Das Haus war neu und ganz mit Zirbelholz eingerichtet, das so blank und freundlich ist und immer nach Harz und nach Wald duftet. Auch die Farbe mutet an; sie ist hell und schattet ins Dunklere,

und die Astknoten gucken vor wie bräunliche, sanfte Augen.

Man wanderte nach Altprags, das noch im hellen Grün stand und dennoch zu veröden begann, und freute sich des Wirtes. Denn er ragte stattlich an Gestalt und glich ganz erstaunlich den besten Bildnissen, die uns die Züge des Sandwirtes überliefern. Auch ihm stand eine Knollen- oder Kartoffelnase im Gesicht, die man just bei Helden und gar bei Tiroler Bauern sich nicht vermutet und ungern sieht. Weiter am Wildsee von Prags vorüber, der sich in grüne Tannen und an graues Gewänd schmiegt und dessen Stimmung Hermann von Gilm in einem seiner schönsten Gedichte ganz meisterlich, nur vielleicht gar zu heroisch ausgeschöpft hat. Denn eigentlich denkt man hier nicht einmal im Nachhall an Kämpfe. Und so, voll von bunten Eindrücken, kam man nach Bozen und sah dies Tor dem sonnigen Süden zu, das ganz mit Rebgewinden umschlungen ist, durch das eine leichtere, heitere, bakchische Luft vorströmt gen Norden. Das ist hier an hellen Tagen wie Musik kichernder und übermütiger Weingeisterchen; die Versammelten aber waren hellhörig, und sie verstockten sich nicht wider ihren Sang. Und so tat man denn behaglichen Umtrunk; oder man ergötzte sich am behenden Spiel und am flinken Durcheinanderwirren der Eidechsen, die aus jedem Spalt der Wassermauer die spitzen Köpfchen vorsteckten; oder man genoß den Tanz der Lichter auf den drei Strömen, die rauschend, eilfertig und wie aus herzlicher Liebe ihrer Vereinigung entgegenbrausen. Auf Runkelstein weilte man, ohne, trotz gründlicher, germanistischer Vorbil-

dung, vor dem Genuß der holden Gegenwart viel für die Vergangenheit und die ruhmwürdigen, aber verblaßten Bilder aus Tristan in sich aufbringen zu können. Durch wehendes Laub der edlen Kastanien sah man den Porphyr aufglühen, braunrot und mit glimmernden Pünktchen, als wäre selber im Gestein Sonne beschlossen; aus dem Tannicht aber grüßten graue Burgen: Säben, das Heim Leutholds; man tat eine Wallfahrt gen Layen, wo Walther selber das Licht gewonnen haben soll, und die Trostburg, den Ansitz des unstäten Oswald von Wolkenstein, grüßte man im Etschtal, daß man sich Eingang, Blüte, Ende einer reichen Zeit deutschen Geisteslebens beisammen träumen konnte.

Man besuchte die Mendel. Das Hotel war überfüllt, und man mußte dem Geschick dankbar sein, daß man in der unbewohnten Villa eines reichen Bozener Kaufherrn nächtigen konnte. Nicht ohne Fährlichkeiten und Abenteuer; denn leckere Mäuse fanden Geschmack an Erich Schmidts Bergschuhen und zernagten sie gründlich. Vorher hatte man den Wein von Kaltern versucht und sich mit Karl Weinhold, dem Festredner, vereinigt und mächtig fachgesimpelt. Unten in Bozen aber harrten schon Jakob Bächtold und Alois Brandl. Mit ihnen vereinigt und verstärkt um Franz Defregger becherte man im Batzenhäusel bis zu unmöglichen Frühstunden. Georg Reimers ließ seine mächtige Stimme dröhnen und fugierte gewaltig allerhand Lyrik; ein feines Quartett, „die Vogelweider“ benannt und des rühmlichen Namens würdig, ließ sich hören; die edelsten Pfirsiche des Landes schnitt man in

den kühlen Wein, damit er eine noch köstlichere Würze gewinne; hielt Reden, die niemand verstand, vielleicht zum mindesten der, aus dem eben der Geist sprach, die untergingen im allgemeinen Kichern, Schwatzen, Zutrinken. Und als Defregger, übermüdet vom Trubel, verschwand, seine Ruhe zu suchen, da zog ein Gewalthaufen vor das Heim des Fahnenflüchtigen und ließ mit unbilligem Lärmen in der schlafenden Nacht nicht ab, bis er sein Bett verließ und sich zu den Genossen fand. Noch hör' ich seine klägliche Stimme: „Ich find' mei Wescht nicht" und die gebietende Antwort Heinrich Natters, in dem die Unruhe und die Aufregung eines Künstlers mächtig zuckte, der sich vor der Enthüllung eines Werkes weiß: „So such sie oder kommst halt ohne Wescht". Und so verging die Nacht; und das Denkmal ward glücklich enthüllt und der offizielle Teil begann und war wie alle offiziellen Teile, und man hat glücklich vergessen, was aus diesem Anlaß geredet, gedichtet und in Tönen gesungen ward. Besonders die Musik hat Max Kalbecks Zorn geweckt und ihn zu heftigen Aeußerungen seines Mißfallens hingerissen. Nur Karl Weinholds Festrede blieb im Gedächtnis; denn sie war sinnreich, und der feine, alte Herr, ein blaues Ordensband um den Hals geschlungen, hielt sie mit kluger Würde, voll Nachdruck und ohne alles Pathos, ganz erfüllt von seinem Stoff, von der Bedeutung dieses Denkmals an diesem Ort, in der letzten Stadt deutscher Zunge gegen Süden, und also ganz befähigt, auch andere zu erhöhtem Verständnis zu führen.

Das ist nun schon so lange her! Kaum versteht man noch jenen Uebermut und die Tollheit jener Laune,

die jeden Schwank bejubelte. Es sind viele den Weg gefahren, über dem ewige Schatten liegen. Otto Hieser, ein genialischer Architekt, ein übersprudelnder Mensch, dem der Sockel nicht gar glücklich geriet. Denn die Löwen, die sich auf ein Wappenschild stützen, erinnern in nicht eben erbaulicher Weise an die Schilder, die bei uns zu Lande die ehrsame Zunft der Lichterzieher und Seifensieder zu führen pflegt: aufgerichtete Leuen von sehr gutmütigem Gesichtsausdruck, in der wehrhaften Pranke ein Bündelchen Lichter. Auf einem Säulchenbündel aber, das für sein Teil wiederum bedenklich den Erzeugnissen dieser Zunft ähnelt, erhebt sich die nachdenkliche Gestalt des Lyrikers. Heinrich Natter folgte gleichfalls vor seiner Zeit dem Freunde, nachdem er noch den mächtigen Andreas Hofer gestaltet, der mit gerecktem Zeigefinger vom Berg Isel auf das Tal deutet, das er so mannhaft verteidigt, als wollt' er den Landesschützen immer noch den Feind und das Ziel für ihre Stutzen weisen. Man mag an der Gestalt einzelnes bemängeln; dennoch glaubt man vor ihr das Rauschen der Sturmfahne in der Hand des frommen Andreas zu hören, und es ist am Ganzen etwas von der tragischen Größe und Wucht einer Wetterwolke, die sich ungestüm entladen will. Schon zuckt es vor von den schwarzen Rändern . . Jakob Bächtold war es noch vergönnt, Gottfried Kellers Lebenslauf und seine Briefe in die Hände Dankbarer und Empfänglicher zu bringen. Auch Weinhold ist tot. Wer gedenkt der anderen, minderen? Der Zuzug aber nach Südtirol ist mit jedem Jahre in ungeahnter Weise gewachsen. Schon überfüllt er die entlegensten Tale; der

Tourist, der an den Zinnen der Dolomiten seine Kletterkünste versuchen wollte, hat seine Rolle ausgespielt vor den reichen Fremden, die alle Bequemlichkeit fordern und zu bezahlen geneigt sind. Ueber die Bergstraßen saust das Automobil. An einsamen Bergseen, um die sonst die Krähen flatterten und über denen der Adler stolz und seiner Flugkünste froh seine wundersamen Kreise spann, stehen Hotels für Hunderte, die schwatzen, ihre Kleider zur Schau tragen und sich vergnügen wollen. In Tälern, die das ewige Eis umgürtet, haben sie Burgen für den Fremdenverkehr getürmt, die dem immer schwellenden Andrang auch nicht mehr genügen. Summen, die man sich im armen Land garnicht vermutet hätte, sind für diesen Zweck aufgeboten worden, zinsen reichlich und locken neue Kapitalien ins Land, dessen Bewohner mählich den Segen zu begreifen und an ihn zu glauben beginnen. Die früher die Hände allzu eifrig nur zum Gebet gefaltet, wissen sie nun aufzutun, ja auszustrecken nach den guten Dingen, die ihnen so freundlich ins vordem verödete Haus getragen werden. Immer neue Bahnen werden gebaut und geplant; Namen, die einstmals nur der Wissende dem Freunde vertraute, haben heute Klang und Geltung selbst auf dem Weltmarkt. Freilich: es ist im Trubel des modernen Verkehrs auch manches Behagen geschwunden. Schwerer ist es, sich einzuheimen, als vordem, und so mag denn Herrn Walthers Elegie oftmals vernehmlich in mancher Seele klingen, die wieder dieser Straßen fährt. Es wäre wohl an der Zeit, Chidhers des ewig Jungen Umzugsfrist ganz erheblich zu kürzen.

Und nun, nach also langer Zeit, galt es wieder einmal im Sommer gen Süden fahren, ob seine Sonne manchen Schaden heile, manchen Schmerz lindere, der nicht weichen wollte. Nicht aus freiem Willen, auf Geheiß der Aerzte zog man aus, und so viele Bedingungen sollte der Ort erfüllen, daß man fast vermeinte, er müsse wohl erst künstlich konstruiert werden.

Ein fröhliches Wandern war untersagt. Der helle Becherklang, dem man so gern mindestens gelauscht, war im gesegneten Weinland verwehrt; auch den bequemsten Pfaden, wenn sie zu unwegsamerer Höhe führen, durfte nur noch das Auge folgen. Ohne andere Geselligkeit, als die vielleicht der Zufall bringt, sollte man Tage und Wochen mit sich und mit der Natur allein verdämmern, den Blick ins Grün und wieder in sich gekehrt.

So kam man nach Trient. Eine verarmende Adelsstadt. Stolze Palazzi, die Fassaden mit wunderlichen, verblassenden Schildereien geschmückt. Der Dom, mit den merkwürdigsten Chortreppen zwischen Säulchenreihen im Innern des großen und feierlichen Gebäudes, sonderbaren Verknotungen aus Schlangenleibern zum Schmuck der Außensäulen, die einem Sachverständigen sicherlich viel erzählen müssen; höchst eigentümlichen und häßlichen Löwengestalten mit Menschenhänden als Säulenträgern. Alte Kultur, alter Reichtum, der nun langsam verschwindet und zerbröckelt. Seine Reste zu wahren, die eigene Unabhängigkeit zu hüten, müssen sich die Patrizier manche Beschränkung auferlegen, damit nicht zu häufige Erbteilung zersplittere, was ihnen von den Vätern überblieb. Es ist das Ragusaner

System, gemildert: dort haben sich die Enkel der stolzen Rektorengeschlechter, die vordem unter den schwierigsten Verhältnissen so ruhmwürdig und klug die Würde und Unabhängigkeit ihres kleinen Freistaates behauptet, zur Ehelosigkeit, zum Aussterben verurteilt; nicht gewillt, sich der neuen Zeit zu unterwerfen; unfähig, sich in ihr zu behaupten und ihr Geschick frisch aufzubauen.

Nun ist das Trento ein armes und ein kleines Land. 360 000 Einwohner zählt es überhaupt. Die haben für Straßenbauten und für Kirchtürme, mit denen jeder Ort die Nachbargemeinde übertrumpfen möchte, eine furchtbare und kaum mehr zu tilgende Schuldenlast auf sich geladen. An sechzehn Millionen Kronen sind dafür geliehen worden. Die Straßen, die dafür gebaut wurden, sind zum Teil herrlich und das Entzücken dessen, der sie wandert. Aber die Summe lastet schwer auf den Menschen, die sie verzinsen und tilgen sollen und denen Staat und Land nur sehr unwillig und sparsam beistehen. Der Grundbesitz ist ganz unglaublich zerstückelt. Bei aller Macht der Sonne begreift man nicht, wie solche Schnipselchen Erdreich Familien ernähren sollen. Der Weinbau lohnt schlecht, der Nähe und des Andrängens Italiens halber. Die Seidenzucht aber, die vordem ein gut Stück Geld ins Land gebracht, hat fast aufgehört. Innerhalb eines Menschenalters sind die vielen Filanden von Rovereto, die Tausende von Händen in Bewegung gesetzt, bis auf kümmerliche Reste zum Feiern gebracht worden. Nirgends sind die Gemeindeumlagen so hoch. Sie steigen von 400 bis zu 900 Prozent der Staatssteuern an. Sie drücken auf das Brot. Die Bäcker-Gerechtsame

werden zu unerschwinglichen Summen verpachtet, sodaß das Brot fast unerschwinglich und ungenießbar ist und der Mais als Hauptnahrung die leidige Pellagra mit sich bringt. Erst kürzlich hat ein kluger und unterrichteter Mann, Dr. Guido von Probizer aus Rovereto in einem sehr beachtenswerten Artikel der „Oesterreichischen Rundschau“ darüber gesprochen. Mit unzulänglichen Mitteln bekämpft man die Krankheit und weiß sie ganz wohl zu heilen. Ihren Ursachen aber, die klar zutage liegen, rückt man nicht zu Leibe.

Der das Land durchfährt, merkt freilich nichts davon. Wie arm es sei, so schön stellt es sich dar. Eine kleine Bahn führt von Trient ins Val Sugana. Das ist zunächst, als könnte sie sich von der Stadt nicht trennen. In immer neuen Windungen umschlingt sie zärtlich Trient, stellt es in immer schöneren Ansichten dar. Dann geht es durch Weingärten. Der Stamm ist kräftig, und das grüne Laub schwankt und flattert fröhlich im Wind und greift mit grünen Fingern in die Luft. Es ist allenthalben Zwischenfrucht gesät, damit die Triebkraft des Bodens ja bis aufs letzte ausgenutzt werde. Zu Anfang Juli wars, da wir vorüberfuhren. Der Erdbeerbaum hatte sich mit seinen roten Früchten behangen und grüßte festlich. Am grünen, flachuferigen, spiegelnden See von Caldonazzo kam man vorbei.

Rund tausend Meter über Trient, ganz an der Grenze Italiens, erhebt sich Chiesa di Lavarone; ein Hochland, beinahe eine Welt für sich, von allen Seiten steil zu den Tälern und Schluchten ringsum niederstürzend, von der Natur selber zur Festung gebildet.

Die Straße überschreitet zunächst einen schrecklichen Muhrgang. Breit wie ein Strom und mit einer unerhörten Wucht muß er einmal niedergegangen sein und hat sich seine traurige, graue Bahn durch den Wald gebrochen. Niemand weiß, wann sich das begeben hat. Aber immer noch will er sich nicht begrünen; vereinsamte, vorwitzige Tannen haben sich angesiedelt und bilden dürftige Inselchen im Grau. Der Weg aber hebt sich kräftig. Immer unmittelbar an Abgründen vorbei, schwindelig genug, zu eng, selbst für Serpentinen. Nur für Schleifen blieb Raum. Man hat in den lebendigen Fels Galerien sprengen müssen und Ausweichstellen, damit man einigen Raum gewinne, und der Pfad bleibt immer ängstlich und schmal genug.

Am Horizont aber stehen die Gipfel der Brentagruppe, und an hellen Tagen tut sich der Blick gar bis zum Ortler hin auf, der königlich mit den gewaltigen Massen seiner Gletscher all das Gebirg überragt. Kühne, graue Gipfel, Zinnen, Zacken und Türme, als hätte sie eine Riesenhand einmal in spielerischer und übermütiger Laune aus dem Kalkgestein gesägt und gebrochen. Die Gletscher der Cima Tosa leuchten vor; in jeden Abhang hat sich der ewige Firn gebettet. Am Wege aber blühte allenthalben noch die Alpenrose; die Erdbeere reifte in unbeschreiblicher Fülle; gelbe Schmetterlingsblüten des Ginsters; an geschützten Stellen Maienglöckchen; überall ein reiches und schönes Leuchten der wilden Rose. Denn hier sind gar schöne Blumen heimisch. Schon wuchert der Jasmin wild und würzt die Luft süß und stark; die Feuerlilie schießt in feuchten Gründen auf. Der Goldregen aber be-

hängt sich mit königlichem Schmuck. Gleich Schnüren aus edelstem, mild leuchtendem Bernstein schimmern die mit Blumen ganz besteckten Zweige durch das sanft grüne Blattwerk.

Eine einzige schmale Straße deutet den Ort Lavarone eben nur an. Auf einem großen, wüsten Platz eine Kirche, schön von Geläut, aber von ganz unmöglicher Architektur. Das Portal ist Renaissance, wie man sie hier einmal verstanden haben mag, das Innere kümmerlich und ungehegt, der Glockenturm mit offenem Gestühl seitlich der Halle angeklebt, die einer Scheune bedenklich ähnelt. Ringsum aber ist das schönste Grün der Wiesen, die hier überhaupt nicht zu vergilben scheinen; dunkel heben sich die Tannenwälder darüber; über sie hinaus ragen die blaßgrauen Dolomiten; im Grund schimmert der lauchgrüne See, klein und tief, sehr warm für seine Höhenlage. Und die Luft ist mild und dennoch, auch an den sonnigsten Tagen, mit einer leisen Kühlung durchatmet. Ein Wehen, sie sagen von den Hängen des Brenner, zieht durch, verstummt niemals völlig und steigert sich selten nur zum Wind. Graue Stunden kommen sparsam; trübe Tage sind zu zählen, auch wenn man lange hier verweilt. Nachtgewitter entladen sich gern mit furchtbarer Gewalt und umspannen die ganze Hochfläche, die sich weit genug dehnt, daß man Tage braucht, um sie ganz zu umwandern. Sie ist reich besiedelt; zu den höchsten Höhen klimmen die stattlichen und hochgemauerten Häuser auf. Reiner und voller von Duft mag man kaum atmen; noch nirgends hab ich ein solches Aroma des Heus empfunden.

Es ist ein Boden, die Menschen nährend und ihnen

hold gesinnt. Ein gewisser Wohlstand ist allgemein, im Gegensatz zum Elend in den Tälern. Wenig Bettlerwesen, das sich nun erst mit steigendem Fremdenverkehr einnisten zu wollen scheint und kaum behelligt. Der Hauptreichtum der Landschaft ist immer noch der Wald, den man kaum irgendwo im Süden so prächtig finden wird. Um Monte Rovere ist er wohl am schönsten. Da schießen Tannen auf, blank die Rinde, ohne Makel und säulengerade der Stamm mit der wundersamen Krone und dem stolzen Wipfel, der sich im Blau wiegt; ganz behangen sind sie mit den kupferbraunen Zapfen, die sich so schön und harmonisch vom Grün der Nadeln abheben. Allerhand ungeheures Pilzwerk wuchert üppig und giftig. Mitten im Tannicht träumt ein vergessener See und glitzert im leisen Wind, und ein ganz einsames Wirtshaus steht da. Wer spricht hier vor? Wer behaust sich in solcher Einsamkeit, da man sich am liebsten Wichtelmänner heimisch und mit den Eichhörnchen Verstecken und Haschen spielend dächte? Die Romantik von Märchen und auch eine wildere Romantik der nahen Grenzen, die vielleicht wirklich noch nicht gar lange getilgt ist, wird lebendig.

Hier haben einmal allmächtig die Wasser gewogt und ihr Werk gewirkt. Sie haben diese wundersamen Versteinerungen zurückgelassen, denen man überall begegnet, Grotten gehöhlt, milde Mulden geschaffen, die sich sachte aufschwingen, daß sich nun nicht einmal mehr ein Bächlein zu bilden vermag, daß die Quellen verrieseln und sich die Seen die merkwürdigsten Abflüsse schaffen müssen, wo man sie garnicht

vermuten möchte. Sie trugen das nährende Erdreich hinzu, das dünn genug dem grauen Kalkstein aufliegt, der überall vorsteht und mächtige und schroffe Bänke baut. Auch „die Schlucht" haben sie wohl geformt. Das ist, als hätte den Rand des Hochlandes von Lavarone eine schreckliche Faust auseinandergerissen. Nun klafft das. Der Blick taucht scheu in die Tiefe, die Wände entlang, die sich zu berühren scheinen. Ueber der Schlucht aber spinnt ein Geier seine Kreise, der hier seinen Horst gebaut. Schüchternes Grün ist angeflogen; ganz unten ein Dörfchen mit braunroten Ziegeldächern, an einer grauen Straße, die, schon auf italienischem Boden, in künstlichen Kehren zur Ferne lockt und mahnt. Dahinter wiederum trotzige Steilungen; tief eingerissene Runsen der Wetterbäche, denen nichts widerstehen kann, wenn sie, zornig über den endlosen Winter, niederbrausen.

Man findet etwa ein Stückchen Schlacke auf einem einsamen Weg, das man nicht zu bestimmen weiß, und fragt danach. „Das ist wohl noch von den Cimbern?" Denn hier ist das Gebiet der sieben Gemeinden, die man nach den Cimbern genannt hat; dieses Hochland soll die Reste der hellen Haufen aufgenommen und ihre Trümmer gehütet haben, so viel davon der Kriegskunst des Marius und seinem Schwert entronnen sind. Immer noch überwiegt im Volke das blaue Auge und das helle Haar, und etwa in Tolgaria (vor kurzem noch gut deutsch Folgareit geheißen) begegnet man jenen Apfelgesichtern mit Flachshaar darum, die man eher im Schwarzwald suchen möchte. Sicherlich besaß das Deutschtum hier einmal breiteren Boden als nun, da

nur noch in Luserna, vom Schulverein behütet, seine Reste sich behaupten. Es kam wohl auch mit den Bergknappen ins Land, die ja in alle Welt aus Deutschland gerufen wurden und hier emsig im Tonschiefer nach Silber schürften. Noch erzählt man von den „tausend Schächten“, die abgeteuft wurden. Aber der Bergsegen ist völlig versiegt. Nun fahren die Männer von Lavarone, gewandt in aller Gesteinarbeit und erfahren im Sprengen und Minieren, in alle Weiten und bringen den Ertrag ihrer Mühen heim. Nur so können sie sich ernähren. Denn die Kartoffel blüht erst zu Ende August und reift nicht immer, und darnach mag man ermessen, was sonst gedeiht. Die Besitzenden in Lavarone haben sich ihr Vermögen sämtlich auswärts geholt. Wer nicht verdirbt, findet immer den Heimweg. Der deutsche Laut verschwindet; so sollen sie in Masetti noch eine Mundart haben, die kaum mehr verständlich ist. Ueberhaupt — wie sich im ganzen Gebiet zum Beispiel das edle Kupfergeschirr, das eine Küche so stattlich putzt, immer noch erhält — sollen sie in diesem Masetti noch ganz eigene Bräuche hegen. Wenn ein Kind unter sieben Jahren stirbt, also sündenrein in den Himmel eingeht, wird die kleine Leiche in der Wohnstube aufgebahrt und ein Mahl gerüstet, so reichlich die Eltern es vermögen. Um das Särglein herum aber tanzen sie, ehe sie schmausen. Auch Klageweiber bestellen sie da noch, wie mir Baron Salvotti, ein sehr unterrichteter Nobile aus Trient, mitteilte, der hier seine Sommerlust suchte.

Es war Kirchweih in Lavarone. Der große Platz war erfüllt von Fremden und Zuzüglern. Ein Trupp

Turner aus Trient in stanbgrauer Uniform, staubgraue Mützen auf den Köpfen, blaugetupfte Hemden an, Hörner und Hörnchen, die in der Sonne gar lustig flimmerten, umgehängt, war aufgezogen, nahm Posto und schmetterte sein Marschlied in die Luft. Von der Kirche her aber sangen die Glocken darein; ein Leichenzug nahte, vorauf hochgerichtet, Bänder streng unterm Kinn, die Klageweiber. Die Musik verstummte, die Menge machte Raum für das Gefolge des Todes. Sie traten in die Kirche; den völlig schmucklosen Sarg, eine richtige Truhe aus Tannenholz, nur mit dem Kreuzeszeichen darauf, stellten sie auf den Schragen, der schon dafür bereitet stand, verweilten eben nur ein Augenblickchen und traten den Rückweg an. Hinter ihnen aber schloß sich wieder die Menge; wieder rückten die Turner vor, schmetterten wieder ihre jauchzende Weise, daß sie vielleicht noch denen in die Ohren klang und wider Willen den Schritt beflügelte, die nach vollbrachtem Werk der Trauer den Heimweg nahmen. Das war so eigen, wie es sich nicht oft fügt und wie man's kaum mehr vergißt. Das Leben schuf Raum für den Tod; aber nur für so lange, als es eben sein mußte, und nur um gleich darauf sich und sein Recht desto nachdrücklicher zu verkünden.

Im allgemeinen aber ist eine große und schöne Stille um Chiesa di Lavarone. Man empfindet sie täglich tiefer und dankbarer. Eine Beruhigung, wie sie sonst nur noch das Meer spendet, segnet hier mit jenem tiefen Segen, den eigentlich nur der Müde ganz kennt, versteht und dankt.

Es ist wenig Verkehr. Der Postwagen kommt ein-

mal von Caldonazzo, ein andermal von der Roveretaner Seite her. Nach diesen beiden Städten geht aller Verkehr. Oder eine Equipage rollt in der Mittagssonne mit Fremden über den Platz. Sonst treibt hier noch der Säumer, dem man nicht mehr zu begegnen gewohnt ist, sein geduldiges Tier vorüber; oder ein Hausierer, schwer genug mit seinem armen Kram beladen, verschnauft, die Kraxe mit Waren neben sich, ein wenig, ganz erschöpft vom Aufstieg und neue, schwere Mühseligkeiten des Weges vor sich.

Hier hat es niemand eilig. Sie lungern keineswegs; noch minder aber hasten sie oder knickern mit dem Augenblick. Den Kulturboden, der ihnen ja karg genug zugemessen ist, wissen sie ganz gut, als Italiker, mit Mauern und mit Terrassen gegen die Wucht andrängender Fluten zu verteidigen und bestellen ihn und nutzen ihre Wälder, ohne sie zu schwenden, aber auch ohne sie zu hegen. Ueber Forstfrevel und über Holzdiebstahl wird viel geklagt. Wo einmal geschlagen wurde, wird nicht nach den Gesetzen einer vernünftigen Wirtschaft nachgepflanzt. Aus sich selber, durch fliegenden Samen, muß sich der Kahlhieb neu begrünen. Da ist es denn doppelt merkwürdig, wie kunstgemäß, wie völlig parkartig sich einzelne Partien zusammenschließen, als hätte die Natur selber komponieren wollen.

Und so genießt man und betrachtet, und es rinnt eins ins andere. Die Stunden dehnen sich; die Tage ziehen; die Wochen aber hasten. Man atmet tiefer und in stärkeren Zügen und atmet Genesung und Beruhigung; und das Herz, das zu Beginn in dieser Höhe von

1200 Metern, in dieser dünnen und reinen Luft hastiger geschlagen, tut sein Werk von Stunde zu Stunde besser. Fernab rückt einem die Welt mit ihren Händeln; verwundert und unwillig genug leiht man sein Ohr dem gedämpften Nachhall, der murmelnd etwa auch hierher dringt. Man verlangt sich keine Gesellschaft und freut sich dennoch, findet sich von ungefähr ein guter Geselle, der mit uns zu genießen, zu schweigen oder ein kluges Wort zu tauschen, sich gleich uns am Spiegel und am Wechsel von Licht und Farbe zu erfreuen weiß, das der Süden so wunderbar zu mischen und zu führen versteht.

Am schönsten ist das wohl zu Abend. Dann stimmen sich alle Berge zu einem sehr tiefen und satten Violblau zusammen. Ueber den grünen Vordergrund heben sie sich; und es schiebt sich manchmal ein sehr sanfter, perlengrauer Schleier, den man mehr ahnt und dennoch nicht verkennen kann, zwischen Nähe und Ferne. Das Abendrot flammt in roten Gluten, und ein starkes Orange glüht durch und behauptet sich sehr bestimmt. Aus den Gründen klimmen die Nebel und steigen aufwärts; sie schlingen ein graues Band unter dem Grat der Skanupia, und ihr Horn ragt vor, noch angeglüht vom verschwindenden Licht, das unwillig genug dem siegreich andringenden Dämmern den Platz räumt. Es ist kein Laut mehr; noch einmal haben die Grillen, die in ungezählten Scharen in den Wiesen hausen, mit aller Macht ihr Zirpen und ihren schläfernden Singsang erhoben, ehe sie verstummen. Alle Wolken vereinigen sich um die kühnen Türme der Brentagebirge, sinken tiefer auf ihre Gletscher, daß ihr Licht er-

stirbt und nur die Gipfel sich noch in den ernsteren Himmel heben. In seinem tiefen Grunde liegt der See; es ist über sein grünes Gewässer ein zarter, weißer Schimmer ausgespannt, als wäre da ein Schleier gebreitet, bestimmt, die Tiefe und was sich zu Nacht in ihr an Geheimnissen begibt, vor allen unberufenen Blicken zu hüten.

Der lichtblaue Himmel, der sich in sehr flacher Wölbung über das Hochland hebt, verfärbt sich ins Aschgraue. Alsdann erscheint er fast schwarz. Die Sterne drängen vor, näher, heller und bestimmter nach Glanz und Farbe, als wir sie im Norden oder gar im Dunst unserer Großstädte zu sehen gewohnt sind; die Wälder erdunkeln, und von ihnen und den schlafenden Firnen hinter ihrer Wolkendecke atmet es kühl, rhythmisch und wie in tiefen Zügen durch die Nacht. Vier stolze Tannen, wie man sie schöner nirgends sehen mag, hüten den Kirchplatz; vier Wipfel wiegen sich leis und in schläfernder Bewegung und raunen sich mit geheimer Musik zu. Von den Schultern der Nacht sinkt ihr blauschattender Mantel, immer enger, immer schirmender hüllt er Chiesa di Lavarone samt allen seinen Schönheiten ein. Die noch durch die Dunkelheit wandeln, ehe sie früh ihr Bett suchen, die wagen kaum ein Wort. Leises Tuscheln; vielleicht noch ein Kichern von Kindern, die sich am Spiele nicht ersättigen können. Dann schlummert alles.

Also hat sich mir in sieben stillen Wochen Chiesa di Lavarone offenbart. Es hat Verdrießlichkeiten gegeben; wie sehr aber das Schöne überwog, bleibt mir und wird mir unvergessen sein, nun es ans Scheiden

geht. Hier war Fülle und Schönheit und manche reiche Erquickung; Schatten und Wald im Süden, der uns sonst bei all seinem Reichtum so schmerzlich nach diesen beiden verlangen läßt, manchmal, wie um Monte Rovere oder in Folgaria, bis zu einem Ernst gesteigert, dem nur der Himmel und die Macht seiner Sonne widersprachen. Nun heißt es scheiden und sich nach Norden kehren. Noch sind sonnige Tage; noch leuchten die Wiesen, und es will kein Laub fallen. Aber, schon einmal guckte, wie sie in Tirol sagen, „der Herbst über's Joch", hier über das nach Luserna, und das Wetter ließ sich unwirsch genug an, daß man bange hatte, es werde nun wohl gar so bleiben. Noch einmal, freilich einsam und ärmer um manchen, der mir einmal lieb war, möcht' ich Bozen und das Spiel der Sonnenfunken auf König Laurins Rosengarten sehen. Und ein vergnüglich Sprüchlein, das Heinrich Natter aus Volksmund haben wollte und gern anführte, summt und singt wieder in mir und hat dennoch andern Sinn und andere Weise:

Weinlein, Weinlein, rinn!
Feuerl, Feuerl, brinn!
Was nützen mich die Kreuzerlein,
Wenn ich gestorben bin?

getragen. Aber das äußerlich scharf Erschaute ward in seinem reichen Gemüt verinnerlicht. Wer einmal seines Wesens Kraft und herbe Ehrlichkeit erfahren, muß ihm für immer treu bleiben. Seinem Werk, dem keine launische Mode etwas gab, kann keine Laune der Zeit etwas nehmen.

Der Wortkarge erschloß sich in seinen Gedichten, — von denen bisher nur ein Teil veröffentlicht wurde. Innig oder herb drang der Ton aus Davids Eigenart.

Vermochte er, wie kaum ein anderer neben ihm, im zeitgenössischen Roman das Bild seiner lieben Stadt Wien mit ihren Typen und ihren Sonderlingen zu zeichnen, so führte der Erzähler David auch in die heimatliche mährische Ebene, die Zusammengehörigkeit des Menschen mit dem angestammten Boden, die Abhängigkeit von den Stimmungen der Landschaft sehend und deutend. Auch treten die historischen Gestalten, die er in seiner Frühzeit rief, als Zeugen desselben festen und mannhaften Sinnes neben seine modernen Menschen. In den zum ersten Mal gesammelten Essays kommt die vornehme ernste Welt- und Kunstanschauung des Dichters bezwingend zum Ausdruck. Davids Werke, wie sie nun gesammelt vorliegen werden, gehören zum eisernen Bestande unseres deutschen Schrifttums.

Druck von Mänicke u. Jahn, Rudolstadt.